

Viertes Buch.

A e g y p t e n.

Erstes Kapitel.

Natur des Landes und Charakter des Volkes.

Aus den entfernten und wenig bekannten Regionen, die wir bisher überblickten, treten wir jetzt in ein Land, das, wenn auch einem anderen Welttheile angehörig, dennoch fast im Angesichte Europa's gelegen, durch eine kurze Ueberfahrt erreichbar, in stetem Zusammenhange mit den Völkern des Mittelmeeres stand, und zu dessen Kenntniss sich in neuerer Zeit Hülfsmittel geboten haben, wie wir sie für kein anderes aussereuropäisches Land besitzen. Die französische Expedition nach Aegypten im Jahre 1798, ein in politischer Beziehung abenteuerliches und fast spurlos vorübergegangenes Wagniss des damals noch jungen Helden der Revolution, nimmt in der Geschichte der Wissenschaft eine bedeutende Stelle ein. Unter dem Schutze der Waffen maassen, zeichneten und beschrieben die zu diesem Zwecke mitgenommenen Ingenieure die bis dahin nur unvollkommen bekannt gewordenen Monumente des ägyptischen Alterthums, und ihre Arbeiten, in einem kolossalen Werke veröffentlicht, gaben uns die ersten deutlichen Anschauungen. Selbst die Entzifferung der Hieroglyphen, welche das Dunkel der ägyptischen Geschichte allmählig vollkommen aufzuhellen verspricht, war eine mittelbare Folge dieses Kriegszuges. Nachdem so die Bahn gebrochen, haben fortdauernd günstige Verhältnisse und ein erfreulicher Wettstreit der europäischen Regierungen anderen Gelehrten und Künstlern Gelegenheit gegeben, jene Forschungen weiter auszudehnen und zu berichtigen; wir besitzen schon jetzt überaus reiche Materialien zur

Kenntniss dieses früher so geheimnissvollen Landes und dürfen noch immer neue Aufschlüsse erwarten ¹⁾).

1) Die Ergebnisse der ersten grossen französischen Expedition wurden zunächst von Denon, in seinem *Voyage dans la haute et basse Egypte*, Paris 1802, 3 Vol. 8^o, und sodann in dem auf Kosten der französischen Regierung herausgegebenen Prachtwerke, *Description de l'Egypte*, Paris 1809—18, 9 Vol. Tafeln und 9 Vol. Text Fol. (Vol. 1—5: Antiquités) musterhaft publicirt. Ausser der Octav-Ausgabe dieses Werkes von Pankoucke, 1821—29, gilt dieser Unternehmung auch die *Histoire scientifique et militaire de l'expédition française en Egypte*, Paris 1830—36, 10 Vol. 8^o u. 2 Vol. Tafeln Quer-Fol. Unter den zahlreichen Forschungsreisen Einzelner, welche durch die napoleonische Expedition hervorgehoben wurden, heben wir hervor: W. Hamilton, *Remarks on several parts of Turkey*, Tom. I, *Aegyptiaca* (1801—2), London 1809. 4^o und 1 vol. Tafeln etc.; übersetzt in Sprengel's Bibliothek der Reisen. Bd. 49; G. Belzoni, *Narrative of the operations and recent discoveries within the pyramids, temples, tombs and excavations in Egypt and Nubia*. 2. ed. London 1821. 4^o; französ. Uebers. Paris 1821. 8^o; deutsche, Jena 1821. 8^o; A. v. Prokesch, *Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien* (1826), Wien 1829—31. 8^o. Eine zweite Expedition wurde von der französischen Regierung auf Anlass des berühmten Entzifferers der Hieroglyphen, Champollion, 1828 ausgerüstet und mit derselben vereinigte sich auf Kosten der toscanischen Regierung eine Gesellschaft italienischer Gelehrten unter Führung Rosellini's. Die wissenschaftlichen Resultate dieser namentlich für die Denkmälerkunde des neuen Reiches ergiebigen Expedition, deren rastloser Betrieb dem grossen Champollion das Leben kostete († 1831), liegen uns in folgenden Werken vor: Ipp. Rosellini, *Monumenti dell' Egitto e della Nubia*, Pisa 1832—44, 3 Vol. Tafeln Fol. und 19 vol. Text 8^o; Champollion le jeune, *Lettres écrites d'Egypte et de Nubie en 1828 et 1829*, Paris 1833. 8^o; *Monuments de l'Egypte et de la Nubie, d'après les dessins exécutés sur les lieux sous la direction de Champollion le jeune etc.*, Paris 1829—44. 4 Vol. Fol.; E. Prisse d'Avannes, *Monuments Egyptiens*. Paris 1847. Fol. Es folgte, namentlich durch die Bemühungen von Bunsen und Lepsius um die Pflege der Aegyptologie in Deutschland hervorgerufen, 1842—45, die grosse preussische Expedition, deren Forschungen in erster Linie für unsere Kenntniss der Denkmäler des alten Reiches epochemachend geworden sind. Während Lepsius in der kurzen vorläufigen Nachricht über die Expedition, Berlin 1849, 4^o und ausführlicher in seinen Briefen aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, Berlin 1852, 8^o den Verlauf des Unternehmens erzählte und die Publication der Ergebnisse einleitete, begann das Erscheinen des kolossalen, mit zahlreichen farbigen Abbildungen ausgestatteten Werkes: *Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien*, herausgegeben von R. Lepsius, Berlin 1849—58, in 12 Bdn. Fol. oder 6 Abtheilungen, leider bisher ohne Text. Wir schliessen daran folgende neuere Reisewerke und Einzelforschungen: G. Parthey, *Wanderungen durch das Nilthal*, Berlin 1834—40, 2 Thle. 8^o nebst Anhang von 10 Tafeln Fol.; S. G. Wilkinson, *Topography of Thebes and general view of Egypt*, London 1855. 8^o; Derselbe, *Modern Egypt and Thebes*, London 1843, 2 Vols. 8^o, neue Ausg. v. Murray, London 1858, 12^o with 1 map; *Operations carried on at the pyramids of Gizeh in 1837 with an account of a voyage into Upper Egypt etc.* by Col. Howard Vyse, Lond. 1840—42, 3 Vols. gr. 8^o, mit dem Atlas u. d. T.: *The Pyramids of Gizeh from actual survey and admeasurement by J. E. Perring*, Lond. 1839—42 Fol.; Jul. Braun, *Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur*. Mannheim 1854. 8^o; H. Brugsch, *Reiseberichte aus Aegypten*. Leipzig 1855. 8^o; Derselbe, *Monuments de*

Die ältesten geschichtlichen Traditionen führen uns auf Aegypten zurück. Die beiden Völker, welche wir als die Stammältern unserer Cultur ansehen können, Juden und Griechen standen in früher und unmittelbarer Verbindung mit Aegypten, und zwar in solcher, welche dies Land als ein schon höher civilisirtes darstellt. Die Juden, nomadisch umherziehende Hirten, finden hier ein wohlorganisirtes Reich, das ihnen Aufnahme und Unterhalt gewährt, und die Griechen nennen unter den Fremdlingen, welche ihr Land zuerst cultivirten, auch zwei Aegypter, Kekrops und Danaos, und erkennen damit, wie auch sonst vielfältig, ihr Volk als das jüngere an. Dennoch ist unsere Kenntniss von der früheren Geschichte Aegyptens auch heute noch sehr mangelhaft. Dass die Juden uns wenig Näheres von ihren Wirthen und Landherren mittheilen, kann bei dem feindlichen und gewaltsamen Auszuge und bei der überhaupt abstossenden, nur mit sich selbst beschäftigten Gesinnung dieses Volkes nicht befremden. Das Verhältniss der Griechen zu Aegypten war dagegen ein ganz anderes. Kein Volk reizte die Wissbegierde der Hellenen in solchem Grade, keines stand in so hoher Achtung bei ihnen, wie dieses. Durch alle Perioden ihrer Geschichte läuft ein Faden naher und geistiger Beziehung. Schon Herodot, der älteste aller forschenden Reisenden, hatte das Land durchpilgert, und giebt möglichst sorgfältige Nachrichten von der Natur desselben, von den Sitten und der Geschichte des Volkes. Fortwährend galt Aegypten den Griechen als der Sitz einer geheimen, erhabenen Weisheit. Solon, Pythagoras und selbst Plato hatten entweder wirklich bei den ägypt-

l'Egypte. Berlin 1857. Fol.; Derselbe, Vorläufiger Bericht über meine zweite Reise nach Aegypten im Winter 1857—58, in der Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. XIV (1860) 1—14; Derselbe, *Recueil de Monuments Egyptiens*, 4 parties. Leipzig 1862—66 (3 u. 4. partie ed. Dümichen). Endlich haben im Laufe der letzten Jahre der vorige Vicekönig von Aegypten, Saïd-Pascha, und sein jetzt regierender Nachfolger Ismaël-Pascha selbst grossartige Ausgrabungen im Lande angeordnet. Die Leitung derselben ist dem französischen Aegyptologen Mariette-Bey anvertraut, welcher schon früher u. A. durch die Aufdeckung des Serapeums (1850) und des Spinxcolosses (1852) grosse Verdienste sich erwarb. Als Hauptpunkte wurden zunächst Memphis, Tanis, Abydos und Theben in's Auge gefasst; doch will man, wo möglich, sämmtliche noch verschüttete oder verbaute Monumente allmählig an's Tageslicht zu fördern suchen. Eine Publication der Resultate unter dem Titel „Fouilles en Egypte“, auf Kosten der ägyptischen Regierung, ist in Aussicht gestellt. Inzwischen liegen einzelne Berichte vor, in der *Revue archéologique*. 1860. Bd. II. S. 17, 206; 1861. Bd. I. S. 97, 248, 337; Bd. II. S. 196, 249, 344; 1862. Bd. I. S. 297; im *Moniteur* 1860. 2. Juillet; 1861. 25. Août, in der *Zeitschrift f. ägypt. Sprache u. Alterthskunde*. 1865. S. 17 ff. Auch von Em. de Rougé, Brugsch, Lepsius, wie von den jüngeren Aegyptologen Dümichen, Reinisch u. A. wurde das Land in letzter Zeit wiederholt durchreist und eine stets noch wachsende Ausbeute neuer Funde gemacht, deren bedeutendste wir im Folgenden besonders hervorheben werden.

tischen Priestern Belehrung gesucht, oder die Sage glaubte doch ihre Weisheit durch die Ableitung aus dieser Quelle zu adeln. Seit Alexander herrschten sogar griechische Fürsten über Aegypten, und Alexandrien wurde der Sitz der späteren griechischen Gelehrsamkeit. Es fehlte also an Berührung beider Nationen, an Gelegenheit zur Erforschung der damals noch wohl erhaltenen Sitten und Meinungen der Aegypter nicht. Dieser Zustand dauerte auch fort, als Aegypten wie Griechenland unter römischer Botmässigkeit stand, und die Schicksale beider Länder mit denen des römischen Reiches zusammenflossen. Bei alledem sind jedoch die griechischen und römischen Ueberlieferungen wenig befriedigend. Das Geschichtliche besteht fast nur in Verzeichnissen der Königsdynastien, und zwar in mannigfach abweichenden. Die zerstreuten Nachrichten über Sitten, Gesetze und Religion des Volkes geben nur ein ziemlich unsicheres Bild. Besonders merkwürdig ist aber, dass durch Vermittelung der classischen Völker von der gerühmten Weisheit der Priester nichts Authentisches auf uns gekommen ist, kein Lehrbuch, kein Gedicht, kein historisch erzählendes Werk. Ungeachtet seiner näheren geographischen und historischen Verbindung mit Europa erscheint daher Aegypten in unserer Urgeschichte der Völker in ähnlichem Lichte wie Indien: beide Länder durch Wunder der Natur und der Kunst, durch den Ruf tiefer Weisheit und ältester Cultur, durch priesterliche Traditionen berühmt, beide von einem geheimnissvollen Dunkel umhüllt. Der Entfernung ungeachtet ist uns Indiens Alterthum fast zugänglicher als das Aegyptens. Dort leben wenigstens noch zahlreiche Nachkommen der alten Brahmanen, und wenn der Zustand, in welchem wir sie finden, nur ein mattes Abbild ihrer früheren Blüthe zeigt, so sind doch ihre Schriften, Dichtungen, Gesetze, Lehrbücher in stattlicher Menge auf uns gekommen. Das Wort dringt in Rede und Schrift zu uns durch. Das ägyptische Volk aber ist bis auf die wenigen versprengten armen Kopten-Gemeinden, in denen man die Nachkommen der alten Bewohner des Landes erkannt hat, vom Boden vertilgt, kein Lebender redet zu uns in seiner ursprünglichen Sprache, kein umfassendes Literaturwerk überliefert uns seine Lehren, und die wenigen Bruchstücke seiner heiligen Literatur, die aus den Papyrusrollen unserer Museen oder aus hieroglyphischen Beischriften von Bildwerken neuerlich zu Tage gefördert sind, gestatten trotz der werthvollen Aufschlüsse, die sie im Einzelnen bieten, doch keinen tieferen Einblick in seine ganze Denkungsweise.

Da stehen denn die Monumente des Nilthales, Tempel und Paläste mit ihren zahllosen Bildwerken in stummer Einsamkeit. Ihre Pracht spricht zu uns, wie ein Gedicht ohne Worte, von der Frömmigkeit

und Weisheit, von den zartesten Gefühlen ihrer Erbauer; und wir können sagen, sie spricht nicht unverständlich, es tritt uns ein lebendiges Bild des Volkes entgegen, im Ganzen wenigstens, wenn auch im Einzelnen noch Vieles dunkel bleibt.

Bevor wir zur Betrachtung der Monumente übergehen, müssen wir einen Blick auf die Natur des Landes und auf den Gang der Geschichte des Volkes, soweit uns dieselbe bekannt ist, werfen.

Höchst eigenthümlich, wunderbar und räthselhaft ist die natürliche Beschaffenheit des Nilthals. Das nördliche Afrika bietet meistens unfruchtbare Gegenden, weite Sandwüsten oder dürre Höhen, von der glühenden Sonne des wolkenlosen Himmels verbrannt, von keinem Regen befeuchtet, kaum zur Beweidung zerstreuter Heerden geeignet. Da wohnt denn dem Nil eine Kraft bei, welche das von ihm durchströmte Thal errettet, ihm eine grosse Fruchtbarkeit verleiht.

Einige Zeit nach der Frühlingsnachtgleiche, wenn die tropische Sonne schon brennend heiss lastet, im Juni, beginnt der bis dahin seichte Strom zu steigen. In der Mitte des Monats ist die Nacht des Tropfens, jene wundervolle Nacht, in der, wie die Sage noch jetzt geht, der kräftige Tropfen vom Himmel in den Nil fällt, welcher den Strom so hoch anschwellen macht. Man bringt diese Nacht fröhlich auf den Dächern der Häuser oder im Freien zu. Nun beginnt die Spannung der Neugier und Erwartung, man eilt hinaus, um das Wachsen des Stromes zu beobachten, welches vom Anfang des Juli an bemerkbarer wird. Je mehr die Hitze auf dem Lande lastet, desto mehr hebt sich das Wasser im Flusse und in den Quellen des Bodens; aus dem befeuchteten Schoosse spriesst der liebliche Lotos hervor, und kühle Winde durchwehen das Land erfrischend. Wenn die Sonnengluth am stärksten ist, hat der Strom die Höhe seiner Ufer erreicht. Dann werden die Dämme durchstoßen, die Kanäle geöffnet, und bald bedeckt die Fluth das Thal bis an die Berge. Das ganze Land ist ein See, aus dem nur die Städte auf ihren Hügeln wie Inseln hervorragen. Das Volk in zahllosen Nachen, von dem wohlthätigen Element getragen, jauchzend und festlich geschmückt, feiert den Segen, der dem Lande zu Theil wird ¹⁾. In der zweiten Hälfte Septembers ist der höchste Stand des Wassers; dann sinkt es wieder, aber ein fruchtbarer Schlamm ist zurück geblieben, der die reichsten Aerndten ohne Mühe gewährt. „In keinem Lande,“ sagt der alte Herodot (II. 14), „sammelt man die

¹⁾ Schon oft haben die Reisenden die Festlichkeiten des heutigen Aegyptens beim Steigen des Nils beschrieben. Vgl. darüber namentlich v. Schubert, Reise in das Morgenland. II. 139. Lane, Manners and customs of modern Egyptians. II. 259.

„Früchte der Erde mit geringerer Arbeit als hier. Die Bewohner reissen „nicht mit dem Pfluge mühsam die Furchen auf oder graben mit dem „Spaten, sondern wenn der Fluss ihre Fluren getränkt hat, so besäet „ein jeder seinen Acker, treibt die Heerden darauf, dass sie den Samen „festtreten und erwartet sodann ruhig die Aerndte.“ Ueber die Ursachen dieser wunderbaren und regelmässigen Anschwellung des Stromes haben die Naturforscher von Herodot an bis auf unsere Tage mannigfache Vermuthungen, die erst dann zur Gewissheit werden können wenn das ganze Gebiet des Stromes bis zu seinen so lange vergeblich gesuchten Quellen völlig bekannt sein wird. Die Wirkung dieser Erscheinung auf das Thal musste aber, wenn nicht ungünstige Einflüsse sie hemmten, eine höchst vortheilhafte sein. Bei einer so milden, so wenig bedürfenden Natur, bei so grosser Fruchtbarkeit des Bodens musste sich bald Reichthum erzeugen, zu dessen Vermehrung der Strom dann ein neues Mittel bot, indem er Verkehr, Handel und Gewerbflaiss begünstigte. Zugleich aber lag in der eigenthümlichen Art dieser Anschwellung auch ein Antrieb zu höherer Betrachtung und Forschung. Da die Vermehrung des Wassers nicht von dem zufälligen Wechsel der Witterung, sondern von der regelmässigen Folge der Jahreszeiten abhing, so kam es darauf an, diese genau zu beobachten, nach dem Laufe der Sonne und der Gestirne zu bestimmen. Die Nothwendigkeit, Kanalbauten anzulegen, die Städte durch künstliche Erhöhung gegen die Fluthen zu sichern, die Eintheilung der Felder, wenn das Wasser sie zerstört hatte, durch Messkunst wieder herzustellen, leitete zu anderen Beobachtungen. Astronomische und geometrische Kenntnisse waren daher hier bald einheimisch. In der Urzeit der Völker hat eine solche wohlthätige Weisheit stets ein religiöses Gepräge; hier in noch höherem Grade. Andere Länder empfangen die Geschenke der Natur aus vielen Händen, alle Elemente wirken gleichmässig mit, der Mensch wird auf keines von ihnen als den Urquell der anderen hingewiesen, er weiss nicht, welches er verehren soll, seine Phantasie muss höher hinauf oder tiefer hinabsteigen, um die Götter zu suchen. Hier war nur der Strom der Gewährende; ringsumher Wüste, wo der Strom hinkommt, Fruchtbarkeit und Reichthum. Die Regelmässigkeit seines Steigens erschien wie das Werk eines höheren Willens. Dies einfache Wunder musste schlagend wirken, die Menschen auf die höhere Ursache frühzeitig aufmerksam machen; der Strom und die Gestirne, welche sein Steigen vorher verkünden und begleiten, erschienen göttlicher Ordnung, das Studium ihres Zusammenhanges war von der Frage nach den Göttern untrennbar.

Sitten, Verfassung.

Manche Charakterzüge, die wir an den alten Aegyptern wahrnehmen, hängen unmittelbar mit dieser Natur des Landes zusammen. Die Regelmässigkeit des Stromes theilte sich allen Geschäften mit; richtiges Maass und richtige Zeit waren überall erforderlich, um die Vortheile, die sich darboten, zu geniessen. Ein gemessenes; feierliches Wesen ging daraus hervor. Die Schutzwehr gegen das steigende Wasser, die Anlage der Kanäle setzte ferner Einstimmigkeit, also Befehl und Gehorsam voraus. Dieser Gehorsam musste nothwendig denen geleistet werden, welche im Besitze der leitenden Kenntnisse waren, den Priestern. Ein Despot konnte nicht aufkommen, die ganze Klasse der unterrichteten Männer, der Priester, musste auch von dem König respectirt werden, ein theokratisches Element sich in der Verfassung ausbilden. Standesinteresse und die empirische Beschaffenheit der ersten Beobachtungen musste ferner die Geheimhaltung dieser höheren Wissenschaft, die Ueberlieferung an nah Vertraute, an die Söhne herbeiführen. Die Bildung einer erblichen Priesterkaste war daher begünstigt. Die Religiösität des Volkes musste aber auch eine besonders ernste Färbung erhalten. Das fruchtbare Nilthal und die öden Gebirge auf beiden Seiten, diese von armen räuberischen Stämmen durchzogen, jenes regelmässig bebaut, durch Ackerbau und Handel bereichert: alles Leben erschien in der Gestalt des Gegensatzes, der das Gemüth auf den grössten aller Gegensätze, auf den von Leben und Tod, zurück führen musste. Aber das Herbe desselben wurde wieder dadurch gemildert, dass die heilsame rettende Gotteskraft des Nils in ununterbrochener Regel zurückkehrte, dass für das Volk seiner Ufer keine Ungewissheit, keine Bangigkeit da war. Das Princip des Gegensatzes musste daher hier eine ganz andere Wirkung haben, als bei dem wandernden, unstäten Volke der Juden. Eine ernste, aber nicht trübe, sondern nur feierliche Gesinnung musste daraus hervorgehen.

Es ist die Beziehung auf die Natur, welche vor dem Trüben bewahrt; sie ist das Feste, während der Geist im Menschen das Schwankende ist. Aber wie sie auf der einen Seite gegen dieses Schwanken schützt, fesselt sie auch auf der anderen. Es leuchtet ein, dass die Religiösität, die sich in einem Lande von so eigenthümlicher Naturthätigkeit heranbildete, bei aller Klugheit und Wissenschaft sich nicht zu geistiger Freiheit erheben konnte, sondern vielfältig beschränkt, durch Aberglauben und Geheimnisskrämerei verdunkelt sein musste.

Es mag Täuschung sein, wenn wir die Zustände, deren Existenz uns historisch versichert wird, aus der Natur des Landes mit Noth-

wendigkeit entwickeln zu können glauben. Jedenfalls ist es aber bei einer so bestimmt ausgesprochenen Natureigenthümlichkeit verzeihlich, dass wir dem Zusammenhange des Physischen mit dem Ethischen näher nachspüren, wenn wir nur dabei nicht vergessen, dass die Benutzung und Verarbeitung selbst so entschiedener Naturanlagen zu einem grossen sittlichen Ganzen das Werk menschlicher Freiheit und Genialität ist. Mit dieser Beschränkung können wir denn auch in den Sitten der alten Aegypter die Einwirkung ihres Landes anerkennen.

Nach den Berichten der griechischen Schriftsteller war die Nation, wie bei den Indern, in erbliche Kasten eingetheilt, deren Zahl und Begrenzung nicht ganz gleich angegeben wird, unter denen aber jedenfalls die Priester und Krieger die höchste Stelle einnahmen, die Hirten die niedrigste, gehasste und verachtete Klasse bildeten. Wie scharf die Abgrenzung dieser Kasten war, ob sie Ehen unter denselben und die Ergänzung durch neu aufzunehmende Mitglieder gestattete, steht nicht fest, jedenfalls war aber die priesterliche Kaste die vorherrschende. Zwar gehörte der König ihr nicht an und seine Gewalt hatte einen despotischen Charakter. Aber durch Sitte und Religion war dafür gesorgt, dass auch er sich dem Einflusse der Priester nicht entziehen konnte. Selbst sein tägliches Leben war bis in das Kleinste nach priesterlicher Vorschrift geordnet. Für Geschäfte, Spaziergang, Bad, für alle Verrichtungen des Lebens war Ort und Stunde bestimmt, die Speisen seines Tisches waren so genau angeordnet, als ob, wie Diodor (I. 70) sagt, nicht ein Gesetzgeber, sondern der geschickteste Arzt sie nach Gesundheitsregeln berechnet habe. Seine Diener musste er sämmtlich aus den Söhnen der vornehmsten Priester wählen, so dass unter dem Scheine der Ehre die genaueste Bewachung seiner Schritte gesichert war. Priester standen ihm bei allen Geschäften als Räthe oder Richter zur Seite, und bei dem öffentlichen Opfer sprachen sie das Gebet für ihn, bei welchem sie seine Tugenden aufzählen sollten, und daher eine Gelegenheit zu einer stillschweigenden oder ehrfurchtsvollen, aber doch nachdrücklichen Rüge hatten. Auch nach seinem Tode sassen sie über sein Leben zu Gericht, und da sie die Bewahrer und Ueberlieferer der Geschichte waren, so ruhte auch sein Nachruhm in ihren Händen. Wie sehr es ihnen gelungen war, durch diese Vorschriften die Könige zu fesseln, ergiebt sich daraus, dass wenige es versuchten, sich diesen Banden zu entziehen. Dafür ward ihnen denn aber auch der Ruhm und die Liebe des Volkes zugewendet, so dass die Aegypter das anhänglichste Volk, und, wie Diodor (I. 71) es ausdrückt, selbst für Weiber und Kinder nicht so besorgt waren, wie für ihre Könige. Das Landeigenthum gehörte nur den höheren Kasten, ein

Drittel dem Könige, ein zweites den Priestern, das dritte dem Wehrstande. Die Landbauern waren nur Pächter und schon dadurch von den Priestern am meisten abhängig, dass diese Zeit und Ort der Saat und Aerndte bestimmten. Die Gesetze und Lebensvorschriften waren mit Sorgfalt geordnet, das Civilrecht mit Klugheit und Milde ausgebildet, die Strafe der Verbrecher strenge, aber mit Umsicht und Scharfsinn bestimmt. Streitigkeiten wurden nicht nach den mündlichen Vorträgen einer verführerischen Beredsamkeit, sondern nach mehrmaligem Schriftwechsel von einem Richtercollegium entschieden. Genaue polizeiliche Vorschriften sicherten die öffentliche Ordnung. In der Regel lernte jeder das Geschäft seines Vaters oder sonstigen nächsten Anverwandten und folgte ihm darin; alle Gewerbe wurden durch dieses Mittel mit grosser Vollkommenheit betrieben. Die Sculpturen der Monumente zeigen in vielen Beispielen eine bereits sehr ausgebildete technische Uebung. Aber in Staatsgeschäfte durfte sich kein Gewerbetreibender mischen, und mehrere Künste mit einander zu verbinden, war ihm untersagt. Jeder musste der Obrigkeit anzeigen, womit er seinen Lebensunterhalt verdiene, und eine Unwahrheit solcher Anzeige, oder die unrechtmässige Ausübung eines Gewerbes zog Todesstrafe nach sich. Dafür war aber auch gesorgt, dass jedes Gewerbe, selbst das schädliche, nicht ohne Aufsicht blieb, und die Fehler, zu welchen der Mangel verleitet, weder mit unbilliger Härte gerügt, noch zum Schaden des Ganzen unentdeckt blieben. Selbst die Diebe bildeten eine Art von Zunft; es war ein eigener Diebeshauptmann bestellt, welchem der Entwender das gestohlene Gut vorzeigen, der Bestohlene von seinem Verlust Meldung thun musste, worauf denn dieser die Sache zurück, jener ein Viertel des Werthes erhielt. Die Regeln der Lebensklugheit waren höchst ausgebildet und enthielten manche Sonderbarkeiten, weshalb Herodot (II. 35) meint, dass die Aegypter alles anders wie andere Sterbliche thäten. In der Wahl der Speisen war man beschränkt und sorgsam; regelmässig angewandte medicinische Mittel verhüteten ausserdem die nachtheiligen Folgen des Uebermaasses. Die Heilkunde war das Eigenthum eines besonderen Standes, jeder Arzt aber war nur berufen, eine bestimmte Krankheit zu heilen. Es gab für Augen und Zähne, für Haupt und Unterleib besondere Aerzte, die sich überdies bei der Behandlung der Kranken nach den Vorschriften der heiligen Bücher richten mussten. Thaten sie dies nicht, so waren sie für den Ausgang verantwortlich. Die Sitten waren im Ganzen rein. Das Alter wurde geehrt, Verletzung der ehelichen Treue strenge geahndet. Die Frauen genossen Vertrauen; nicht bloss die Wirthschaft, sondern auch der Handel blieb ihnen überlassen. Aber die königliche Gewalt ging nur auf die Söhne über, und

nur Männer konnten als Priester den Altären nahen. In Mässigung und Reinlichkeit dienten die Priester den anderen Ständen zum Vorbilde, und die Vorzüge, welche sie genossen, waren mit manchen Beschränkungen verbunden. So war den Anderen Vielweiberei gestattet, aber die priesterliche Ehe war eine monogamische. Ihre Diät war auf das strengste geregelt, vielerlei Speise ihnen verboten.

Die Wissenschaften waren ausschliessliches Eigenthum der Priester, deren Söhne in besonderen Schulen unterrichtet wurden. Vor Allem wurde hier Arithmetik und Geometrie getrieben, demnächst die Sternkunde, welche durch die Beobachtung vieler Jahrhunderte festgestellt war. Besonders in dieser Wissenschaft ehrten die Griechen die Aegypter als Lehrmeister. Sie schrieben ihnen sogar die Erfindung des Jahres zu, und hielten die deshalb berühmten Chaldäer nur für die Schüler der Aegypter in der Astronomie.

Von einer freien Philosophie finden wir keine Spuren, wohl aber war eine Neigung zu ernsten Betrachtungen vorherrschend. Eine grosse Bedeutung hatte die Rücksicht auf die Fortdauer nach dem Tode. Nach Herodot (II. 123) sind die Aegypter die ersten, welche die Behauptung aufstellten, dass die Seele unsterblich sei. Sie halten, fügt Diodor (I. 93) hinzu, die Zeit dieses Lebens für sehr gering, aber die nach dem Tode, wo sie ihre Tugend im Andenken erhalten soll, sehr hoch. Daher nennen sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, weil wir nur eine Zeit in denselben wohnen, die Gräber der Verstorbenen aber ewige Häuser. Daher wenden sie auch auf die Erbauung der Häuser nur geringe Mühe, die Gräber aber werden auf ausserordentliche Weise ausgestattet. — Wir dürfen uns indessen diese Unsterblichkeitslehre nicht allzu geistig denken. Zwar finden sich bei dem eben genannten Geschichtschreiber auch Nachrichten von der Vorstellung eines grossen unterirdischen Todtenreiches, Amenthes genannt, wo Osiris und Isis herrschen, und aus altägyptischen Urkunden geht hervor, dass die Todtengerichte, welche vor dem Begräbnisse gehalten wurden, und in welchen jeder Ankläger des Verstorbenen auftreten konnte, damit zusammen hingen ¹⁾. Aber es scheint auch, dass überall mehr an materielle Erhaltung und Wiederbelebung des Leibes, als an die Unsterblichkeit der Seele in einem reineren Sinne gedacht wurde. Darauf zielt namentlich die grosse Sorgfalt, welche die Aegypter auf die Erhaltung der

¹⁾ Die merkwürdigsten Belege dazu bietet das weiter unten näher zu erwähnende Todtenbuch, in dem namentlich auch das Todtengericht in dem sogenannten Saal der Wahrheiten bildlich dargestellt ist, und zwar in einer Weise, die auch wegen ihrer Anklänge an die mosaischen Gesetze Interesse erweckt. Vgl. u. A. Brugsch, Die ägyptischen Alterthümer in Berlin. S. 55 ff.

Leichen und auf die kostbare Ausstattung der Grabmäler wendeten. Die Kunst, durch kräftige Gewürze und sorgsame Bereitung die Leichen vor der Verwesung zu schützen, ist keinem Volke in dem Maasse eigen gewesen, und es war Religionspflicht, keinen Todten ohne solche Vorkehrungen zu bestatten. Selbst die unbekanntenen Leichen, welche der Strom auswarf, mussten auf Kosten der nächsten Gemeinde einbalsamirt werden. Verschiedene mehr oder minder kostspielige Weisen wurden nach Maassgabe des Standes des Verstorbenen von einer dazu unterrichteten Klasse von Leuten angewendet, und die Erhaltung der Mumien bis auf unsere Zeit beweist, wie trefflich diese ihr Handwerk verstanden. Ungeheure unterirdische Hallen, ganze Todtenstädte finden sich noch jetzt in den Bergen Aegyptens, in denen die Mumien von Menschen und Thieren in zahlloser Menge aufbewahrt sind. Nach einer anderen Nachricht glaubten die Aegypter an eine Seelenwanderung, und zwar von dreitausendjähriger Dauer, indem die Seele durch alle Thiergattungen gehe, und endlich wieder in einen menschlichen Leib einkehre. Es ist schwer, diese Vorstellung mit der von Lohn und Strafe nach dem Tode zu vereinigen, und es ist ungewiss, ob das eine mehr eine Geheimlehre, das andere Volkstradition war. Aber es geht jedenfalls aus dieser Ueberlieferung hervor, dass sie sich viel mit dem Tode beschäftigten und dennoch sinnliche Vorstellungen damit verbanden. Dahin deutet auch die bekannte Erzählung Herodot's (II. 78), dass bei ihren Gastmahlen ein hölzernes Gerippe herum gereicht und dabei ausgerufen sei: trinke und sei fröhlich, denn stirbst du, so wirst du sein wie dieses. Immerhin konnte diese zweideutige Aufforderung einer reinen Heiterkeit nicht günstig sein.

Neben diesem steten Hinblick auf den Tod ist die Neigung zum Geheimnissvollen und Verschlussenen ein merkwürdiger Zug im Charakter der Aegypter. Selbst ihr Land war während der langen Periode der Blüthe den Fremden verschlossen, und es bedurfte der glücklichen Revolution, die Psammetichus mit Hülfe griechischer Söldner bewirkte, um den Griechen einen, auch da noch beschränkten, Zutritt zu verschaffen. Die Lehren ihrer Priesterschulen wurden den Fremden und Wissbegierigen nur stückweise und mit einer gewissen Zurückhaltung überliefert. Selbst die Geschichte ihres Landes gehörte dahin, und wir können diesem Umstande die Abweichungen der drei verschiedenen Berichte, welche wir bei den griechischen Schriftstellern finden, zuschreiben.

Die Religion der alten Aegypter war bekanntlich eine polytheistische, mit zahlreichen Göttergestalten, bei denen es indessen nicht, wie bei den griechischen, auf moralische Personification, sondern mehr auf symbolische Verhüllung astronomischer und sonstiger natürlicher

Erscheinungen abgesehen war. Als die griechischen Berichterstatter Aegypten kennen lernten, also in späteren Zeiten der ägyptischen Cultur, fanden sie zwar den Mythos von Osiris und Isis und ihrem Sohne Horus als eine ausführliche Kampf- und Leidensgeschichte dieser wohlthätigen, durch den bösen Typhon verfolgten Götter vor. Allein in den einzelnen, durch jährlich wiederkehrende Feste gefeierten Momenten dieser Geschichte ist eine Hindeutung auf die wirksamen, für Aegypten wichtigen Naturkräfte, auf die Anschwellung des Nils und die gleichzeitigen Veränderungen des Sonnenstandes unverkennbar, und bei allen anderen Göttern fehlen solche Mythen. Es scheint daher, dass die Ausbildung derselben den Aegyptern fern lag und jene vereinzelt Ausnahme erst einer späteren Zeit angehört. Die zahlreichen anderen Götter erscheinen vorzugsweise als Localgottheiten der einzelnen Gaue (Nomen) Aegyptens, bei denen das Wesentliche nicht in ihrem historischen Zusammenhange, sondern in dem auf einer längst erstarrten und typisch gewordenen Symbolik beruhenden Ceremoniell ihrer Verehrung bestand. Die dieser Vielheit zum Grunde liegende ursprüngliche Einheit war, wie man mit grosser Wahrscheinlichkeit annimmt, auch hier, wie bei sämtlichen orientalischen Völkern, ein einfacher Naturdienst, und zwar der Sonnencultus. Der ägyptische Name dieses alten Sonnengottes ist Ra. Er ist das Urbild und der Vater der anderen Götter, das himmlische Prototyp des irdischen Königs und wurde wie dieser von allen localen Mächten als ihr Oberhaupt anerkannt. Später scheint dann dieser primitiven Gottesanschauung ein dualistisches Religionssystem entkeimt zu sein, welches den Gegensatz der zeugenden und empfangenden Kräfte der Natur, das Zusammenwirken des befruchtenden Nilwassers und der segenspendenden Erde, den Wechsel von Sonne und Mond, nebst anderen dem Naturleben entnommenen Combinationen, in einer Reihe von Götterpaaren, wie Khem und Mut, Kneph und Seti, Ptah und Neith, zum Ausdruck brachte.¹⁾ Charakteristisch ist die Verbindung der Göttergestalten mit der thierischen Natur. Nicht nur wurden viele Götter mit Thierköpfen dargestellt, sondern die Thiere selbst genossen göttliche Ehre. Viele Thierarten galten für heilig, besonders Katzen, Schlangen, Hunde, Ibis, Sperber; in den Hypogäen finden sich noch viele Mumien derselben. Selbst das Krokodil wurde in einigen Districten verehrt. In den Tempeln wurden diese heiligen Thiere gepflegt. Besonders wichtig waren in dieser Beziehung zwei Stiere, der Apis in Memphis und der Mnevis in Helio-

¹⁾ Lepsius, Ueber den ersten ägyptischen Götterkreis. Abhandl. d. Berlin. Akad. d. Wiss. 1851. 157 ff. Vgl. auch Ch. K. J. Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte I. 424 ff.

polis ¹⁾, welche als lebende Symbole einer Gottheit von Männern aus bestimmten Geschlechtern gewartet, mit kostbaren Speisen gefüttert, gesalbt und gebadet wurden. Auch an anderen Orten wurden dergleichen einzelne Thierindividuen gehalten, doch scheint der Apis bei weitem das grösste Ansehen gehabt zu haben. Er war von eigenthümlicher Gestalt, schwarz mit einem weissen Dreieck auf der Stirn und anderen Kennzeichen; wenn er starb, so entstand allgemeine Trauer, die sich in Freude auflöste, wenn die Priester seinen Nachfolger gefunden hatten.

Welche Lehren die Priester zur Erklärung dieses Thierdienstes gaben, wie sie denselben mit einer übrigens verfeinerten und rationellen Cultur zu verbinden wussten, ist historisch nicht zu ermitteln. Allein, welches auch ihre Auslegungen sein mochten, so erkennen wir in diesem Cultus eine eigenthümliche Erstarrung des Symbols und die Vermischung des Sinnlichen mit dem Abstracten. Ohne Zweifel hatte der Thierdienst seinen ersten Ursprung in den Ansichten roher Völker, welche sich die geheimnissvolle Macht der Gottheit durch das Bild eines Thieres anschaulich machten. Nachdem man aber bei höherer Bildung den Göttern menschliche Schicksale und Gestalten gegeben hatte, konnte die Beziehung auf das Thier nur eine symbolisch-metaphorische Bedeutung haben. Wenn man nun dennoch diese Symbole im eigentlichen Sinne verehrte, sie sogar in einzelnen lebenden Thierindividuen verkörpert glaubte, so lag darin ein phlegmatisches Vergessen der bereits aufgefundenen höheren Deutung, ein Fixiren des Symbolischen zum Wirklichen, das den Aegyptern ganz eigenthümlich scheint. Den Juden verschwindet das Bild, welches die Phantasie ihnen vorstellt, sofort wieder, um einem anderen Raum zu machen. Die Griechen gestalteten sich die uralten, symbolischen Fabeln zu poetisch ausgeschmückten Mythen menschlichen Inhalts. Hier verkörpern sie sich, erstarren in feierlichem Cultus zu festen sinnlichen Gestalten.

Schriftarten, Hieroglyphen.

Höchst eigenthümlich und für den Charakter der alten Aegypter bezeichnend sind ihre Schriftzüge. Sie besaßen eine Buchstabenschrift wie die anderen Völker, aber ausser derselben noch eine andere, für heiliger gehaltene Schreibart, eine Bilderschrift, welche unter dem griechischen Namen der Hieroglyphen höchst berühmt geworden ist. Wir können uns einer näheren Betrachtung dieses graphischen Systems nicht entziehen, weil dasselbe auch über die Richtung der bildenden

¹⁾ Diodor I. 84, 88.

Phantasie bei diesem Volke wichtige Aufschlüsse giebt ¹⁾. Schon die Griechen und Römer beschäftigten sich in ihren Berichten über Aegypten mit dieser ihnen auffallenden Schreibart; allein ihre Bemerkungen sind fragmentarisch und dunkel, und vergeblich waren daher die Versuche, welche die Neueren nach Anleitung derselben zur Deutung dieser Geheimschrift anstellten. Ein vereinzelter Fund führte dagegen zu den bedeutendsten Resultaten. Man entdeckte nämlich bei Gelegenheit der französischen Eroberung in Rosette eine Steintafel mit dreifacher Inschrift, in Hieroglyphen, in ägyptischer Buchstabenschrift und in griechischer Uebersetzung, aus welcher letzten man ersah, dass es sich darin um Verleihung gewisser religiöser Titel und Rechte an den König Ptolemäus Epiphanes handelte ²⁾. Die dreifache Redaction, offenbar auf grössere Verständlichkeit für die gemischte Bevölkerung dieser Küstengegend berechnet, gewährte den unschätzbaren Vortheil der Vergleichung und dadurch einen festen Boden für die Entzifferung, welche alsbald von mehreren Gelehrten versucht wurde ³⁾.

¹⁾ Hier sei vor Allem auf die mit reicher Literaturangabe ausgestattete Geschichte der Hieroglyphen-Entzifferung hingewiesen, welche S. Birch im Anhang zu Wilkinson, *The Egyptians in the time of the Pharaohs*, London 1857, 8^o gegeben hat. Als brauchbare Einleitung in das Studium der Hieroglyphen empfiehlt sich: Léon de Rosny, *Les écritures figuratives et hieroglyphiques des différents peuples anciens et modernes*. Paris 1860. 4^o. Einzelne Hauptschriften werden im Folgenden speciell angeführt.

²⁾ Ganz kürzlich, im April 1866, wurde von Reinisch, Rösler, Lepsius und Weidenbach, welche zusammen das Delta bereisten, in San, dem Dorfe unweit der Ruinen des alten Tanis, ein ganz ähnlicher bilinguer Inschriftstein aufgefunden, der als das wichtigste Denkmal dieser Art nach dem Rosettstein betrachtet werden darf. Er enthält allerdings nur eine zweifache Inschrift, eine hieroglyphische und eine griechische; doch erwähnt der Text auch einer dritten demotischen Umschrift, die allenfalls auf der noch nicht blossgelegten Rückseite des Blockes stehen könnte. Den Inhalt bildet ein Dankesvotum der in Kanopos versammelten ägyptischen Priesterschaft an den König Ptolemäus III. Evergetes und seine Gemahlin Berenike. Der Stein datirt vom Jahre 238 v. Chr., ist also über 40 Jahre älter als das Denkmal von Rosette. Ausser nicht unwichtigen chronologischen und historischen Aufschlüssen gewährt der Stein von San auch eine beträchtliche Ausbeute für die Kunde der Hieroglyphik. Unter Anderem werden dadurch die ägyptischen Länderbezeichnungen für Syrien, Phönizien und Cypern festgestellt. Vgl. Sitzungsberichte der kaiserl. Wiener Akad. d. Wiss. 1866. Nro. XIV, und *Zeitschr. f. ägypt. Sprache u. Alterthumsk.* 1866. S. 51. Soeben erscheint eine vollständige Publication der Inschrift von Reinisch u. Rösler. Wien, Braumüller. 8^o.

³⁾ Der Schwede J. D. Akerblad und der bekannte Orientalist Silvestre de Sacy beschäftigten sich zuerst mit der Lesung der griechischen Namen in der ägyptischen Volksschrift. Der Engländer Thom. Young und gleichzeitig oder bald nach ihm, jedenfalls mit ungleich glücklicherem Erfolge, Champollion begannen die Auslegung einzelner Hieroglyphen.

Schwerlich würden diese Bemühungen indessen zu erheblichen Resultaten geführt haben, wenn die ägyptische Sprache, wie man bisher geglaubt, verloren gewesen wäre. In der That ist das Aegyptische aus der Reihe der lebenden Sprachen völlig verschwunden; die Nachkommen der alten Aegypter, die heutigen Kopten, sprechen arabisch. Aus den ersten christlichen Jahrhunderten, vor dem Einfall der Araber in Aegypten, sind zwar noch koptische Erbauungsbücher in unsere Bibliotheken gelangt, allein mit griechischen Buchstaben, wie es schien in einer entstellten, unkenntlichen Mischsprache geschrieben. Erst in diesem Jahrhundert wurde nun der Beweis geführt, dass die Sprache dieser Manuscripte ein, wenn auch schon entstellter, Dialekt der alten ägyptischen Sprache sei ¹⁾.

Mit diesen Hilfsmitteln gelang es denn dem dadurch so berühmt gewordenen französischen Gelehrten Champollion dem Jüngeren, in der Entzifferung der Hieroglyphen weiter fortzuschreiten, und wir verdanken seinem und seiner Schüler und Nachfolger Scharfsinne und Fleisse, wenn auch noch nicht die Deutung aller, doch einer grossen Zahl hieroglyphischer Inschriften und eine genügende und zuverlässige Uebersicht des ganzen graphischen Systems der alten Aegypter ²⁾.

Nach der Auslegung, welche man den griechischen Berichten gab, hielt man früher alle Zeichen, aus welchen die hieroglyphischen Inschriften zusammen gesetzt sind, für unmittelbare oder symbolische Darstellungen von Begriffen und Vorstellungen. Wir wissen jetzt, dass dem nicht so ist. Nur ein kleiner Theil jener Zeichen giebt ganze Begriffe, der grössere besteht aus sogenannten phonetischen Hieroglyphen, das heisst, aus Zeichen, welche ungeachtet ihrer bildlichen Form dennoch nur einzelne Buchstaben und erst durch deren Verbindung ganze Wörter und Namen ausdrücken. Diese verschiedenartigen Zeichen mischen sich in jeder Inschrift.

Nur ein Theil derselben ist also geradezu darstellend. Die Vorstellungen: Tempel, Haus, Statue, Kind, Sphinx, Obelisk, Schiff, gewisse Thiere, namentlich Pferd, Stier, Antilope, Schildkröte, Geräthschaften, wie Waage, Bogen, Pfeil, Streitwagen, einzelne Körpertheile, wie die Hand u. s. w., werden durch die Abbildung des Gegenstandes dargestellt. Ebenso sind die Namen der Götter oft durch die Darstel-

1) Quatremère, Recherches sur la langue de l'Égypte. Paris 1808.

2) Die erste Bekanntmachung erfolgte in der Lettre à Mr. Dacier. Paris 1822. 8^o. Die wichtigste Auseinandersetzung bald darauf in dem Précis du système hiéroglyphique, Paris 1824. 2 vol. 8^o. Die Grammaire égyptienne, Paris 1836, 8^o enthält weitere Ausführungen.

lung ihres Bildes ausgedrückt. An diese unmittelbaren Abbildungen schliesst sich eine Zahl von symbolischen Zeichen sehr nahe an, indem ein abgeleiteter Begriff durch einen verwandten körperlichen Gegenstand angedeutet wird. So wird nach Champollion der Monat durch das Bild eines Mondviertels, dessen Hörner nach unten gekehrt, das Gebet oder die Darbringung durch zwei aufgehobene Hände, die Libation durch ein überfließendes Gefäss, die Anbetung durch ein Gefäss mit Weihrauch, das Schreiben, die Schrift, der Schreiber durch Pinsel und Rohr und ein Gefäss angedeutet. Den Priester bezeichnet die Gestalt eines Menschen, über welchen das Wasser der Weihe oder Reinigung ausgegossen wird. Arme mit Bogen und Pfeil bedeuten Kampf, in ähnlicher Abbeviatur wie auf unseren Landkarten zwei Schwerter. Der Begriff Gott oder Göttin wird durch eine sitzende menschliche Gestalt dargestellt, bald mit dem Barte und Scepter, bald ohne Bart und also weiblich, der Begriff Mensch durch eine hockende Gestalt, die als Mann eine Hand betend ausstreckt, als Frau häufig eine Lotosblume im Schoosse hat. Ein Kreis einfach oder mit einem Punkte in der Mitte oder mit doppelter Peripherie ist das Bild der Sonne, eine Reihe von Sternen oder auch eine gebogene und umfassende weibliche Gestalt das des Himmels. In allen diesen Fällen sind also die Hieroglyphen eigentlich nur abgekürzte Abbildungen; in anderen findet schon eine künstlichere symbolische Beziehung statt. So hat jeder Gott auch sein symbolisches Zeichen, welches abwechselnd mit seiner bildlichen Darstellung vorkommt, Osiris das Auge, Ammon einen Obelisk u. s. f. So wird die Ueberschwemmung oder das Wasser des Nils durch drei überströmende Vasen, eine festliche Versammlung durch ein bedecktes und bemanntes Schiff wiedergegeben. Hiezu kommen dann auch eine Reihe von ziemlich willkürlichen Zeichen; so wird die Unterwelt durch einen Kreis mit einem Kreuze darin (wohl zur Unterscheidung von dem offenen Kreise der Sonne), Aegypten durch das Hintertheil eines Krokodils bezeichnet. Wirkliche Allegorien zur Darstellung von Begriffen sind unter den eigentlichen Hieroglyphen äusserst wenige gefunden. Der sogenannte Nilschlüssel, ein mystisches Instrument der Eingeweihten, bezeichnet das höhere Leben der Unsterblichkeit, oder Leben überhaupt, der Vordertheil eines Löwen die Stärke; der Geier soll die Mütterlichkeit bezeichnen.

Bei Weitem die Mehrzahl der Hieroglyphen sind aber phonetisch, sie haben nicht die Bedeutung eines Begriffes, sondern nur die eines Lautes und zwar stets des Anfangsbuchstabens des Wortes, womit der Gegenstand benannt wird. Wollten wir z. B. im Deutschen das Wort Gut mit phonetischen Hieroglyphen schreiben, so würden etwa die

Zeichen einer Gans, einer Uhr und eines Trichters dazu dienen. Es leuchtet ein, dass sich auf diese Weise jedes Wort durch höchst verschiedene Zeichen geben lässt, und wirklich finden sich unter den Hieroglyphen für jeden Buchstaben mehrere, zum Theil sehr viele Zeichen in Gebrauch. Für den Buchstaben S fand Champollion nicht weniger als 24 Zeichen. Diese gleichlautenden Zeichen (hieroglyphes homophones bei Champollion) wechseln oft ganz willkürlich, manchmal aber auch mit einer symbolischen Nebenbeziehung. So wird in dem Worte Sohn der Buchstabe S entweder durch eine eiförmige Gestalt oder durch das Bild einer Gans ausgedrückt; beides vielleicht nicht ohne Anspielung. Die Beziehung des Eies auf die Geburt liegt nahe, und aus griechischen Berichten wissen wir, dass die ägyptische Gans in dem Rufe stand, vor anderen Thieren ihre Jungen zu lieben, und dass sie als Zeichen der Kindschaft gebraucht wurde. So ist der Buchstabe L in königlichen Namen gewöhnlich durch den Löwen bezeichnet, während er sonst auch auf andere Weise geschrieben wird. In dem Namen des Kaisers Tiberius an dem Tempel zu Esneh ist das B durch einen Widder bezeichnet; in Dendera tritt ein anderes Zeichen in demselben Namen an dessen Stelle. Uebrigens fand keine unbedingte Freiheit der Wahl der phonetischen Zeichen Statt, vielmehr hatte der Gebrauch nur gewisse Bilder dazu bestimmt, die daher oft wiederkehren.

Es ist zu bemerken, dass die Zeichen, welche bildlich oder sinnbildlich für Begriffe gebraucht wurden, nicht auch als phonetische Hieroglyphen dienten, so dass wenigstens im Wesentlichen die Bedeutung jeder Hieroglyphe unzweideutig war. Champollion hat die Zahl sämtlicher von ihm gefundenen Hieroglyphen, sowohl der phonetischen als der bild- und sinnbildlichen, auf 860, und wie er bemerkt eher zu gross als zu klein berechnet, die Zahl der gegenwärtig bekannten beträgt schon mehrere Tausende. Man sieht, es handelt sich um ein zwar ausgedehntes, aber immerhin durch das Gedächtniss wohl zu erlernendes Schriftsystem. Nicht alle phonetischen Hieroglyphen sind Bilder natürlicher Gegenstände, sondern eine ganze Zahl besteht in willkürlichen geometrischen Figuren, wie Quadrat, Oval, Halboval, gebrochene, gebogene oder gerade, doppelte und einfache Linie. Namentlich werden grammatische Formen, Artikel, Präpositionen, Geschlecht und Zeit (im Aegyptischen meist Anhängesilben) durch solche Zeichen ausgedrückt ¹⁾.

¹⁾ Es ist hier nicht der Ort, auf die Veränderungen und Fortschritte der Hieroglyphendeutung seit Champollion speciell einzugehen. Auch der principiellen Gegner des von ihm begründeten und im Wesentlichen allgemein angenommenen Systems können wir hier

Die Hieroglyphen dieser verschiedenen Gattungen laufen in allen Inschriften und Manuscripten ohne Unterbrechung oder Auszeichnung fort. Nach unseren Begriffen würde irgend ein Zeichen, welches den Leser aufmerksam machte, dass jetzt die Bilderschrift aufhöre und Buchstabenschrift anfangen, nothwendig sein, und wirklich glaubte man Anfangs ein solches Hülfsmittel für die Leser gefunden zu haben, indem gewisse Gruppen von phonetischen Hieroglyphen mit einer ovalen Einfassung versehen und dadurch von den übrigen getrennt sind. Allein bei näherer Prüfung hat sich ergeben, dass diese Gruppen nur einen sehr kleinen Theil der phonetischen Hieroglyphen ausmachen. Sie sind nur Ehrenzeichen für den Namen der Regenten. Selbst die Namen der Götter, wenn sie phonetisch geschrieben sind, und natürlich noch mehr die Namen von Privatpersonen und andere Wörter entbehren jeder Einschliessung. Die Hieroglyphen, welche solche Namen bilden, schliessen sich unmittelbar an die anderen, sei es bildlichen oder buchstäblichen an, und nur die Gestalt Gott, Göttin, Mann oder Frau, an das Ende des Namens gesetzt, überhebt jedes Zweifels, wie die vorhergegangenen Hieroglyphen zu lesen sind. Man begreift, wie bei der, wenn auch grossen, doch beschränkten Zahl der Zeichen es möglich war, diese gemischten Schriftzüge fortzulesen.

Auch in anderer Beziehung ist die Hieroglyphenschrift sehr formlos, indem sie bald in horizontalen bald in verticalen Reihen, bald von der Rechten zur Linken bald umgekehrt fortschreitet. Auch schliesst sich nicht jedesmal ein Zeichen an das andere in der Direction des Ganzen, sei es horizontal oder vertical an, sondern mehrere sind zu einer Gruppe zusammengestellt, gleichsam um Raum zu sparen und die ganze Breite der Columne, die durch das kleinere Zeichen nicht in Anspruch genommen wird, auszufüllen. In den Manuscripten ist die Schrift gewöhnlich in senkrechten Columnen geordnet, welche meistens von der Rechten zur Linken auf einander folgen. An den Gebäuden sind die Hieroglyphen aber auch häufig in horizontaler Folge, friesartig, oder neben den Figuren der Reliefs, vertical oder horizontal, wie der

nicht weiter gedenken. Jedenfalls haben die Bestimmungen Champollion's im Einzelnen manche Verbesserungen und Bereicherungen erfahren, wovon wir mehrere oben berücksichtigt haben. Eine der noch bestehenden Hauptschwierigkeiten beruht auf der bisher nur unvollkommen erkannten Verschiedenheit des späteren, in der Ptolemäer- und Kaiserzeit angewendeten Hieroglyphensystems von der in den altägyptischen Denkmälern befolgten Schreibweise. Von der neuesten Hieroglyphenliteratur seien besonders hervorgehoben die Beiträge zur Feststellung eines Hieroglyphen-Alphabets von S. Reinisch, erster Exkurs zu dessen Beschreibung der ägyptischen Denkmäler von Miramar. Wien 1865. S. 261 ff.

Raum es gestattet, eingefügt. Ob von der Rechten zur Linken oder umgekehrt zu lesen, erkennt man daran, nach welcher Seite die Köpfe der dargestellten Thiere gerichtet sind. Die Weitläufigkeit der Schrift wurde einigermaassen dadurch gemindert, dass man (wie auch jetzt häufig in den orientalischen Sprachen) die Vocale fortliess, auch wohl sich mit einigen Consonanten begnügte. Die Ausführung der Hieroglyphen auf den Monumenten ist meistens sehr sorgfältig, so dass die Thiere und sonstigen Gegenstände ebenso natürlich wie auf den grösseren plastischen Darstellungen sind. Manchmal indessen sind nur die Umrisse der Gestalten, ohne Ausarbeitung des Inneren eingegraben. Noch viel leichter ist die Ausführung in den Inschriften der Särge und in den Manuscripten, welche sich bei den Mumien finden. Hier treten an Stelle des wirklichen Bildes nur wenige Linien, welche auf eine charakteristische Weise der Phantasie das ohnehin schon vielfältig bekannte Bild vorführen.

Neben diesen, bei religiösen, aber doch schon weniger feierlichen Beziehungen angewendeten leichteren Hieroglyphen findet sich eine andere Schrift, die sogenannte hieratische oder priesterliche, von der uns schon die griechischen Schriftsteller erzählen, deren Entstehung und Bedeutung uns aber erst durch die Vergleichung der Manuscripte klar geworden ist. Auch jene leichtere Hieroglyphenschrift war für längere Aufsätze zu mühsam, man suchte daher aus den Zeichen, unter denen man die Wahl hatte, die einfachsten heraus, nahm auch wohl nur einen Theil des ganzen sonst dargestellten Gegenstandes, oder setzte endlich, wenn keines von beiden Mitteln anwendbar oder genügend war, an die Stelle der bildlichen neue, mehr willkürliche, vielleicht durch irgend eine Begriffsverbindung aus den bildlichen entstandene Zeichen. So hatte man eine Schrift, welche zwar noch immer einige bildliche oder symbolische Zeichen enthielt, aber dennoch schon ziemlich flüssig fortlief.

Für den Volksgebrauch, für Geschäftsurkunden und Briefe war aber auch diese Schrift zu schwierig. Es bildete sich daher aus ihr eine noch einfachere, currentere Schrift, die demotische oder enchorische, die Volksschrift, in welcher nur die leichtesten Zeichen der hieratischen Schrift und auch diese nur in noch bequemeren Abkürzungen Platz fanden. Die eigentlich darstellenden Zeichen wurden hier nun alle durch Buchstaben ersetzt, nur die Namen der Götter behielten, ohne Zweifel aus einer ehrfurchtsvollen Rücksicht, ihr symbolisches Zeichen aus der hieratischen Schrift bei ¹⁾.

1) H. Brugsch, Grammaire démotique. Berlin 1855. Fol.

Wir sehen also, dass die phonetischen Hieroglyphen die ursprünglichen, die anderen Schriftformen die abgeleiteten sind. Ueber die Entstehung dieses ungewöhnlichen Systems fehlen uns aber alle Nachrichten. Nur soviel wissen wir, dass es uralt und allgemein verbreitet auf ägyptischem Boden war. Von Meroe an bis zum Ausflusse des Nils und an vielen Punkten ausserhalb Aegyptens hat man Inschriften dieser Art entdeckt, und sowohl die Namen der ältesten Pharaonen, die von den griechischen Schriftstellern uns aufbewahrt sind, als die der Ptolemäer und der römischen Kaiser bis auf Caracalla daraus entziffert. Es war also eine Eigenthümlichkeit, welche so eng mit der Nationalität dieses ausdauernden Volkes verwachsen war, dass auch die anhaltende Berührung mit anderen Völkern und mit bequemeren Schriftformen sie nicht verdrängen konnte. Wenn wir uns dies aus der Anhänglichkeit an ein geheiligtes Herkommen auch erklären, so bleibt immer die erste Entstehung dieser schwerfälligen und zweckwidrigen Schreibart höchst räthselhaft.

Einige und, wie es scheint, selbst der Entdecker des hieroglyphischen Systems, glaubten darin die erste und naturgemässe Entstehung der Buchstabenschrift zu erkennen. Es ist natürlich, bemerken sie, dass die Schrift ebenso wie die Sprache von dem Sinnlichen und der sinnlichen Nachahmung ausgeht. In der Sprache sehen wir abstracte Begriffe durch eine Metapher ausgedrückt, und Vorstellungen, die an sich nichts Tönendes haben, durch ein Wort bezeichnet, das durch die Eigenthümlichkeit seines Klanges an eine Eigenthümlichkeit der Sache erinnert. Wie dies bei jedem primitiven Volke häufiger vorkommt, so lässt sich in der ägyptisch-koptischen Sprache nachweisen, dass sie besonders reich an solchen tropischen und malenden Wörtern war. Aehnlich wie in der Sprache tonlose Vorstellungen durch eine Art Tonsymbolik, konnte man aber auch in der Schrift bildlose Vorstellungen durch etwas Bildliches darstellen. Man begann also wohl mit der wirklichen Darstellung der Dinge, man ging dann über zu einer metaphorischen Bezeichnung durch das Bild eines verwandten Gegenstandes. Alles dieses musste sich aber sehr bald unzureichend erweisen, solche Bilder gaben nur einzelne Interjectionen des Gedankens, es fehlten Bindemittel, Zwischenglieder, aus welchen erst eine Gedankenreihe entstehen konnte. Daher war es denn wohl nicht unnatürlich, dass man neben anderen Aehnlichkeiten, durch welche das Bild eines Gegenstandes auf einen anderen bezogen wurde, auch auf Aehnlichkeit des Klanges gerieth, dass man eine abstracte Vorstellung durch das Bild einer ähnlich lautenden, darstellbaren Sache ersetzte, und demnächst zu immer näherer Bestimmung dieser wenig deutlichen Bezeichnung

nach und nach mehrere, endlich alle einzelnen Laute des Wortes durch besondere, daran erinnernde d. h. mit diesen Lauten anfangende Bilder ausdrückte. So konnte die Hieroglyphenschrift sich ausbilden, ohne dass man wahrnahm, wie verschiedene Elemente sie enthielt, bis allmählig das Bedürfniss die schnellere Schreibart herbei führte und nun Spätere die wesentliche Verschiedenheit der Buchstaben und der Bilderschrift bemerkten. So erklärt es sich, dass gerade die Aegypter, obgleich durch ihre Bilderschrift von anderen Völkern unterschieden, nach den Nachrichten vieler alten, nicht ungläubwürdigen Autoren für die Erfinder der Buchstabenschrift gehalten wurden. Ja vielleicht ist dieser Weg der einzige, auf welchem eine Buchstabenschrift entstehen konnte, die erst bei anderen Völkern, denen sie überliefert war, die Spuren ihres Ursprungs so gänzlich verlor, dass man sie für eine willkürliche Erfindung halten mochte.

Diese scharfsinnige Hypothese empfiehlt sich dadurch, dass sie die Unwahrscheinlichkeit einer absichtlichen Erfindung entfernt und gleichsam die historische Linie, welche wir in der Ausbildung der demotischen aus der hieratischen Schrift beobachten, rückwärts bis in die Vorzeit verlängert. Indessen stehen ihr doch manche Gründe entgegen. Wenn wir das Bild eines Gegenstandes sehen, so fallen uns seine Eigenschaften und natürlichen Beziehungen eher ein als der Klang des Wortes, mit welchem die Sprache es benennt. Selbst wenn wir uns des Wortes bedienen, so brauchen wir es unbewusst und ohne über den Klang zu reflectiren. Die Aehnlichkeit des Klanges zweier Wörter von verschiedener Bedeutung zu bemerken, setzt daher schon eine besondere Richtung auf das sprachliche Element und eine Abstraction von dem Bildlichen und der Bedeutung voraus. Soll nun gar das Bild eines Gegenstandes mit völligem Absehen von seiner Natur und ferner mit völliger Verschluckung seiner folgenden Laute bloß nach dem Anfangsbuchstaben gelten, soll ferner ein ganzes Wort aus solchen Anfangsbuchstaben zusammengesetzt werden, so dass also die dargestellten Gegenstände durch ihren Anfangsbuchstaben auch in die Mitte eines anderen Wortes kommen, so setzt dies eine lange Gewöhnung an die Auflösung der Wörter in Buchstaben voraus. Man kann nicht glauben, dass ein Volk, ehe es durch Buchstabenschrift an solche Auflösung der Worte gewöhnt worden, diese schwierige und schwerfällige Zertheilung derselben und diese Herabsetzung des ganzen Gegenstandes zum Werthe seines Anfangsbuchstabens vornehmen sollte ¹⁾.

¹⁾ Man denke sich, um ein Beispiel der einfachsten Art zu wählen, dass man das Wort „Fest“ durch phonetische Hieroglyphen bezeichnen wollte. Man fing also etwa damit

Kaum können wir daher anders glauben, als dass die Erfinder der phonetischen Hieroglyphen sowohl die Bilderschrift als die Buchstabenschrift kannten, wenn auch diese vielleicht nur bei einem anderen Volke. Denselben musste dann aber auch die Zweckmässigkeit der Buchstabenschrift einleuchten, und nur die Rücksicht auf gewisse Eigenthümlichkeiten der vielleicht damals noch weniger cultivirten Sprache, wahrscheinlicher aber die Rücksicht auf die hergebrachte, geheiligte Form der Bilderschrift, die Scheu vor Neuerungen und augenscheinlich fremden Einrichtungen, die Neigung zu einer priesterlichen Feierlichkeit konnte dazu bestimmen, beide graphischen Systeme auf eine künstliche Weise zu verschmelzen ¹⁾).

Wie dem aber auch sein mag, sei es natürliche Entstehung, sei es priesterliche Erfindung, so ist immer die Anwendung und Beibehaltung dieser Schrift eine sehr merkwürdige, charakteristische Erscheinung.

Die Neigung, ein Bild an die Stelle der Sache zu setzen, lieber zu sehen als zu denken, abstracte Begriffe mit sinnlichen Vorstellungen zu vertauschen, verräth eine jugendlich frische Phantasie. Wir finden sie daher auch meist bei jungen Menschen und bei Völkern in der früheren Zeit ihrer Bildung. Dieselbe Beweglichkeit der Phantasie aber, welche ihr das Bild an die Stelle des Begriffes zuführte, wird auch in der Regel die Ursache sein, dass es bald wieder verschwindet. Das Bild erinnert uns an den Gegenstand, an seine Eigenschaften und Beziehungen und führt uns daher auf Vergleichen und Beobachtungen, die uns zu neuen Bildern hinziehen. Es entsteht der Process der Anreicherung metaphorischer Vorstellungen, den wir bei der jüdischen Poesie in seiner höchsten Lebendigkeit beobachteten, und der, wenn auch nicht im gleichen Maasse, bei allen warmfühlenden und empfänglichen Naturen stattfinden wird. Soll nun aber das Bild fixirt, ein bleibendes,

an, einen Felsen, als etwas ähnlich Lautendes und im Begriffe Verwandtes, zu malen. Wollte man nun weiter gehen und den Laut St durch einen Storch oder Stier bezeichnen, so würde die Phantasie, wenn sie nicht schon gewöhnt war, sich Buchstaben gesondert zu denken, schon hier gewiss mehr irre geleitet als der Verstand befriedigt worden sein.

¹⁾ Die herrschende Ansicht in der neueren Sprach- und Schriftwissenschaft scheint sich von der oben vorangestellten Hypothese über ein höheres Alter der Bilderschrift gänzlich abzuwenden. Mit besonderer Entschiedenheit thut dies u. A. Heinr. Wuttke, in der Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 1857. S. 75. Derselbe beschäftigt sich dort allerdings zunächst mit der Entstehung und Beschaffenheit des phönikisch-hebräischen Alphabets, kommt aber dabei auch namentlich auf dessen Verhältniss zu den Hieroglyphen zu sprechen. Er hält die „Strichelschrift“ für den Anfang, und leitet derer Verschiedenheit einfach aus der Art des Beschreibestoffes ab; der Bildcharakter der ältesten Buchstaben wird von ihm in Abrede gestellt.

schriftliches Symbol für einen Gedanken werden, so setzt dies eine zweite Kraft voraus, welche der vorstellenden Phantasie gleichsam Einhalt thut, ihr nur das erste Bild gestattet. Jede Bilderschrift zeigt daher schon eine eigenthümliche Verbindung von Beweglichkeit und Ruhe. Noch viel auffallender wird aber diese Verbindung, wenn das Bild nur die Stelle eines Buchstabens vertreten soll. Aller Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, ja der Vorstellung des dargestellten Gegenstandes selbst sollen wir uns entschlagen, um nur den Buchstaben festzuhalten, und ein anderes gleichgültiges Wort daraus zu bilden. Es gehört eine gewisse Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge dazu, die nicht leicht mit der ursprünglichen Wärme des Gemüths, die das Bild herbeiführte, zu vereinigen ist. Wir sehen also in dieser Schreibart eine Neigung und Bereitwilligkeit zu bildlichen Darstellungen und Beziehungen, verbunden mit einer folgsamen Verzichtleistung auf alle Regungen der Phantasie, welche sich daraus entwickeln. Dass die Nation sich diesem Zwange fügte, dass sie nicht, wie es so nahe lag, zur Einführung einer wirklichen Buchstabenschrift überging, sondern jene unnatürliche Schrift Jahrtausende lang beibehielt, ist ohne Zweifel ein höchst merkwürdiger und bezeichnender Zug des ägyptischen Charakters. Alle jene Vorschriften zur Regelung des Lebens, von welchen alle Aegypter vom Könige bis zum niedrigsten Gewerbsmanne abhängig waren, mussten dahin wirken, einen Geist der Ruhe und Zurückhaltung auszubilden. Allein der Gipfel dieses ganzen Systems lag in dieser Form der Schrift. Hätte sich hier mit den ersten Elementen der Bildung eine freiere Richtung den Gemüthern eingeprägt, so würde sich allmählig eine lebendigere Literatur und jene Neigung zur Reflexion entwickelt haben, welche die Einsicht der Einzelnen und die Wissenschaften fördert, aber auch die bestehenden Einrichtungen prüft und den schweigsamen Glauben aufhebt. Diesem Uebel war sofort durch das graphische System der Aegypter vorgebeugt. Eine Buchstabenschrift war da, der Verkehr entbehrte dieses Hülfsmittels nicht, aber sie trug den Charakter des Gemeinen, war nur den wechselnden Dialekten angepasst, für alle höheren Zwecke für unanständig gehalten. Für diese galt nur jene zusammengesetzte Bilderschrift, welche durch ihre Pracht die Vorstellung von Würde und Heiligkeit, durch ihre Mannigfaltigkeit die Gelegenheit zu erbaulichen Auslegungen gab, und welche ausreichend war, um die Eigenschaften der Götter, die Tugenden und die Würde des Königs und der Priester auszudrücken.

Der Inhalt der hieroglyphischen Schriften ist für uns in historischer Beziehung höchst wichtig, indem dadurch die Unsicherheit der griechischen Ueberlieferungen gehoben wird. Wir erhalten feste

chronologische Punkte für die älteste Geschichte und erfahren manches Einzelne des historischen Herganges und der Zustände. Namentlich werden die, wie man meinte, fabelhaften Berichte der Griechen von den Siegen des Ramses Sesostris durch die Denkmäler, welche er hinterliess, durch die Darstellung seiner Triumphe und Schlachten an denselben bestätigt. Allein andererseits schwindet dadurch gewissermassen ein schöner Traum. Eine Bilder- und Gedankenschrift, welche ohne Vermittelung des tödtenden Buchstabens, ohne an eine vergängliche Volkssprache geknüpft zu sein, dem Weisen oder Eingeweihten späterer Zeit die erhabenen Ideen ihrer Erfinder, die Resultate ihrer Forschungen überliefert, schien der berühmten geheimnissvollen Priesterweisheit Aegyptens vollkommen würdig. In diese Mysterien einzudringen, die Quelle uralter Weisheit wieder zu eröffnen, war höchst wünschenswerth. Besonders das vorige Jahrhundert, in welchem neben der Aufklärung des Tages eine Neigung zu freimaurerischen Heimlichkeiten weitverbreitet war, fühlte sich von dieser Aufgabe angezogen, mehrere Männer von Scharfsinn und Gelehrsamkeit unterzogen sich ihr und glaubten die Deutung der Geheimschrift gefunden zu haben. Leider fielen diese Auslegungen ebenso abweichend aus, wie die Ansicht von der geheimen Weisheit Aegyptens verschieden war. Der Jesuit Kircher bewies in einer Reihe von voluminösen Werken ein System der ägyptischen Geheimlehre, das er in den Hieroglyphen gelesen, eine ausführliche Dämonologie. Ein Anderer sah überall astronomische Urkunden, ein Dritter fand die Uebersetzung oder vielleicht den Urtext der Psalmen.

Gegen diese gewichtigen Entdeckungen ist denn freilich der Inhalt der hieroglyphischen Inschriften, wie man ihn jetzt versteht, höchst unbedeutend. So hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, Kircher eine Hieroglyphengruppe durch folgenden Satz übersetzt: Der Urheber aller Fruchtbarkeit und alles Gedeihens ist Osiris, dessen zeugende Kraft vom Himmel in dieses Reich durch den heiligen Mophta (einen Dämon von Kircher's Entdeckung) geleitet ist. Dieselben Zeichen enthalten aber nach Champollion nur das Wort: Autokrator, als Titel eines römischen Kaisers ¹⁾.

Ueberhaupt würde man sich sehr täuschen, wenn man in den Inschriften der Monumente oder in den Manuscripten besonders tiefe Eröffnungen, Geheimlehren oder eine bedeutende Literatur zu finden meinte, obwohl in den Denkmälern einige Bruchstücke von Erzählungen und Poesien theils epischer, theils dramatisirter Form zu Tage gekommen

¹⁾ Champollion, Précis. S. 370.

sind. Die grosse Masse der Schriftstücke bilden Urkunden eines religiösen Rituals, bei den Mumien stets dieselben unveränderten oft wiederholten Leichengebete, an den Monumenten Lob- und Weiheformeln des Fürsten, der sie gestiftet, eine weitschweifige religiöse Titulatur. Der römische Historiker Ammianus Marcellinus (XVII. 4) hat uns aus der Schrift eines gewissen Hermapion die griechische Uebersetzung der Inschrift eines Obeliskens gegeben, der von Heliopolis nach Rom gebracht und im Circus maximus aufgestellt war. Sie hebt so an: „Dies sagt Helios dem König Ramesses: Ich habe dir gegeben, mit Freude zu herrschen über die Welt; den Helios liebt und Apollo, der mächtige, der ächte Sohn des Heron, der Götter Sohn, der Herrscher der Welt, den Helios erkor, der tapfere Sohn des Ares, König Ramesses, dem die ganze Erde unterworfen ist durch Tapferkeit und Muth, König Ramesses, der Sohn des Helios, der immer lebende.“ Dies ist der Anfang; dann geht es noch ungefähr dreimal so lang völlig in demselben Tone fort. Ganz ähnlich lautet auch die Tafel von Rosette über Ptolemäus Epiphanes, und ebenso pflegen auch die Inschriften der Tempel nichts anderes als solche Lobpreisungen und Weiheformeln in einem schwülstigen, orientalischen Curialstyle zu enthalten.

Es ist hienach durchaus nicht wahrscheinlich, dass die Priester aus dem Verständniss dieser Schreibart ein Geheimniss gemacht haben sollten; vielmehr würde dies mit der Bestimmung und dem Inhalte der Schriften in Widerspruch gestanden haben ¹⁾. Nur soviel ist nach den Nachrichten der Griechen und nach der Natur der Sache anzunehmen, dass der Unterricht mit der demotischen, als der einfachsten und zugleich für das bürgerliche Leben nothwendigsten Schrift anfang und dass der hieratischen und hieroglyphischen für höhere Studien vorbehalten blieb. In der hieratischen Schrift wurden dann die Bücher und Urkunden, welche einen höheren Werth erhalten sollten, von priesterlichen Schreibern gefertigt, wie man auch im Mittelalter die Manuscripte in den Klöstern in sorgfältigerer und mühsamerer Schrift aufsetzte als die gewöhnlichen Urkunden und Privilegien. Die Hieroglyphen blieben endlich für einen noch grösseren kirchlichen Luxus vorbehalten. Die Pietät der Verwandten glaubte den Todten dadurch zu ehren, dass die ihm mitgegebenen Gebete in so kostbaren Schriftzügen gemalt wurden. Die eigentliche Bestimmung der Hieroglyphen aber blieben die öffentlichen Monumente, wo die Mannigfaltigkeit und der Reichtum dieser Bilder zugleich zur feierlichen Zierde diente und die

¹⁾ Champollion, Précis. S. 356.

Leerheit des Inhalts verdeckte. Wie es der orientalischen Devotion eigen ist, die Formen knechtischer Verehrung geduldig zu wiederholen, so eigneten sich besonders diese bildlichen Inschriften dazu, und wir finden ganze Friese und andere architektonische Theile mit derselben Inschrift in vielfältiger Wiederkehr bedeckt.

Die griechischen Schriftsteller beschäftigen sich in ihren, freilich überall nur kurzen und fragmentarischen Nachrichten viel mehr mit der symbolischen als mit der phonetischen Bedeutung der Hieroglyphen. Indessen stimmt doch die Angabe des einzigen Schriftstellers, der sich genauer auf das ganze graphische System einlässt, des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien, mit den Resultaten, welche die Wissenschaft seit Champollion gefunden, überein, und es ist begreiflich, dass jene Anderen, die des Aegyptischen unkundig und höchstens auf ihren Reisen von den Priestern oberflächlich mit den Merkwürdigkeiten des Landes bekannt gemacht waren, nur von dem Neuen und Auffallenden sprechen. Auch mag es wohl sein, dass die spätere Priesterschaft zur Zeit griechischer und römischer Herrschaft mit dem Besitz von Geheimnissen prahlte und in die ursprünglich phonetischen Zeichen allegorische Nebenbedeutungen hineinlegte. Daher kann es denn auch nicht befremden, wenn wir viele der Symbole, welche diese Griechen anführen, entweder gar nicht oder nicht mit der Bedeutung vorfinden, welche ihnen beigelegt wird, und wenn überhaupt das symbolische Element viel geringer, als jene glaubten, erscheint ¹⁾.

Die Hieroglyphen dienten nicht nur als Lapidarschrift, sondern auch für literarische Zwecke. Die demotische Schrift wurde, soviel wir wissen, hauptsächlich zu Contracten und ähnlichen wirthschaftlichen Aufzeichnungen gebraucht, während für alle höheren Aufgaben die Hieroglyphik beibehalten wurde. In ihr waren ohne Zweifel jene 42 Bücher verfasst, welche nach der Mittheilung eines späteren, aber aus alter Quelle schöpfenden Schriftstellers, des erwähnten Clemens von Alexandrien, eine Encyclopädie des priesterlichen Wissens enthielten, die Götterlehre und die Gesetze, das Ceremoniell des Cultus, die Lehre von der Schrift von Zahlen und Maassen, die Sternkunde, die heiligen Hymnen, und

¹⁾ Auch in dem Werke des Horapollon, welches uns in griechischer Uebersetzung unter dem Titel Hieroglyphica (ed. Leemans. 1835) aufbehalten ist, werden viele Symbole angezählt, die unter den eigentlichen Hieroglyphen nicht aufzufinden sind. Champollion vermuthete, dass jenes unrichtig oder ungenau benannte Werk mehr beabsichtigt habe, mit der allegorischen Deutung wirklicher Tempelbilder (Anaglyphen) als mit eigentlichen Hieroglyphen sich zu beschäftigen. Sollten nicht auch hier die Mystificationen späterer Priester Einfluss gehabt haben?

endlich die Regeln der Arzneikunst¹⁾. Von diesen Lehrbüchern ist keines auf uns gekommen, und das grösste literarische Product, welches die neuere Forschung zu Tage gefördert hat, ist das sogenannte Todtenbuch, d. i. eine Schilderung der Schicksale der frommen Seele nach dem Tode bis zu ihrer Ankunft in den himmlischen Wohnungen. Diese Schilderung, verbunden mit den erforderlichen Gebeten, wurde nach ägyptischer Sitte auf einer Papyrusrolle, in hieroglyphischer oder hieratischer Schrift und durch bildliche Darstellungen erläutert, den Todten mit in's Grab gegeben, gleichsam als Leitfaden bei ihrer Wanderung, und ist so in zahlreichen Exemplaren erhalten, die zwar mehr oder weniger vollständig, aber anscheinend aus derselben Quelle geschöpft sind²⁾. Es ist dies zwar eine interessante Urkunde, wie namentlich die bereits erwähnte, in keinem Exemplare fehlende Schilderung des Todtengerichtes ergiebt, allein sie bewegt sich ganz in dem typisch festgestellten Gedankenkreise, dem auch jene Lehrbücher angehört haben werden, und schon der vorherrschende beibehaltene Gebrauch der Hieroglyphen lässt darauf schliessen, dass die ägyptische Literatur überhaupt nicht darüber hinausging. Für freie geistige Mittheilungen, für freieren, individuellen Ausdruck des Gedankens, für wissenschaftliche Zwecke oder geistreiches Verständniss war eine solche Schrift nicht gemacht. Allein alle diese feineren Bedürfnisse hatten in Aegypten auch keine Stelle; sie würden die Festigkeit des ganzen sittlich religiösen Gebäudes nur untergraben haben. In einer Schule, welche den Geist an so geduldprüfende Symbole und so harte Abstractionen gewöhnte, konnte sich nichts Freies und Lebenvolles entwickeln. Wir können daher aufhören, uns zu verwundern oder den Verlust hoch anzuschlagen, dass nicht mehr von altägyptischen Schriften auf uns gekommen ist. Selbst die Sprache war, wie nach dem Urtheile der Sprachforscher aus der koptischen Sprache sich ergiebt³⁾, unvollkommenen Baues und von

1) R. Lepsius, Chronologie der Aegypter. S. 47.

2) R. Lepsius, Das Todtenbuch der Aegypter nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin. Leipzig 1842. 49, giebt das vollständigste dieser Exemplare. Vgl. die weitere Literatur darüber bei Jolowicz, Bibliotheca aegyptiaca. Leipzig 1858. Suppl. I. 1861.

3) S. Wilh. v. Humboldt's Abhandlung: Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau. Abhandl. d. Berlin. Akad. d. Wiss. 1824. 160. Auch der grosse Orientalist Peyron schloss aus der Steifheit oder mathematischen Unregelmässigkeit der Sprache, dass die Aegypter eine dichterische oder historische Literatur im höheren Sinne nicht gehabt haben. Viel günstiger lautet das Urtheil neuerer Forscher, z. B. Steinthal's, der in seiner Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Berlin 1860. S. 330 das Aegyptische, als eine „physiologisch hoch organisirte“ Sprache, unter den modernen Idiomen „etwa dem Türkischen“ parallel stellt; vgl. auch dessen Sprachtabelle auf S. 327.

geringen Sprachanlagen zeugend, und dass Poesie und Gesang nicht in grossem Ansehen standen, geht aus den Nachrichten der Griechen unlängbar hervor. Musik wurde zwar fleissig geübt, wie wir aus den Darstellungen mannigfaltiger musikalischer Instrumente in den Monumenten ersehen, allein es fand dabei eine eigenthümliche Beschränkung statt. Man sang keine fremden, sondern nur einheimische Lieder (Herodot II. 79) und zwar weniger Volkslieder in unserem Sinne ¹⁾, als vielmehr einfache heilige Hymnen. Diese abgerechnet, sagt Diodor (I. 81), verschmähten sie jede andere Musik, weil sie die Sitten verweichliche ²⁾. Ueberall werden wir auf Schranken, Satzungen, feierlich phlegmatisches Wesen hingewiesen, nirgends finden wir nur die Spur eines freien lebendigen Geistes. Auf Grabsteinen und Schriftrollen sind uns übrigens einige Bruchstücke der erwähnten Hymnenpoesie erhalten. So lautet ein Gesang, den der Schreiber Aphurumas an Ra, den Sonnengott, richtet, in etwas abgekürzter Uebersetzung ³⁾:

„Sei gnädig mir, Du Gott der Morgensonne
 Du Gott der Abendsonne, Horus beider Horizonte,
 Du Gott, der einzig und allein in Wahrheit lebt!
 Erschaffen hast Du, was da ist, erzeugt
 Der Wesen Allheit, Thier sowohl als Mensch.

¹⁾ Von den wenigen skolienartigen Tischgesängen und sonstigen schlichten Weisen, die uns in den Denkmälern erhalten sind, sei hier das bekannte Drescherliedchen erwähnt, welches Champollion in einem Felsengrabe von Eileithyia entzifferte. Dort singt der Aufseher, während die Rinder, wie wir auf dem Wandgemälde sehen, mit dem Austreten des Getreides beschäftigt sind:

„Dreschet für Euch, dreschet für Euch, meine Ochsener,
 Dreschet für Euch (bis),
 Getreide für Euch,
 Getreide für euere Herrn“ (bis).

Die beachtenswerthen Ansätze zu epischen und dramatischen Dichtungsformen finden sich zusammengestellt bei Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung I. 213 ff.; vgl. Reinisch, in Pauly's Realencyclopädie. 2. Ausg. Bd. I. S. 312 ff.

²⁾ Auf den Reliefs werden die Harfen, das gewöhnliche Instrument, besonders häufig von Frauen gespielt (Descr. de l'Ég. Antq. II. 44—91). Auch dies scheint kein günstiges Vorurtheil für die Uebung dieser Kunst zu erwecken, und mag mit der Besorgniss, die Männer zu verweichlichen, im Zusammenhange stehen. Ausser den Harfen, welche namentlich auf den Denkmälern des neuen Reiches eine bedeutende Grösse und Pracht der Ausstattung zeigen, kommen aber auch schon auf den ältesten Gräberbildern Guitarren, Lauten, Mandolinen, Flöten und allerhand Lärminstrumente, wie Tambourins, Klapperhölzer u. dgl., in grosser Anzahl vor. Auf den späteren Darstellungen scheinen die verschiedenen Instrumente ein förmliches Ensemble zu bilden. Das Nähere bei A. W. Ambros, Geschichte der Musik I. 137 ff.

³⁾ Brugsch, Die ägyptischen Alterthümer in Berlin. S. 12.

In Deinem Sonnenauge offenbarst Du Dich,
 Du Herr des Himmels und der Erde Herr.
 Die Untern schufst Du wie die Oberen,
 Du Herr des Alls und Ehgemahl der Götter . . .
 Du, welcher schuf der Menschen reine Geister.
 Du Herr der Anmuth, liebenswerthester,
 Der Leben ausstrahlt allen Menschenkindern.
 Ich rühme Dich, wenn abendlich es dämmert,
 Wo friedvoll Du zu neuem Leben stirbst.“

Auch die Todtenklage der Aegypter nahm die Form des Hymnus an und besang in ähnlicher Weise wie das hellenische Linoslied das menschliche Sterben unter wehmüthigem Hinweis auf die allgemeine Vergänglichkeit der Natur. Durch den Bau der uns erhaltenen Proben dieser Hymnenpoesie schlingt sich ein eigenthümlicher Parallelismus der Glieder hindurch, wie er bekanntlich in verwandter Weise der hebräischen Poesie eigen ist, und auch der Gedankeninhalt der ägyptischen Dichtungen bietet oft merkwürdige Anklänge an die Werke der heiligen Schrift. Obwohl also in diesen Hymnen eine gewisse poetische Anlage nicht zu verkennen ist, hat sich doch keine einzige der höheren Dichtungsformen in Aegypten zu künstlerischer Freiheit und Vollendung entwickelt.

Man darf auch nicht an eine tiefere Geheimlehre denken, welche die Priester ihren Söhnen mitgetheilt und deren letzte Abkömmlinge mit in's Grab genommen hätten. Wenn wirklich Mysterien überliefert wurden, so gaben sie nur andere Genealogien der Götter, als die gewöhnlichen, andere Ritualien, höchstens chronikenartige Geschichte. Man hat es oft bemerkt, dass eine aristokratische Verfassung gerade von den Mitgliedern des bevorzugten Standes die grösste Mässigung und Zurückhaltung erfordere, damit sie in den Augen der Uebrigen nicht herabgesetzt, diese stets an die Schranken, welche sie von jenen trennen, erinnert würden. Bei einer priesterlichen Aristokratie erstreckt sich diese Zurückhaltung nicht blos auf das Moralische, sondern auch auf das Geistige. Eine Priesterherrschaft, in freierem Geiste auferzogen, würde bald ihre Gesinnungen dem Volke mitgetheilt, eine künstliche Täuschung desselben unmöglich gemacht haben. Dieselbe Beschränkung umfasste daher zuverlässig Priester und Volk, die ganze Nation. Wir sehen ein hilderreiches, hochbegabtes Volk, dem aber eine fromme Rücksicht sogleich bei seiner ersten Entwicklung enge Fesseln anlegt, ein warmes Gefühl, eine künstlerische Phantasie, die aber nach den ersten Schritten wie festgebannt und erstarrt sind. Die Weisheit der priesterlichen Erziehung hatte den reichen Strom des Nationalgeistes, damit er nicht austrete, wie in einen festen, steinernen Kanal hinein-

geleitet, wo er gleichmässig Jahrtausende lang floss. Die Anerkennung, welche die Griechen den Aegyptern zollten, ist dennoch weder unerklärbar noch unverdient. Wir wissen, wie sehr dies geistreiche Volk bei der Beweglichkeit und Unbeständigkeit seines Charakters, nach festen Verfassungsformen, nach dem Ideal eines Staates strebte. Ein solches fand sich hier. Politische Veränderungen der obersten Herrschaft haben auch bei den Aegyptern stattgefunden, aber die unerschütterliche Festigkeit ihrer Verfassung, Sitte und Religion ist ohne Gleichen in der Geschichte. So wenig genau auch unsere Kenntniss ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass Aegypten schon über dreitausend Jahre vor Christus im Wesentlichen cultivirt war, und seine späteren Einrichtungen besass. Von da an behielt es dieselben, ohne dass weder die persische Oberherrschaft seit Kambyzes, noch die griechische seit Alexander, noch endlich die römische sie verdrängen oder wesentlich modificiren konnte. Ja die Religion Aegyptens gewann vielmehr an Umfang; während die aufgeklärten Griechen und Römer sparsame Besucher ihrer Tempel wurden, erhielten die ägyptischen Götter auch ausserhalb ihres Mutterlandes, in den weiten Provinzen des römischen Reiches ausgedehnte Verehrung. Bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. können wir durch die inschriftlichen Weiheformeln für die ägyptischen Götter die Fortdauer ihres Cultus nachweisen. Erst fast vierhundert Jahre nach Christi Geburt verordnete ein christlicher Kaiser nicht ohne heftigen Widerstand die Schliessung¹⁾ ihrer Tempel, und vielleicht machte erst das Schwert der Araber durch die Vertilgung des letzten Priesters dem stillen Dienste des Osiris und der Isis ein Ende. Diese wahrhaft wunderbare Lebenskraft hatte in der festen Gliederung der Verhältnisse ebenso sehr wie in dem ruhigen, gesetzten, feierlichen Charakter des Volkes seinen Grund, und ein so wohlgefügt, solides Wesen musste den beweglichen Griechen imponiren und zu einem Gegenstande ihrer Forschung und Beachtung werden²⁾, wobei

1) Die Umwandlung eines Bacchustempels in eine christliche Kirche, und der spotende Aufzug, den der Bischof mit den vorgefundenen heidnischen Symbolen veranstaltete oder zuliess, erregte einen Aufstand der Heiden in Alexandrien, in Folge dessen der Kaiser Theodosius der Grosse im Jahre 391 die Schliessung der Tempel zuerst in Alexandrien, dann in ganz Aegypten befahl. Neander, Kirchengesch. Bd. 2. S. 156—165. Tillemont, Hist. des Emp. I. Théod. 51, 57.

2) „Es giebt viele alte Gebräuche in Aegypten, die nicht blos den Eingeborenen werth sind, sondern auch bei den Griechen grossen Beifall gefunden haben. Daher haben die berühmtesten Gelehrten eine Ehre darin gesucht, nach Aegypten zu reisen, und mit den dortigen Gesetzen und Einrichtungen wegen ihrer Merkwürdigkeit sich bekannt zu machen.“ Diodor I. 69.

es denn natürlich war, dass die Beschränkung, mit welcher jene Dauerhaftigkeit zusammenhing, ihren Blicken sich entzog, und sie vielmehr auf eine verborgene Weisheit muthmaassten.

Geschichtliche Umriss.

Wir finden es oft, dass die Niederungsländer an den Mündungen der Ströme zuerst eine höhere Cultur erlangten und dadurch die herrschenden wurden, Spätlinge in physischer, Erstgeborene in geistiger Beziehung. Auch in Beziehung auf Aegypten scheint dies der Fall gewesen zu sein. Zwar hat man auch mehr im Süden, namentlich in dem Priesterstaate Meroe, von dem schon die Griechen berichten, Spuren ägyptischer Civilisation entdeckt, und Manche haben daher hier die Quelle der ägyptischen Bildung suchen wollen. Allein diese Annahme ist unhaltbar und die Verwandtschaft der Formen beruht vielmehr auf einem und zwar ziemlich späten Einflusse der Aegypter auf die Bewohner des oberen Nilthales. Dafür spricht theils das Verhältniss der Volksstämme, theils die geschichtliche Ueberlieferung. Denn die ursprüngliche Bevölkerung Aegyptens und des ganzen Nordrandes von Afrika unterscheidet sich sehr wesentlich von den Negern, welche die übrigen Theile von Afrika bewohnen, und bildet einen in manchen Beziehungen eigenthümlichen, aber jedenfalls höher begabten und der kaukasischen Race näher verwandten Volksstamm, der dann freilich durch die anregende Gunst des Nilthales nur hier sich zu jener frühen, allen anderen Völkern vorausgehenden Cultur erhob. Mehr als 3000 Jahre v. Chr. Geb. finden wir hier schon ein mächtiges Reich, dessen Herrscher in Memphis residirten, also an der Gränze des unteren und oberen Nilthales, da wo der Strom aus den Bergen hervortretend sich in mehrere Arme theilt. Nach mehr als tausendjähriger Dauer dieses Reiches unterlagen die einheimischen Könige fremden Eroberern semitischer Abkunft, welche ebenfalls ihren Sitz in Unterägypten behielten, während die oberen Gegenden ihnen Widerstand zu leisten wussten. Von hier aus erhob sich dann, etwa 430 Jahre nach dem Beginne jener Fremdherrschaft, ein neues Geschlecht einheimischer Könige, welche von ihrer Hauptstadt Theben aus die Fremden wiederholt glücklich bekriegten und endlich vertrieben. Dieser Befreiungskrieg gegen die Hyksos — denn so werden uns die Unterdrücker genannt — wurde ungefähr 1700 Jahre vor Christus ausgekämpft. Er war der Anfang der höheren Blüthe des ägyptischen Volkes, das vielleicht jetzt zum erstenmale vereinigt wurde. Theben, die jüngere Hauptstadt, war ein Sitz des Reichthums und der Macht grosser Könige, die nun in langer Reihe und in verschiedenen Dynastien auf einander folgten. Am

glänzendsten war die Regierung des Königs, den die Griechen Sesostris, die ägyptischen Inschriften aber mit dem öfter vorkommenden Namen Ramses und zwar als den zweiten dieses Namens und mit dem Beinamen Meiamun, der von Ammon Geliebte, benennen, etwa um das Jahr 1400 v. Chr. Er war ein Eroberer, der mit gewaltiger Heeresmacht zu Lande und zur See ringsumher die Länder bekriegte. Er unterwarf Aethiopien und sein Siegeszug soll ihn bis nach Thracien geführt haben. So unsicher die Grenzen dieser Eroberungen sind, so steht doch unzweifelhaft fest, dass er ein glücklicher Krieger und mächtiger Monarch war und im Süden bis an den Berg Barkal im Inneren von Nubien, im Norden weit in Kleinasien vordrang ¹⁾. Die ungeheuren Bauten, auf denen unsere Forscher seinen Namen entziffert haben, die Bilder an ihren Wänden mit See- und Landschlachten, Belagerungen, Zügen von Gefangenen und Tributpflichtigen, u. s. f. sind historische Urkunden im grössten Styl. Auch unter seinen Nachfolgern dauerte die Blüthe und die kriegerische Kraft Aegyptens noch fort; auch sie empfangen, wie die Denkmäler beweisen, Tribute sowohl der Neger als der semitischen Völker Asiens. Erst mit der Regierung Ramses' III. (um 1280) trat eine allmähliche Abnahme dieser Kraft ein. Die aufkommende Macht des Reiches Assur, welche sich endlich auch über Phönicien und Syrien erstreckte, trug vielleicht dazu bei, den König Sesonchis zu bestimmen, seine Residenz von dem ruhmvollen Sitze seiner Vorfahren, Theben, in das Delta, nach Bubastis zu verlegen (um's J. 1000) und einige Jahrhunderte später (715—665) musste das Land vorübergehend die Herrschaft äthiopischer Fürsten dulden. Zwar schon nach 45 Jahren entledigte es sich dieser Fremden, allein die siegreichen Feldherren, wahrscheinlich alle Abkömmlinge des alten Königsgeschlechtes, machten nun sämmtlich Ansprüche auf eine selbstständige Herrschaft, was die Auflösung der bisherigen Einheit zur Folge hatte. Zwölf Könige sollen damals in einer Bundesverfassung das Land beherrscht, und ein grossartiges Monument, das berühmte Labyrinth, als das Heiligthum oder Denkmal ihrer Einigkeit errichtet oder doch ausgebaut haben. Allein die Einigkeit währte nicht lange, die Zwölfherrschaft wurde gestürzt, und einer der Zwölfe, Psammetichus, warf sich mit Hülfe fremder Soldtruppen zum alleinigen Herrn auf. Seine Regierung, gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr., macht dadurch Epoche, dass

¹⁾ Er errichtete Denkmäler in den eroberten Ländern, von denen Herodot (II. 106) noch drei theils in Syrien, theils in Kleinasien sah und beschreibt. Wirklich hat man in neuester Zeit in Syrien bei Beirut in den Felsen eingegrabene ägyptische Bildwerke mit dem Namen des Ramses Meiamun aufgefunden, von denen unten weiter die Rede sein wird.

er die bisherige Abgeschlossenheit der Aegypter, das Verbot, Fremde im Lande zuzulassen, theilweise aufhob und die Meeresküste dem Handel öffnete. In diesem Zustande verharrte das Land, bis es durch Kambyse von den Persern erobert wurde, und von nun an stets fremden Gebietern unterworfen blieb. Indessen die Perser liessen im Ganzen den Ueberwundenen ihre Sitten, und die mehr als zweihundertjährige Herrschaft der Ptolemäer ist kaum eine fremde zu nennen, da sie, obgleich griechische Sprache und Bildung an ihrem Hofe vorwalteten, dem ägyptischen Wesen äusserlich huldigten. Dass sich auch unter den Römern und selbst noch, nachdem schon das Christenthum bis in die Thebais gedrungen war, die altägyptische Cultur erhielt, sahen wir schon oben. Rechnen wir von da an, etwa von dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung rückwärts, bis zu der Vertreibung der Hyksos, als zu dem Zeitpunkte, mit welchem die höchste Blüthe des Reiches begann, so haben wir schon eine fast zweitausendjährige Dauer ägyptischer Cultur, von deren Herrlichkeit die Monumente uns Kunde geben. Aber gewiss ist die Entstehungszeit von manchen dieser Bauwerke noch viel höher hinauf zu rücken. Man hat beobachtet, dass der Boden des Nilthals durch den Schlamm der Ueberschwemmung sich allmählig erhöht, und die Ingenieure der französischen Expedition haben scharfsinnig das Durchschnittsmaass dieser Erhöhung berechnet. Vergleicht man dies mit der heutigen Erhöhung des Landes über dem alten Boden der Monumente von Theben, so findet man danach, dass diese etwa 4760 Jahre vor dem Anfange unseres Jahrhunderts oder 2960, also fast 3000 Jahre vor Christi Geburt gegründet sein müssen¹⁾. Und dennoch konnten Gebäude von so vollendeter Schönheit nur das Resultat einer schon weit vorgeschrittenen Cultur, sie konnten nicht die ersten Vorboten derselben sein, wie man denn auch wirklich in den thebaischen Monumenten Bausteine, die auf der Rückseite in gleichem Style bearbeitet waren, und also schon von früheren, verfallenen oder abgebrochenen Gebäuden herrührten, gefunden hat. So werden wir, abgesehen von den inschriftlichen Zeugnissen an den Monumenten selbst, schon durch geschichtliche Traditionen und durch locale Beobachtungen darauf hingewiesen, in diesen Ueberresten die Denkmäler uralter Vorzeit zu bewundern.

¹⁾ Vgl. Girard, Observations, in der Descr. de l'Eg. Ant. T. VI. und Ritter a. a. O. I. S42. J. G. Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians. London 1837. Th. I. S. 5.

Zweites Kapitel.

Geographische Uebersicht der Gebäude ägyptischen Styls.

Früher glaubte man die Architektur, von der wir hier sprechen wollen, auf Aegypten beschränkt. Die neueren Reisen haben aber ergeben, dass ihr Gebiet sich noch sehr viel weiter nach Süden, bis in das entfernte obere Thal des Nils erstreckt. Bis zu den Quellen des grossen Stromes hat freilich noch immer kein Europäer durchdringen können, obwohl in jüngster Zeit namentlich durch englische Reisende in einer Gruppe von grossen Seen in der Aequatorgegend, welche gleichsam die Reservoirs der Nilzufflüsse bilden, das Gebiet, in dem die Quellen zu suchen sind, näher bestimmt worden ist¹⁾; sie müssen demnach weit im Süden in einem Alpengebirge liegen, dessen Wasser sich alle in dieser Richtung vereinen, um dem Strome die Kraft seines weiten Laufes durch trockene glühende Felsen und Sandwüsten zu geben. Zwei Ströme, der weisse und der blaue, fliessen von diesen unbekanntem Höhen herab, in ihrer Mitte ist der Sitz des Reiches Sennaar, nach ihrer Vereinigung erhalten sie den Namen Nil. In diesen mächtigen Strom ergiesst sich dann von Osten her ein dritter Fluss, der Tacazze oder Atbara, und bildet so eine fruchtbare Halbinsel, auf welcher der Priesterstaat Meroe lag, von dem die Griechen erzählen. Die Beschreibung von der vermeintlichen Insel dieses Staates, welche die alten Schriftsteller geben, stimmt ungefähr mit der Lokalität überein, und die bedeutenden Ruinen, die hier gefunden sind, heben jeden Zweifel. Nur von dem hohen Alter dieser Monumente, welches man früher stark überschätzte, darf heute, den weit älteren und ursprünglicheren ägyptischen Denkmälern gegenüber, nicht mehr die Rede sein. Sie gehören vielmehr in die allerjüngste Periode der ägyptischen Cultur, zum Theil sogar erst in die christliche Zeit und zeigen in Form und Ausstattung durchweg den Einfluss der unteren Nilländer. Nicht weit von der neueren Handelsstadt Schendi liegen ansehnliche Ruinen von Bauwerken dieses von dem ägyptischen abgeleiteten Styles²⁾. Es sind sowohl Tempelreste als namentlich

¹⁾ Vgl. Petermann's Geograph. Mittheilungen. 1863. 229 ff.; 1865. 271, 385, und den Aufsatz von Brugsch, Die Quellen des Niles nach den Angaben der altägyptischen Denkmäler, in der Zeitschr. f. ägypt. Sprache u. Alterthsk. 1863. 13 ff.

²⁾ R. Lepsius, Briefe aus Aegypten. S. 145 ff., 203 ff.

Pyramiden in grosser Zahl, mehrere Gruppen bildend, besonders dichtgedrängt bei Begerauieh (Begromi) in der Ebene Sur (Assur), wo ein Hauptsitz der Beherrscher von Meroe gelegen haben muss. Diese Pyramiden gleichen jedoch den ägyptischen sehr wenig; sie sind bei weitem kleiner, die grösste nicht über 80 Fuss hoch, von viel schlankerem Bau, mit abgekanteten Ecken und an der Ostseite mit einem kleinen gewölbten Vorgemach versehen, zu dem ein Thor im ägyptischen Pylonenstyl den Eingang bildet. Diese Vorbauten sind mit Inschriften und Reliefs bedeckt, welche das jüngere Alter der Denkmäler unwiderleglich darthun. In bedeutender Entfernung, etwa 60 Meilen weiter am Strome, der sich hier in einem gewaltigen Bogen zwischen der Wüste Gilif und dem Flachlande Nubiens hindurchwindet, liegen wieder bedeutende Reste von Tempeln und Pyramiden und zwar sowohl an der Ostseite des Flusses, bei Nuri, als auch am anderen Ufer, nicht weit von einem Orte, dessen Name Meraui deutlich genug an das alte Moroe erinnert. Hier, ganz in der Nähe des Berges Barkal, sucht man die Stätte des alten Napata, des Herrschersitzes der äthiopischen Könige, u. A. jenes Pianchi, von dessen Feldzügen gegen Memphis uns ein jüngst gefundenes Denkmal erzählt ¹⁾, und jenes Tarkos (Tah-raka, Taharka), welcher dem König Hiskias von Israel zu Hülfe zog, als er sich gegen seinen Unterdrücker Sanherib von Assyrien aufzulehnen wagte (690—680 v. Chr.) ²⁾. Jahrhunderte lang war Aethiopien von den Königen des unteren Nillandes in Abhängigkeit gehalten worden. Schon die alten Herrscher von Memphis bekämpften es mit Glück und errichteten Zwingburgen gegen den südlichen Reichsfeind, welche in Trümmern heute noch erhalten sind. Die jüngeren thebanischen Könige brachten sogar die völlige Aegyptisirung Nubiens zu Stande. Am weitesten reichte der Arm des grossen Eroberers Rameses II. (c. 1400 v. Chr.). Die mit seinem Namen bezeichnete Tempelruine am Berge Barkal, ein fast 500 Fuss langer Bau mit gewaltigen Pylonen (grossen Eingangsthoren, deren Form unten näher beschrieben wird), mit einem Säulensaal und zahlreichen wohlerhaltenen Gemächern im Inneren, bezeichnet den südlichsten Punkt in der Denkmälerkette des Pharaonenreiches. Nachdem dieses aber von dem Gipfel seiner Macht herabgesunken war, begann die Bedeutung Aethiopiens allmählig zu steigen und wenn auch die Grundlage seiner Cultur stets ägyptisch blieb, so kämpfte sich das Land doch politisch zur Freiheit, ja selbst

¹⁾ Brugsch, Zeitschrift für ägypt. Sprache und Alterthumskunde. 1863. S. 12; 1864. S. 36.

²⁾ Lepsius, Briefe aus Aegypten. S. 238 ff.; Brugsch, Histoire de l'Égypte I. 245 ff.

zur Herrschaft über Aegypten durch, wovon die Namen äthiopischer Fürsten in den ägyptischen Königslisten das beredteste Zeugniß ablegen. In das erste Viertel des siebenten Jahrhunderts v. Chr. fällt die Blüthezeit dieser äthiopischen Dynastie. Aber auch später gewinnt das Grenzland des alten Aegyptens noch eine vorübergehende Wichtigkeit. Die Gewalt der Priester von Meroe war in der Zeit der Ptolemäer durch König Ergamenes völlig gebrochen und die Verfassung ihres Reiches aus einer hierarchischen in eine militärisch-monarchische verwandelt. Griechische Bildung und Philosophie traten an die Stelle des alten Götterglaubens. Aber die Selbstständigkeit des Volkes war damit keineswegs gebrochen. Wir finden den Kaiser Augustus mit der nubischen Königin Kandake im Streit; sein Feldherr Petronius erstürmt die Hauptstadt Napata; eine nach Aethiopien gelegte römische Besatzung ward aber wieder zurückgezogen, weil man es nicht für gerathen hielt, die Grenzen des Reiches weiter nach Süden auszu dehnen. Merkwürdig ist es hingegen, dass in diesen Gegenden, wie wir aus den Inschriften, die dort aufgefunden sind, erfahren, griechische Cultur und Sprache dauernd Wurzel fassten, wenn auch durch barbarische Handhabung entstellt. Im Gefolge dieser Cultur drang auch das Christenthum hierher und diese nubischen Gegenden wurden daher später, als ringsumher die Herrschaft der Muselmanen sich ausbreitete, ein Asyl der Christen. Alt-Dongola, die Hauptstadt, hielt sich bis in das dreizehnte Jahrhundert, wo ein ägyptischer Sultan auch diese Gegend unterwarf und den Verheerungen der beduinischen Stämme Preis gab. Ueberall mischen sich deshalb hier die Spuren des christlichen Cultus mit den Ueberresten uralter heidnischer Kunst und geben in ihrer Verbindung die Anschauung eines interessanten, uns sonst fast unbekanntem geschichtlichen Verlaufes ¹⁾.

Alt-Dongola liegt noch in einem milden fruchtbaren Thale, etwas weiter unterhalb schliessen aber Felsgebirge den Strom enge ein, der sich mit Gewalt einen Weg gebahnt hat, wo er schäumend über Klippen abwärts fließt und eine Reihe von grösseren und kleineren Stromschnellen bildet. Von der jetzigen Hauptstadt Neu-Dongola an folgen nicht weniger als sieben solcher Katarakten, zwischen denen der Strom nicht schiffbar, das Ufer wenig bewohnt ist. Hier werden daher auch die Monumente seltener. Doch findet sich immerhin Einiges, was von der Ausdehnung der Pharaonenherrschaft nach Süden Zeugniß giebt. Auf der Nilinsel Argo liegen zwei Kolossalstatuen eines

¹⁾ Die sonstigen äthiopischen Ruinenstätten schildert F. Kugler, *Gesch. d. Bauk.* I. 73 ff. Vgl. auch die *Zeitschr. f. ägypt. Sprache u. Alterthumsk.* 1863. S. 20 und 53.

Königs aus rosenrothem Granit und andere Sculpturen, welche den Zeiten der Hyksos angehören. Bis in dieselbe Zeit reichen die Felsinschriften an dem weiten Trümmerfelde von Kerman, gegenüber von der Insel Tombos. Etwas jünger, aus der achtzehnten und neunzehnten ägyptischen Dynastie, sind die Daten an den Monumenten der Insel Sai, sowie an denen von Sedeinga, Sesebi und Soleb; bei letzterem Orte steht noch die malerische Ruine eines uralten Tempels von sehr grossem Umfange, mit höchst merkwürdigen Lotos- und Palmenkapitälen, Sculpturen und Hieroglyphen. Die Tempelreste von Amara, weiter nördlich, stammen aus der jüngeren äthiopischen Zeit. Noch einige Meilen stromabwärts kommen dagegen wieder verschiedene Denkmale der alten Pharaonen; es sind Burgen zum Schutz gegen die südlichen Feinde des Landes, welche schon von den Herrschern von Memphis begonnen, von den Königen des neuen Reiches dann weiter ausgebaut und mit prachtvollen Tempeln geschmückt wurden¹⁾. Bei Kummeh am östlichen Ufer baute der zweite, bei Semneh am westlichen der dritte Tothmosis der achtzehnten Dynastie ein in stattlichen Trümmern erhaltenes Heiligthum. Erst unterhalb der Fälle von Wadi Halfa öffnet sich ein weiteres fruchtbares Thal, in welchem der Strom beschifft wird, bis die Katarakten von Syene auf's Neue, aber nun auch zum letzten Male, seinen Lauf hemmen. Dieser Theil des Nilthales, zwischen Wadi Halfa und Syene, den man jetzt vorzugsweise Nubien nennt, ist uns durch neuere Reisende genau bekannt geworden²⁾. Er besitzt eine Reihe höchst bedeutender uralter Monumente, und zwar keine Pyramiden, sondern durchweg Gebäude im völlig ägyptischen Styl, mit Vorhöfen, grösseren und kleineren Hallen, mit Säulen, Hieroglyphen und Sculpturen. Schon wenige Meilen unterhalb der Fälle von Wadi-Halfa³⁾ sind die merkwürdigen Felsengrotten von Abu Simbel (Ipsambul). Zwei Façaden, in die Felswand eingehauen, in einer Entfernung von 200 Schritten, führen in das Innere der Berge, jede zu einer Reihe von grösseren und kleineren, reich mit Sculpturen und Hieroglyphen geschmückten Hallen. Man hielt diese Grottenbauten

¹⁾ Brugsch, Geographische Inschriften I. 45 und 46; Lepsius, Briefe aus Aegypten. S. 259—67.

²⁾ F. C. Gau, Antiquités de la Nubie. Paris 1821—27; deutsche Ausg. Stuttgart, 1821—28. Fol. F. Caillaud, Voyage à Méroé au fleuve blanc. Paris 1823. 4. u. Fol.; Lepsius, Denkmäler etc. Abth. V. Bd. 10.

³⁾ Von den wenigen Resten der altägyptischen Ansiedelung bei Wadi Halfa sei hier der im Florentiner Museum aufbewahrte Denkstein erwähnt, in dessen Hieroglyphen König Usertesen I. der zwölften Dynastie seine gegen acht Negerstämme dieser Gegend erfochtenen Siege feiert.

für Tempel des Osiris und der Isis und für älter als alle ägyptischen Bauten; beides jedoch mit Unrecht. Der Maasstab dieser Werke ist der allerkolossalste. Vor dem grösseren Tempel sind vier sitzende Figuren aus dem Felsen gehauen, welche nicht weniger als 60 Fuss im Sitzen, noch ohne die 14 Fuss hohe Mitra, messen, also etwa 12 bis 16 Mal die menschliche Gestalt vergrössern. Das Gesicht allein ist über 7 Fuss lang. Sie übertreffen an Grösse alle Statuen Aegyptens, nur die ungeheure Sphinx vor der grossen Pyramide von Memphis ist noch grösser. Die Façade selbst ist bei einer Breite von 117 Fuss etwa 100 Fuss hoch, und man betritt durch eine Pforte von verhältnissmässig geringer Höhe eine Vorhalle, gestützt von Pfeilern, an welchen kolossale Statuen des Osiris, die Arme über der Brust gekreuzt, stehen. Aus dieser grösseren Halle kömmt man durch zwei kleinere in das innerste Heiligthum, das durch vier sitzende Kolossalstatuen von Göttern als solches bezeichnet ist. Seitwärts von diesen Hauptträumen gelangt man in mehrere kleinere Säle, so dass das Ganze aus nicht weniger als 14 Felsgemächern besteht. Sehr merkwürdig sind auch die bildlichen Darstellungen der Wände, indem sie uns Kriege der Aegypter wider ein fremdes, durch Farbe und Tracht von den Aegyptern unterschiedenes Volk veranschaulichen. Wir sehen hier den König, durch seine Grösse von den Uebrigen ausgezeichnet, auf seinem Streitwagen voranschreiten, von mehreren anderen Wagen gefolgt; sie beschliessen mit ihren Pfeilen eine Burg, auf welcher die Belagerten theils schon getroffen sind und fallen, theils flehend sich vorbeugen, theils den Pfeilen ausweichen. Hirt und Heerde fliehen am Fusse der Festung vor den Siegern. Auf einem anderen Bilde schreitet der Held über Erschlagene hinweg und es werden ihm Gefangene aus verschiedenen Völkern vorgeführt. Alle diese Sculpturen sind farbig übermalt. Die Aegypter haben auf diesen, wie auf ähnlichen anderen Darstellungen in Aegypten selbst, eine rothbraune Farbe, ganz übereinstimmend mit der ihrer Pferde. Das besiegte Volk ist gelblich, unter den Gefangenen finden sich aber auch braune und schwarze Gestalten. Die Götter zeichnen sich durch ihre Farbe aus, sie sind blau, grau, röthlich und gelb. Auf einem Bildwerke findet sich eine Göttin von schwarzer Farbe.

Der zweite, kleinere Grottenbau ist an seiner Aussenseite mit sechs kolossalen, stehenden Figuren geschmückt, auf jeder Seite der Pforte eine weibliche Göttin zwischen zwei männlichen, nicht so freistehend, wie jene sitzenden Kolosse des grösseren Baues, sondern mehr Hochreliefs. Diese sechs Gestalten bilden aber zugleich die architektonische Eintheilung, indem sie durch breite pilasterartige Streifen in schräger Böschung, gleichsam Strebepfeiler mit Hieroglyphen bedeckt,

getrennt sind. Durch die Pforte kommt man in eine Vorhalle, deren Decke von sechs quadratischen Pfeilern mit Hathorköpfen statt der Kapitale getragen ist, und aus diesen fernerhin in mehrere innere Hallen und Seitengemächer. Auch hier wieder Sculpturen mit Sieges-scenen und Opfern, und sitzende Göttergestalten.

Noch vor wenigen Decennien waren diese wunderbaren Monumente unbekannt, erst 1816 entdeckte sie der kühne Reisende Burckhardt, sein Nachfolger Belzoni befreite sie mit grossen Anstrengungen von dem Sande der Wüste, der sie seit Jahrtausenden bedeckte und den Eingang verwehrte. Seinen und Gau's Darstellungen verdanken wir die nähere Kenntniss. Der mächtige Fürst, der diese ungeheuren Felsarbeiten anordnete und dessen Siege in den Bildwerken gefeiert werden, war ohne Zweifel jener Sesostris der Griechen, Ramses II. der neunzehnten Dynastie, von dessen Eroberungen wir Kunde haben, und dessen Namen Champollion unter den hieroglyphischen Inschriften dieses Tempels entdeckt hat. Wenn es, wie die genannten Reisenden annehmen und die Inschriften bestätigen, Tempel waren, so unterscheidet sie freilich der Mangel geräumiger Vorhöfe und Zugänge sehr wesentlich von den übrigen Tempelbauten. Indessen mag es sein, dass die Enge des Raumes zwischen dem Nil und den Felsbergen diese Abweichung bedingte und überhaupt nöthigte, Felsengrotten die Stelle freistehender Gebäude ersetzen zu lassen ¹⁾.

Wie die Bauten von Abu-Simbel liegen fast alle nubischen Monumente auf dem linken Ufer des Nils, wo sie dem Sande der Wüste bei Weitem mehr ausgesetzt, und mehr oder weniger von demselben zugeweht sind. Auf dem rechten (östlichen) Ufer, welches jetzt viel bevölkerter und fruchtbarer ist, findet sich nur das gleich näher zu erwähnende Monument von Derri, wenige Meilen unterhalb Abu Simbel. Wie diese Erscheinung zu erklären, muss dahin gestellt bleiben; Burckhardt's Vermuthung, dass jene Alten die Tempel ihrer Götter dahin gebaut hätten, wo sie des Schutzes derselben gegen den feindlichen Typhon, den drohenden Wüstensand, am meisten bedurft hätten, ist ziemlich zweifelhaft, und Gau bemerkt dagegen, dass die Grundmauern

¹⁾ Nach der jetzigen Deutung der hieroglyphischen Legenden soll der kleinere Tempel von der Königin Nofre Ari, Gemahlin Ramses-des Grossen, der Göttin Hathor, der grössere von diesem Könige selbst dem Sonnengotte Ra geweiht sein. Bemerkenswerth ist übrigens neben den zahlreichen hieroglyphischen Inschriften auch die griechische Inschrift am Beine des einen Kolosses vor dem grösseren Tempel. Sie erzählt uns von dem Verfolgungszuge König Psammetich's I. gegen eine seiner eigenen Heeresabtheilungen, die aus Unlust über die lange Grenz wacht auf der Insel Elephantine zu den Aethiopen desertirt war. Vgl. Herodot II. 30.

dieser Tempel auf schwarzer Erde stehen, also die Gegend damals bewohnt und keine Wüste war.

Auch das Monument von Derri ist kein freistehendes Gebäude, sondern eine Felsengrotte, welche aber nicht mit einer zusammenhängenden Façade, sondern mit einer offenen Halle von drei Reihen theils viereckiger Pfeiler theils Kolossalstatuen beginnt, auf welche dann ein Vorsaal, ein innerstes Heiligthum und zwei Kammern folgen. Die Arbeit dieser Felsengrotten ist im Ganzen sehr roh, doch sind die Wände auch hier, wie in allen Monumenten, deren wir zu erwähnen haben, mit farbigen Sculpturen bedeckt. Als Gründer nennen die Hieroglyphen wiederum Ramses II.

Einige Meilen unterhalb Derri beginnt nun auf dem linken Ufer eine Kette von Monumenten, jedes in geringer Entfernung von dem andern, so dass diese jetzt unfruchtbare Sandwüste einst sehr bewohnt gewesen sein muss: Amada, ein frei stehender Bau, in kleineren Verhältnissen, später zur christlichen Kirche umgewandelt, jetzt verlassen, Sebua, das Löwenthal, so genannt, weil eine Reihe von Sphinxen vor den grossen Tempelpforten erhalten ist, dahinter der Vorhof mit Kolossen und ein vielsäuliger Raum. Die Ruine von Maharraka ist ein ägyptisch-griechischer Bau, die von Dakkeh — Pylonen, Vorhalle und innere Halle — im vollendetesten ägyptischen Style, nach dem Urtheile Burckhardt's die schönste des Nilthals. Auch bei Korte finden sich Trümmer von Tempeln, zum Theil noch aus dem alten Reich. Sehr merkwürdig ist dann der Tempel von Gerf Hussen (gegenüber von Girscheh), halb im Freien erbaut, halb Felsengrotte. Die Vorhalle besteht aus 4 Säulen, hinter welchen zweimal vier Pfeiler mit Kolossalstatuen von 18 Fuss Höhe, von höchst roher Arbeit, kurze Figuren, dicke, wie geschwollene Beine. Eine zweite Halle, wiederum mit sechs Kolossalstatuen, bildet einen Vortempel, an dessen Wänden sitzende Göttergestalten in Nischen dargestellt sind. Eine ebensolche Nische findet sich in dem Sanctuarium, mit vier kolossalen sitzenden Göttergestalten. Dürfte man nach der Rohheit der Arbeit auf das Alter schliessen, so würde dieser Grottenbau als das älteste Monument des Nilthals erscheinen, die Legenden weisen jedoch auch hier auf Ramses II.

Bei Dendur findet sich demnächst ein kleiner freistehender Tempel. Sehr viel bedeutender sind die Monumente von Kalabscheh (Talmis), wo weit verbreitete Trümmer die Stelle einer einst blühenden Stadt anzeigen. Zwei Ruinengruppen sind hier erhalten, ein frei stehender Tempel von grosser Schönheit, aus der Blüthezeit der ägyptischen Architektur, jedoch mit viel jüngeren Zusätzen und eine Felsengrotte

mit einer Vorhalle aus den Tagen Ramses d. Gr. Die Säulen der letzten sind auffallend verschieden von anderen ägyptischen, mit Canneluren, ähnlich wie die dorische Säule der Griechen, aber ohne Kapital. Die innere Felsengrotte enthält unter anderen Sculpturen eine sehr merkwürdige Darstellung, das Siegesfest jenes Königs; Gefangene werden ihm gebunden vorgeführt, selbst eine Königin mit zwei Knaben, ihr Loos beklagend; dann bringen die Gesandten der besiegten Nationen die Ehrengeschenke dar, wilde Thiere, Löwe, Steinbock, Gazelle, Giraffe, Strauss, Affenarten, dann Hunde und Stiere, Schmuck, Waffen und Stoffe. Die Führer dieser Thiere sind nach ihrer Nationalität in Tracht und Gesichtszügen verschieden. Also auch hier, wie schon in Abu Simbel und wie weiterhin vornehmlich in den Monumenten von Theben, eine unbestreitbare Urkunde ägyptischen Siegesruhmes.

Unterhalb Kalabscheh kommen wir an das Thal von Gertassi (Kardasse), wo weitverbreitete Trümmer von einer alten Stadt zeugen. Wichtiger sind die benachbarten Steinbrüche, wo noch manche unvollendete Arbeit zurückgeblieben ist, und uns die eigenthümliche Weise der alten Aegypter, grosse Steinmassen unverletzt vom Felsen abzulösen, anschaulich wird. Bemerkenswerth sind auch die Inschriften, in welchen die Reisenden und die, welche hier arbeiten liessen, den Göttern ihre Ehrfurcht darbrachten. Diese meistens griechischen Weiheformeln laufen bis in die Zeit des römischen Kaisers Philippus, bis zum Jahre 248 nach Christi Geburt¹⁾, und zeigen, wie dauernd und verbreitet das Ansehen der ägyptischen Götter in der römischen Welt war. Von hier kommt man noch zu dem Tempel von Debot, der weniger bedeutend ist, und hat dann die Grenze Aegyptens und die Gegenden erreicht, welche uns schon durch die französische Expedition bekannt geworden waren. Die Gebirge Nubiens sind Sandstein, in dieser Grenzgegend aber ist ein Granitlager dazwischen geschoben, durch welches der Nil mit Gewalt durchbrechend die Katarakten von Syene bildet. Am Eingange dieser Katarakten begegnet uns die liebliche Insel Philae. Das grüne fruchtbare Eiland, umgeben von schwarzen Granitfelsen und dem unwirthlichen schäumenden Strome, war recht zu einer Tempelstätte im Sinne der alten Aegypter geeignet, welche den Gegensatz der schützenden Götter gegen die feindlichen Mächte der Natur so gern augenscheinlich machten. Auch war Philae ein berühmter Wallfahrtsort. Noch jetzt sind an der Westseite der Insel die Ueberreste des Isis-Tempels wohl erhalten und bezaubern

¹⁾ Vgl. über diese griechischen *προσχρήματα* Niebuhr's Erklärung der nubischen Inschriften in Gau, Antiq. de la Nubie, Anhang; auch Lepsius. Briefe S. 112.

durch die Schönheit ihrer Verhältnisse und durch den Glanz ihrer Farben diejenigen, welche so glücklich sind, sie nicht bloß in Nachbildungen, sondern in dem heiteren Lichte und den durchsichtigen Schatten der tropischen Sonne und des stets unbewölkten Himmels zu bewundern. Eine griechische Inschrift des Ptolemäus Alexander (107—64 v. Chr.), welche sich an den Pylonen befindet, giebt freilich über die Zeit der Gründung dieses Tempels keine Auskunft, indem sie die Figuren der Sculptur durchschneidet und offenbar neuer ist. Gleichwohl reicht das Alter des Isis-Tempels, wie die Hieroglypheninschriften beweisen, über die Zeiten der früheren Ptolemäer nicht zurück. Ptolemäus II. Philadelphus wird mehrfach genannt. Unter den im Bereiche des Tempels gefundenen Inschriften ist namentlich eine bemerkenswerth, worin ein Theil des berühmten Dekretes von Rosette in hieroglyphischer und demotischer Schrift wiederkehrt. Die ganze südwestliche Fläche des Inselplateau's wird von zwei Säulenhallen eingefasst, die den Legenden zufolge aus der römischen Kaiserzeit stammen. Ein kleines Heiligthum in der Nähe der östlichen Colonnade gehört wieder den Ptolemäern an. Dagegen steht auf dem grossen Pylonen der Tempelruine, welche das Südende der Insel krönt, der Name Königs Nektanebus I., des drittletzten einheimischen Pharaonen (378—360 v. Chr.), welcher dem Andrängen des persischen Reiches noch glücklich Widerstand leistete. Von älteren Bauten auf der Insel haben wir keine Kunde. Herodot gedenkt Philae's gar nicht; zur Zeit seines Besuches war das Eiland noch in den Händen der Aethiopen ¹⁾. Aeltere ägyptische Reste finden sich dagegen auf den Nachbarinseln Konosso und Bigeh, von denen die letztere ausserdem mit einer schönen ptolemäischen Tempelanlage geschmückt ist.

Wie Philae am südlichen Anfange, liegt die Insel Elephantine

¹⁾ Dr. Parthey, *De Philis insula ejusque monumentis commentatio*, Berol. 1830, hielt denn auch die Bauten auf der Insel sämmtlich für äthiopischen Ursprungs und stützte sich namentlich darauf, dass die Treppen der Insel und der Zugang des Isis-Tempels nach Süden liegen. Abgesehen von der Unhaltbarkeit der ganzen Ansicht ist dagegen zu erinnern, dass die ägyptischen Tempel in der Regel nach dem Strome zu, mit Rücksicht auf den Anlandenden, gerichtet sind. Nun liegt aber der natürliche Landungsplatz in Philae ebensowohl für die aus Aegypten wie für die aus Nubien Kommenden auf der Südseite der Insel. Die Katarakten machten den Wasserweg von Norden her, wenigstens den grössten Theil des Jahres hindurch, unfahrbar, und es führte daher von Syene eine sorgfältig angelegte, durch eine Mauer gegen die Wüste geschützte Landstrasse über das Gebirge bis an das Ufer in der Gegend von Philae. Hier mochte es aber sehr viel ratsamer sein, mit dem Strome auf der südlichen Seite der Insel heranzufahren, besonders da auf der nördlichen Seite der Strom zwischen der Insel und dem Ufer ziemlich schmal ist und eine starke Wendung macht.

am nördlichen Ende der Katarakten von Syene, ebenfalls mit Tempelbauten geschmückt. Hier, wie auch weiterhin an anderen Stellen, fand die erste französische Expedition neben dem grossen Tempel einen kleineren in einer ganz abweichenden Form, nicht, wie die übrigen ägyptischen Gebäude, mit schrägen Wänden, sondern auf senkrechtem Unterbau, das Tempelhaus von Säulen und Pfeilern umgeben. Von der Bestimmung dieser kleinen Tempel, die man und zum Theil wohl mit Recht dem Gotte Typhon (Besa) geweiht glaubt und deshalb Typhonien nennt, sowie von ihrer Gestalt, die sich von der des griechischen Tempels, mit der man sie verglichen hat, denn doch sehr wesentlich unterscheidet, wird weiter unten ausführlich die Rede sein. Der kleine Tempel von Elephantine ist übrigens gegenwärtig fast spurlos vom Boden verschwunden. Ein granitenes Thor mit Namensringen Alexander's d. Gr. zwischen Schutthügeln, von Palmen beschattet, zeigt uns die Stätte. Die ursprüngliche Gestalt des Bauwerks kennen wir nur aus dem Prachtwerke der französischen Expedition¹⁾. Auch von den Heiligthümern auf der nahe gelegenen Felseninsel Seheil geben uns nur noch Inschriften einige Kunde. Sie reichen bis in die Zeiten des alten Reiches zurück. In dieser Gegend ist die natürliche Grenze Aegyptens, denn von hier an bis zum Meere wird der fruchtbringende Strom durch keine Katarakten mehr unterbrochen, sondern gleitet durchweg schiffbar über hundert Meilen fort. Auf Elephantine oder in Assuan (Syene) lagen daher auch, wenn die Beherrscher von Aegypten ihre Macht nicht weiter nach Süden ausgedehnt hatten, die ägyptischen Grenzbesatzungen der Perser, Römer und noch jüngst der Mameluken. Von der alten Stadt Syene auf dem rechten Ufer des Stromes sind mit Ausnahme eines in allerjüngster Zeit von Mariette-Bey entdeckten ptolemäischen Tempels keine Ueberreste erhalten, dagegen sind die Steinbrüche in ihrer Umgegend merkwürdig, weil sie, wie uns u. A. eine Papyrusurkunde Ramses d. Gr. ausdrücklich meldet, den schönen rosenrothen Granit lieferten, aus welchem die Obeliskten, die Monolithentempel und zum Theil die Kolossalstatuen der Aegypter bestehen. Man findet noch angefangene und unvollendete Arbeiten aus altägyptischer Zeit darin vor, und bewundert daran die kaum begreifliche Kühnheit und Sicherheit des Meissels, mit der die ungeheuren Steinbalken der Obeliskten, noch ehe ihre vierte Seite von dem Felsen abgelöst war, schon an Ort und Stelle mit der Hieroglyphenschrift versehen wurden.

Bei Syene beginnt Oberägypten, dessen Tempelruinen nicht,

1) Description, Antiq. I. Pl. 34 ff.

wie in Nubien, blos auf einer Seite des Stromes, sondern auf beiden Ufern liegen. Das Thal ist mehr oder weniger eng von den Felsen eingeschlossen, die es wie gewaltige Wälle gegen die Wüste schützen, niemals über zwei Meilen breit. Die bedeutendsten Bauten finden sich immer da, wo die Felsen sich mehr zurückziehen und Raum zu Städteanlagen gewähren. Auf dem rechten Ufer kommt zunächst Kum Ombu (Ombos), ein grosser Tempel, der zwei Göttern geweiht sein muss, weil er einen Doppeleingang hat, und ein Typhonium, im rechten Winkel zu jenem gestellt, beide von einer Backsteinmauer eingeschlossen, aus ptolemäischer Zeit. Der Berg Selseleh, welcher den Nil in ein enges Bette zusammenpresst, hat Sandsteinbrüche, deren ungeheure Excavationen die Massen des Materials errathen lassen, welche hier Jahrtausende hindurch zu den Gebäuden des unteren Landes, vornehmlich zu den Tempeln der Hauptstadt Theben entnommen worden sind. Der Block einer Sphinx ist am Ufer zurück geblieben. Viele der Höhlen, aus welchen man die Steine fortgeführt, sind zu Grabstätten benutzt, mit Malereien und Hieroglyphen geschmückt. Weiter folgt zunächst an der Ostseite rechts Redesieh, mit einem wohl erhaltenen Felsentempel oben am Wüstengebirge, und in der nächsten Erweiterung des Thals am linken Ufer sodann der grosse Tempel von Edfu (Apollinopolis magna), einer der regelmässigsten und schönsten, wiederum mit einem Typhonium zur Seite. Auf der Dachfläche des grossen Tempels standen bis vor wenigen Jahren die Hütten der jetzigen Bewohner des Landes; die Oeffnungen des Daches dienten ihnen als bequeme Kanäle für Schutt und Kehrlicht. Der vorige Vice-König von Aegypten Säid-Pascha liess alle diese parasitischen Bewohner entfernen. Unter Leitung des französischen Gelehrten Mariette-Bey wurden über hundert Häuser theils neben theils auf dem Tempel abgebrochen, das Innere bis auf den alten Steinboden herab sauber gekehrt und aussen eine solide Umfassungsmauer aufgeführt, um das alte Heiligthum vor wiederholten Beschädigungen zu schützen. So bildet der Tempel von Edfu gegenwärtig eines der besterhaltenen religiösen Denkmäler des Nilthales. Im Sanctuarium fand sich die $4\frac{1}{2}$ Meter hohe wohl conservirte Göttercella, aus einem einzigen rothen Granitblock trefflich gearbeitet, mit pyramidal zulaufender Spitze und auf den Seitenflächen mit Darstellungen aus der letzten Pharaonenzeit. Dies scheint der älteste Theil des Ganzen zu sein. An den übrigen Innenräumen bauten die Ptolemäer. Aus dieser stammt auch der kleine Nebentempel. Von den zahlreichen Bildwerken, die den gewaltigen Bau von aussen und innen bedecken, sei hier nur ein merkwürdiges astronomisches Deckenrelief über dem Eingange zum Pronaos und eine Liste der alt-

ägyptischen Gaue (Nomen) hervorgehoben¹⁾. Etwas weiter abwärts auf dem rechten Ufer sind die Steinbrüche und Todtengrotten von El Kab (Eileithyia), darunter namentlich das prachtvolle Grab eines Obersten der Schiffer, Ahmes, mit einer merkwürdigen historischen Inschrift, welche uns die Kriegszüge der ägyptischen Könige Amehotep I. und Tothmosis I. gegen Vorderasien und Aethiopien schildert²⁾, dann auf dem linken Ufer bei Esneh, wo das alte Latopolis lag, ganz von modernen Gebäuden eingeschlossen, der vielsäulige Raum eines Tempels von grosser Pracht und Schönheit. In der Nähe befindet sich auch, ausser einigen Tempelruinen, die stufenförmige Pyramide von El Kufa. Durch den Engpass Gibelein gelangt man dann endlich in die Thalöffnung der Thebais. Vor den Trümmern der Hauptstadt des alten Aegyptens kommt man rechts an die Ruinen von Taud (Tuphium) und links an die von Erment (Hermonthis), wo in der Mitte gewaltiger Schutthaufen die Ueberreste eines Tempels liegen, der nicht durch seine Grösse, wohl aber durch die Schönheit seiner Säulen und Sculpturen und durch eine eigenthümliche Anordnung auffällt, indem er den Typhonien gleicht, aber einen eigenen Vorhof hat. Er ist dem Gott Harpokrates gewidmet und stammt aus ptolemäischer Zeit. Unfern dieser Stadt lag nun das hundertthorige Theben, wie es Homer nennt, dessen stolze kolossale Bauwerke durch die Grösse ihrer Formen und den Reichthum ihrer Verzierungen mit Recht zu den Wunderwerken der Welt gerechnet werden mögen. Der Nil hat hier eine majestätische Breite, an einer Stelle bis 1300 Fuss, und umschliesst vier grössere Inseln; dennoch dehnen sich die Ruinen auf beiden Seiten des Stromes über eine weite Fläche aus. Auf den Schutthügeln oder am Fusse gewaltiger Mauern haben die Araber ihre Hütten erbaut, und Tempel und Paläste des prachtvollsten Volkes werden jetzt nach dem Namen elender Dorfschaften benannt, deren oft wenig bebaute Felder die weiten Räume einnehmen, in denen sich sonst ein grossartiges, feierliches, städtisches Leben bewegte³⁾.

Es ist nöthig, sich einen Ueberblick der grössten Ruinengruppen

1) Vgl. die Zeitschrift für ägypt. Sprache und Alterthumsk. 1864. S. 12, 50, 56, 77.

2) Von den beiden Tempeln innerhalb der Umwallung der Stadt, von denen zu Anfang dieses Jahrhunderts noch Trümmer übrig waren, sind jetzt nur Schutthaufen zu finden. Ebenso ist auch von dem Tempel ausserhalb des Walles, dessen Entstehungszeit Champollion (1829) aus den Ruinen noch ermitteln konnte, gegenwärtig keine Spur mehr erhalten. Vgl. Champollion, Lettres. S. 194 ff.

3) Nach Strabo's Angabe (XVII. 46) hatte die Stadt eine Länge von 80 Stadien = zwei deutschen Meilen, wurde jedoch schon zu seiner Zeit nur dorfweise bewohnt.

zu verschaffen. Auf dem rechten Ufer erheben sich unmittelbar am Strome die kolossalen Massen eines alten, dem Gott Ammon geweihten Tempels zwischen den Palmbäumen und den niedrigen Hütten des Dorfes Luxor. Der Eingang dieses Tempels ist feierlicher und ausgedehnter als gewöhnlich, gleichsam verdoppelt. Durch eine Allee von Sphinxen kommt man zu den ersten und grössten Pylonen, vor welchen ein hoher, dies Thor selbst überragender Obelisk, 75 Fuss hoch ¹⁾, und vier sitzende Kolossalstatuen aufgestellt sind. Die Pylonen sind mit Sculpturen bedeckt, die zwar nicht durch feste Linien abgetheilt, dennoch aber der einfachen und grandiosen Architektur nicht nachtheilig sind, unten in grösserem, oben in kleinerem Maassstabe. Hindurch geschritten, kommt man durch einen von doppelten Säulenreihen umstellten Hof, und durch einen schmaleren Säulengang zu einem zweiten Pylonenpaar, an welches sich dann die gewöhnlichen Theile des Tempels, der Vorhof, der vielsäulige Raum oder Säulensaal und die inneren Hallen anschliessen. Diese inneren Theile des Tempels tragen die Namenszüge des Königs Amenhotep III. der achtzehnten Dynastie. Er scheint den Tempel gegründet zu haben. Der erste Hof dagegen rührt den Hieroglyphen zufolge von Ramses d. Gr. her. An den vorderen Pylonen liest man seine stolzen Siegesinschriften, in denen sogar Griechen unter den Unterjochten genannt werden. Bemerkenswerth ist, dass der erste Hof und der schmale Gang nicht in gleicher Axe mit dem übrigen Tempelgebäude stehen. Der Grund dieser ungewöhnlichen und unsymmetrischen Stellung lag wohl darin, dass man bei Hinzufügung des prachtvolleren Vorbaues das Tempelgebäude mit anderen Gebäuden in ein mehr harmonisches Verhältniss setzen wollte, als durch die Richtung, welche das innere Gebäude hatte, entstanden sein würde. Denn überall kann man bei diesen Prachtbauten eine Rücksicht auf Processionen von einem zum anderen, auf kirchliche Feste wahrnehmen. Der Tempel von Luxor ist nicht, wie dies sonst meistens der Fall, mit seinen Propyläen nach dem Strome zu gewendet, sondern liegt der Richtung desselben parallel, mit dem Eingange von Norden her. Der äussere Vorbau ist vom Strom ab landeinwärts gewendet, und die Sphinxallee, welche bei ihm beginnt, führt nach der zweiten grossen Ruinengruppe, der von Karnak. Man kann die Zahl der nicht durchweg erhaltenen Sphinxen, welche einst diesen inschriftlich von König Amenhotep III. gegründeten Gang bildeten, auf 600 schätzen. Weiterhin

1) Sein Gegenstück wurde unter Ludwig Philipp nach Paris gebracht und zierte jetzt dort die Place de la Concorde.

spaltet sich diese Allee in zwei, deren linker Arm zu einem nicht sehr grossen, aber sehr alterthümlichen Tempel, dem Gotte Chonsu geweiht, hinleitet, während der rechte zunächst an den Eingang einer gewaltigen Umwallung führt, innerhalb welcher einige minder bedeutende Gebäude, südwärts von einem halbmondförmigen Teich umschlossen, erhalten sind. Von diesem Thore aber geht eine neue Allee, jener zu dem Chonsu-Tempel führenden parallel, welche uns durch mehrere Prachtthore und grosse Pylonen auf die kolossalste Ruinengruppe hinführt, auf den Ammontempel und Palast von Karnak, jedoch nur zu einem Seitenthore desselben, während sein Haupteingang nach dem Strome gewendet ist. Vielleicht war dieser Haupteingang nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten geöffnet, während die Alleen der Thiergestalten den Weg der gewöhnlichen Processionen vom Ammontempel zu den Heiligthümern der verschiedenen anderen Gottheiten andeuten. Merkwürdig ist auch, dass die Thiergestalten, aus welchen diese Alleen bestehen, bei den Spaltungen des Weges wechseln, bald Sphinx mit Menschen- bald mit Widderköpfen, so dass sie schon auf die Gottheit, nach deren Tempel der Zug ging, Beziehung gehabt zu haben scheinen. Das Höchste von Pracht und Feierlichkeit ist nun in jenem grossen Ammontempel geleistet, den die mächtigsten Könige des neuen Reiches, Ramses d. Gr. und seine Nachfolger, zu einem Riesenbau erweitert haben. Die grössten aller Sphinxgestalten (natürlich mit Ausnahme der von Memphis) führen vom Strome her zu einem hohen Pylonenthore, durch welches man in einen Hof kommt, in dessen Mitte ein Säulengang nach einem zweiten Pylon hinweist, durch den man aber nicht in einen Hof, sondern in einen bedeckten, vielsäuligen Raum eintritt, den grössten Vorsaal der Welt, 318 Fuss breit, 160 Fuss lang, die Decke von 134 Säulen getragen; Notre-dame von Paris, bemerken die französischen Ingenieure, könnte auf dieser Fläche stehen. Die Säulen der mittleren Reihe sind bei Weitem grösser als die übrigen und tragen eine höhere Decke, wodurch denn eine Art von Mittelschiff wie in unseren Kirchen entsteht, mit Mauerwerk zwischen dem höheren und niedrigeren Theile der Decken, in welchem Oeffnungen zur Beleuchtung des prachtvollen Raumes angebracht sind. Diese grössten Säulen haben 70 Fuss Höhe und 11 Fuss Dicke. Der Umfang ihrer Kapitäle ist 64 Fuss, so dass einhundert Menschen bequem auf ihrer Fläche stehen könnten. Sie sind das Kolossalste selbst der ägyptischen Architektur. Durch ein drittes mächtiges Thor kommt man auf einen schmalen Hof, wo zwei Obelisken vor einem vierten Pylonenthore stehen, das nun erst den Eingang in die inneren Höfe und Gemächer gewährt. Hier ist die höchste Pracht; Säulen, Pfeiler mit angelehnten

Kolossalstatuen, schlanke Obelisken von ausgezeichneter Höhe ¹⁾ und endlich, was sonst in Oberägypten nicht vorkommt, mehrere zusammenhängende Gemächer von Granit. Es ist dies der eigentliche Palast von Theben, in welchem die Könige mit ihrem weltlichen und geistlichen Hofstaate residirten, und zugleich den Legenden zufolge der älteste Theil der Gesamtanlage. Zwanzig Thüren gehen aus diesen königlichen Gemächern in anstossende Gänge, welche sie mit den übrigen Räumen verbinden. Wir sehen hier also Wohnzimmer mit mannigfachen Ausgängen, wie sie Bequemlichkeit und Anstand forderten. Dieser ganze innere Bau, der jetzt in ungeheuren Trümmerhaufen das Bild der Zerstörung darbietet, war durch eine grosse nach Aussen zu geböschte Mauer umschlossen, und bildete so innerhalb der grösseren Einfassungsmauer ein besonderes Ganzes. Alle diese Mauern sind innerlich und äusserlich mit den prachtvollsten Sculpturen geschmückt, welche theils religiöse Feierlichkeiten, theils und öfter kriegerische Vorfälle, Schlachten, Vorführung und Bestrafung von Gefangenen, zuweilen auch häusliche Scenen darstellen. Nach der Erzählung eines griechischen Schriftstellers (Diodor I. 46) waren in Theben besonders vier Tempel von bewunderungswürdiger Schönheit und Grösse, und unter ihnen einer, der älteste, von 13 Stadien im Umfange und einer Höhe von 45 Ellen. Wo dieser grosse Tempel auf der Trümmerstätte zu suchen, ist ungewiss. Das eben beschriebene Gebäude, das grösste unter den noch ersichtlichen, scheint aber das meiste Anrecht zu haben, mit jenem von Diodor beschriebenen identificirt zu werden. Näher und ferner auf derselben Seite des Stromes finden sich auch noch andere Tempelüberreste, zum Theil von bedeutendem Umfange, aber weniger erhalten. Schon Kambyses hatte, nach Diodor's Erzählung, diese Tempel geplündert, und wie viele feindliche Schaaren haben seitdem ihren Durchzug durch diese Gegend gehalten, wie viele Jahrhunderte sind darüber hingegangen! Ganz südlich, an der einen Ecke der Ziegelmauern, findet sich eine bedeutende Umwallung, rechtwinkelig und länglich, daher vielleicht ein Uebungsplatz für Rosse und Wagenlenker des Heeres. Homer (Il. IX. 383) singt ja schon von dieser Stadt, dass sie

„Hundert habe der Thor' und es zieh'n zweihundert aus jedem
Rüstige Männer zum Streit, mit Rossen daher und Geschirren,“

und Diodor bezweifelt zwar die hundert Thore ²⁾, hält es aber für

¹⁾ Darunter der höchste Obelisk, den man in Aegypten gefunden hat, von 91 Fuss 10 Zoll. Er wird übertroffen von dem lateranischen Obelisk in Rom, 99 Fuss, der aber auch aus Theben her stammt.

²⁾ Die Zahl mag, wie man jetzt vermuthet, sich auf die Thore der Tempel beziehen, da nach Wilkinson's topographischen Untersuchungen Theben keine Stadtmauer hatte.

wahrscheinlicher, dass wirklich 20,000 Streitwagen von hier gegen den Feind zogen.

Nach der Beschreibung der Alten, besonders auch ihres sorgfältigen Geographen Strabo, scheint die eigentliche Stadt, wenigstens der ausgezeichnetere und durch Tempelbauten vorzugsweise geschmückte Theil derselben auf der arabischen Seite gelegen zu haben, während das westliche Ufer besonders durch seine zur Zeit der griechischen Beschreiber theilweise schon zerstörten Königsgräber berühmt war; auch der Augenschein zeigt es unwidersprechlich, dass hier die grosse Grabstätte von Theben war, in welcher viele Generationen frommer Aegypter ihre Leichen niederlegten. Denn hier sind die berühmten Hypogäen, die grossen Grabhöhlen im weiten Umkreise des Gebirges, und alle Trümmer und Monumente auf dieser Seite des Stromes liegen nicht dicht am Ufer, sondern in einer nicht unbeträchtlichen Entfernung von demselben, in der Nähe jenes Gebirges, und schliessen sich also nicht an den Strom und die Stadt der Lebendigen, sondern an jene Grabstätten an.

Die Berichte der Griechen sind ungenau und widersprechend. Diodor, der diese Gegenden selbst, aber wie es scheint ziemlich oberflächlich sah, erzählt, dass nach den Angaben der Priester hier 47 Königsgräber gewesen, wovon aber schon zu des Ptolemäus Lagi Zeit nur 17 erhalten, die dann bei seiner, des Schriftstellers, Anwesenheit auch grösstentheils zerstört waren. Ist diese Nachricht richtig, so hat die Zerstörung seitdem verhältnissmässig geringe Fortschritte gemacht, denn noch heute finden wir bedeutende Ueberreste und können sogar die Gebäude, welche jene Griechen speciell beschreiben, unterscheiden.

Die Nachrichten der Griechen über diese bei ihnen berühmten Monumente knüpfen sich zum Theil an die Sage von einem Heros Memnon, dem Sohne der Aurora, dessen Grabstätten jedoch in mehreren Gegenden gezeigt wurden. Es war dies, nach der Annahme einiger, die Uebertragung griechischer Mythen nach einer blossen Namensähnlichkeit; denn es giebt in der Reihe der ägyptischen Könige mehrere mit dem Beinamen Meiamun, und dieser Name konnte die Griechen an ihren Memnon erinnern, mit dem sie nun die ägyptischen Königssagen und Monumente in Verbindung brachten. Nach einer anderen besser begründeten Erklärung ¹⁾ ist die Form Memnonia, welche die Griechen als Paläste des Memnon gedeutet zu haben scheinen, wohl nur die hellenische Umbildung für das hieroglyphische Wort Mennu, was im Allgemeinen Prachtgebäude, Paläste bedeutet und,

¹⁾ Lepsius, Briefe. S. 284.

wie das griechische Memnonia, für diese ganze westliche Seite von Theben gebraucht worden sein mag. Strabo (XVII. 46) giebt eine ausführliche Beschreibung eines solchen Memnoniums in Theben, er sagt aber (XVII. 42) auch, dass Memnon derselbe sei, welchen die Aegypter Ismandes nennen. Diodor dagegen erzählt umständlich von dem Grabmale des Königs Osymandyas. Es ist daher ungewiss, ob sie von einem oder von zwei verschiedenen Denkmälern sprechen, obgleich ihre Beschreibungen selbst ähnlich lauten. Wie dem auch sei, so haben wir wirklich die Ruinen eines Monumentes gefunden, welche ihren Beschreibungen ziemlich gleichen. An die Sage vom Memnon knüpfte sich auch die Nachricht über die tönende Statue dieses Halb-Gottes, welche während der römischen Zeit viel besprochen und besucht wurde, und auch diese ist unzweifelhaft gefunden.

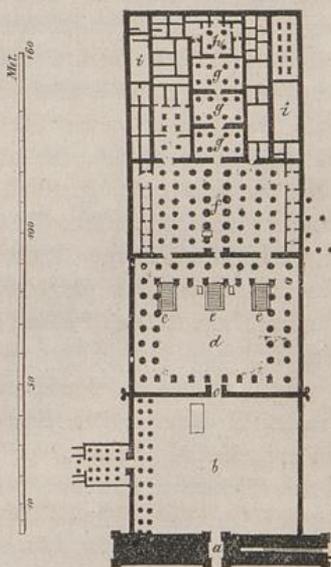
Die südlichste Ruine auf diesem Nilufer ist ein kleineres Gebäude von ungewöhnlicher Form, zweistöckig, festungsartig, aber in gutem ägyptischen Styl; die Franzosen haben es den Pavillon genannt. Aus den Bildwerken an den Wänden schliesst man, dass König Ramses III. den Bau gegründet hat. Nicht fern davon bei Medinet-Habu liegen die grandiosen Ruinen des demselben Könige gewidmeten Grabtempels oder Palastes. Durch ein kolossales Pylonenthor tritt man in einen Säulenhof, dann in einen zweiten, von Säulen und Atlanten umgebenen. Eine weite Mauer umschloss die inneren Räume, deren Eintheilungen aber nicht mehr kenntlich sind. Höchst merkwürdig ist das Bildwerk an diesen Wänden, weil es wiederum die Bilderchronik der Thaten des gewaltigen Kriegshelden liefert; Schlachten zu Lande in Kriegswagen und zur See in grossen Flotten, Züge von Gefangenen, Löwenjagden und dergleichen. Ein solcher dem Andenken eines vergötterten Königs geweihter Bau wird speciell Memnonium genannt. Doch pflegt derselbe nicht den Sarkophag selbst zu enthalten, sondern nur dem Grabescultus gewidmet zu sein.

In einiger Entfernung von Medinet-Habu ist ein lieblicher Akazienhain, in welchem der Boden weit umher mit Trümmern von Granit, Marmor und Sandstein so sehr bedeckt ist, dass sie hingereicht haben würden, die Fläche einer ganzen Kapitale zu schmücken. Bedeutende Säulenüberreste, welche an einzelnen Stellen aufrecht geblieben sind, stammen ebenfalls von einem solchen grossen Grabtempel, und zwar dem des Königs Amenhotep III., des Gründers der Tempelanlage von Luxor her. Besonders wichtig sind zwei dazu gehörige sitzende Kolossalstatuen am Rande dieses Wäldchens, gegen 60 Fuss hoch, von welchen die nördliche sich als jenes tönende Memnonbild

erweist ¹⁾. Eine grosse Anzahl wundergläubiger oder neugieriger Reisenden des Alterthums haben sich darauf in griechischen Inschriften verewigt, rühmend oder klagend, je nachdem es ihnen gelungen, den wunderbaren Klang zu hören oder nicht. Diese wiederholten Wahrnehmungen können nicht bloss auf den Eingebungen einer wundergläubigen Phantasie beruht haben. Zwar nicht bei dieser Statue, wohl aber an anderen Stellen, besonders in den Granitkammern des Tempelpalastes von Karnak, haben neuere Reisende wirklich beim Aufgange der Sonne einen solchen mystischen Ton aus dem Granit hervordringen gehört. So scheint denn die Thatsache richtig zu sein, aber für die heutige Kritik ist der Zauber verschwunden und die Sehnsucht, welche der Sohn der Eos der scheidenden Mutter nachrief, ist zu einem Naturphänomen geworden, das man aus der Eigenthümlichkeit des Granits und dem Wechsel der Temperatur im ägyptischen Klima bei Tagesanbruch erklärt ²⁾.

Nordwärts von diesem Akazienwalde liegen die langen Trümmerhaufen des kolossalsten Grabtempels dieser Gegend (Fig. 48). Ein gewaltiger Pylon (a) führt in einen Vorhof (b), wo eine Doppelkolonnade links den Durchgang zu einem kleinen Vorbau bildet. Am Ende dieses Hofes, vor einem zweiten Pylon, der weiter in das Innere führte (c), sassen zwei kolossale Gestalten, von denen nur noch eine in Trümmern erhalten ist. Durch einen zweiten, noch reicher mit Säulen und Pfeilern geschmückten Hof (d) kommt man auf drei bequemen Treppen (e), zwischen denen wieder zwei granitene Kolosse sitzen, in den vielsäuligen Raum (f), der ähnlich wie der von Karnak, nur nicht in so kolossal

Fig. 48.



Grundriss des Memnonium's Ramses' II.

¹⁾ Nach der neueren Deutung sind diese Statuen die zweier ägyptischen Königinnen, und zwar der Gemahlin und der Mutter des Amenhotep III., von denen der Beiname der einen (Mutemva) die mythische Deutung des klingenden Steines auf Memnon begünstigt haben mag. Vgl. Brugsch, *Hist. d'Eg.* I. 117; auch Fr. Jacobs, *Vermischte Schriften* IV. 24 ff.

²⁾ Letronne, *La statue vocale de Memnon, Etude historique*, Paris 1833, S. 102 ff. weist nach, dass alle Inschriften, welche das Tönen bezeugen, aus der Zeit von Augustus

Verhältnissen geordnet ist. Die dahinter gelegenen Gemächer sind arg zerstört. Die grossen Wandbilder dieser freilich nur zum kleinen Theil aufrecht gebliebenen Mauern enthalten wiederum die Kriegsthaten eines Helden. Diodor (I. 47), indem er das Grabmal des Königs Osymandyas schildert, erzählt namentlich von der Darstellung einer Belagerung, welche sich hier ganz genau wiederfindet¹⁾. Auch die Anordnung des Gebäudes stimmt mit seinen Angaben überein, und wir dürfen also nicht zweifeln, dass wir das Grabdenkmal, welches Diodor beschreibt, vor uns haben. So berichtet er uns nach Hekatäos von einer heiligen Bibliothek im Innern dieses Gebäudes, welche die Aufschrift „Heilanstalt der Seele“ trug, und wirklich haben sich an den Pfeilern der einen der mittleren Gemächer (g) bildliche Darstellungen gefunden, die man auf die ägyptischen Gottheiten der Gelehrsamkeit, Thot und Safch, deuten muss. Des Hekatäos Angabe, dass hier das Grab des Königs selbst gewesen sei, hat übrigens bisher keine Bestätigung gefunden²⁾. Ueber den Namen dieses Königs, der alle Prachtbauten der Welt überbieten wollte, werden wir aber durch diese Ruinen gründlich belehrt. Es ist kein Anderer als der schon mehrfach erwähnte Ramses-Sesostris, derselbe, dessen Thaten Herodot erzählt, der Eroberer, welcher die ägyptischen Waffen weit hinaus trug. Die kolossale sitzende Gestalt im Vorhofe scheint sein Bildniss gewesen zu sein³⁾. In der Nähe desselben ist eine Reihe ganz ähnlicher Tempel, dann führt eine Widdersphinxallee zu einem kleinen Gebäude am Fusse des Gebirges. Endlich weiter nördlich bei dem Dorfe Gurnah findet sich noch ein äusserst zierlicher, kleiner Bau, in heiteren Formen, von König Sethos I., dem Vater des grossen Ramses gegründet.

Für alle diese Monumente bildet aber das Gebirge mit seinen Grabhöhlen den ersten Hintergrund. Eine kleinere Kette von Fels-
hügeln, die abgesondert vor dem grossen Gebirgsstocke liegt, ist auf beiden Seiten zu Gräbern benutzt. Dahinter öffnet sich das libysche Gebirge zu einem grösseren Amphitheater von Leichenwohnungen. In einer Strecke von etwa zwei Stunden ist hier der Kalkfelsen bis auf

bis Severus herrühren, und gründet darauf die Vermuthung, dass unter Sever eine Herstellung der in Trümmern liegenden Statue vorgenommen worden sei, welche durch die grössere Schwere der Masse die Schwingung des Gesteines, die an den Trümmern den Ton hervorgerufen, verhindert habe.

1) Vgl. Descr. de l'Ég. Antiq. II. 118, die Vergleichung des Palastes mit der Beschreibung Diodor's und der Erzählung Herodot's von den Thaten des Sesostris.

2) Vgl. Brugsch, Histoire d'Ég. I. 167.

3) Champollion, Lettres écrites de l'Égypte. S. 260 ff.

die Höhe von 300 Fuss in allen Richtungen zu Grabgewölben ausgehöhlt. Steile und beschwerliche Fusspfade führen zu ihren mehr oder weniger geräumigen Eingängen hinauf, und durch diese in lange Gänge, mit Kammern und Sälen zu beiden Seiten, mit Nebengängen, die sich labyrinthisch verzweigen und den ganzen Berg durchsetzen. Nach dem Untergange des ägyptischen Cultus wurden diese Grabstätten der Sitz christlicher Religiosität; dies war die thebaische Wüste, in welche die Einsiedler des vierten Jahrhunderts sich zurückzogen, um in gemeinsamer Enthaltbarkeit und Beschaulichkeit zu leben. Auf diese friedlichen Bewohner folgten später rohe Araber; einst in der Zahl von 3000, jetzt nur 300, bewohnen sie mit ihren Heerden diese verlassenenen, weiten Höhlen. Schädel und Mumienreste sind ihr Sitz, und Särge liefern ihnen das Holz zu ihrer Mahlzeit. Sie dienen den Reisenden als Führer durch die labyrinthischen finsternen Gänge und treiben Handel mit den aufgefundenen, Schmucksachen.

So verwirrt und labyrinthisch diese theils verfallenen, theils in früheren Jahrhunderten chaotisch durchwühlten Gänge jetzt sind, so hatten sie einst eine grössere Ordnung. Man erkennt noch, dass sie symmetrisch je zwei und mehrere in gleicher Höhe angebracht und durch innere Gänge und Treppen verbunden waren, weshalb auch wohl die Griechen, anspielend auf die Reihen von Löchern neben einander und auf die Töne, welche der Luftzug hervorbrachte, sie Syringen oder Flöten nannten. Rang und Stand der Bestatteten unterscheidet man noch jetzt an der Einrichtung der Gräber. Die der Vornehmeren sind unten, die der Geringeren weiter oben angebracht, jene mit grösseren Eingängen, oft mit einem, zwar schmucklosen, aber glatt polirten, in den Fels gehauenen Vorhof. Auf diesen Vorhof folgt gewöhnlich ein Saal, in welchem Stützen ausgespart sind und an den sich die Gänge und Gemächer ohne ersichtliche Regelmässigkeit anschliessen. Auf beiden Seiten der Säle öffnen sich dann wieder schmale Gänge, in denen die Mumien liegen, gewöhnlich in brunnenartigen Vertiefungen bis zur Tiefe von 45 Fuss, manchmal mit Einschnitten zum Herabsteigen versehen. Architektonischer Schmuck findet sich nicht, die geradlinigen Felder der Bildwerke machen die Abtheilungen aus. Die Decke ist häufig wie ein Tonnengewölbe ausgehauen und mit einfachen geometrischen Zierrathen, wie man sie auch sonst wohl in ägyptischen Bauten bemerkt, geschmückt. Im Hintergrunde der Katakombe finden sich oft Figuren in hocharbeitlicher Arbeit. Von grossem Interesse sind die Malereien der Wände, indem sie ausser der oft wiederkehrenden Darstellung des Todtengerichts sich häufig auf Geschäft und Lebensweise beziehen, und dadurch manche Blicke in das Privatleben der alten

Aegypter gewähren. Schon in uralter Zeit war dieser Bestattungsort im Gebrauch, wie einige Gräber der elften und zwölften Dynastie, d. i. aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. beweisen. Aber seine volle Bedeutung erhielt er erst, als die mächtigen Könige von Theben hier im Wüstengebirge sich ihre Gräber bauten. In einem Seitenthale links gegen Südwesten zu hat Belzoni zuerst einige dieser unterirdischen Königsgräber entdeckt und zum Theil geöffnet, welche prachtvoll mit Malereien aus der Blüthezeit der ägyptischen Kunst geschmückt, mehr als 300 Fuss in den Fels hinein führen. Noch jetzt nennt das Volk dies öde Thal, das von zerrissenen Felsen und Bergstürzen eingeschlossen, unfruchtbar, von keinem Grashalm bewachsen, von keinem lebenden Wesen, ausser von Schakals und Hyänen besucht, ein wahrhaftes Bild des Todes giebt, Biban el Moluk, die Pforten der Königsgräber. Bis jetzt hat man sechzehn solcher Gräber entdeckt, den Königen der thebanischen Dynastien angehörig. So findet man hier das Grab König Sethos' I., des eben erwähnten Erbauers der schönen Tempelhallen von Gurnah, ferner das Ramses' III. und Ramses' V., berühmt namentlich wegen einer ausführlichen Darstellung des Himmels und der Hölle der alten Aegypter. Das Grab des grossen Eroberers Ramses II. ist bis jetzt noch nicht aufgefunden. Auf den Bau und die Erweiterung der Gräber wurde offenbar die grösste Sorgfalt und eine lange mühsame Arbeit verwandt. Sie sind ohne Zweifel beim Leben der Fürsten angefangen, denn der erste Saal enthält stets Verheissungen langer Regierung. Auch die folgenden Gemächer sind mit Malereien und Inschriften verziert, in welchen der König durchweg mit der Sonne verglichen wird; wie sie, spendet er Wohlthaten, so lange er über der Erde ist, verschwindet wie sie und wird wiederkehren. Ein alabasterner Sarg wurde in der Mitte eines grossen Saales, aber seiner Decke und der Mumie beraubt, gefunden. Unzählbar ist die Zahl der Mumien und Alterthümer, welche Neugierde und Aberglaube, eben sowohl wie wissenschaftliche Forschung, aus diesen verschiedenen Grabhöhlen gezogen haben, aber noch warten unermessliche Leichengeschlechter darin der Auferstehung, welche die Priester ihnen verhiessen, und für manche wird der dreitausendjährige Cyclus der Seelenwanderung, den diese bestimmten, schon verflossen sein. Weiter südlich, in einem abgesonderten Felsenthale, finden sich die sogenannten Gräber der Prinzessinnen, in denen die fürstlichen Frauen und Töchter der thebanischen Herrscher beigesetzt sind. Das Grab einer Königin Titi am südlichen Ende des Thales ist das besterhaltene. Rings umher endlich, in allen Theilen des Gebirges zerstreut, liegen die Massen der Privatgräber. Sie führen speciell in den der Ebene zu gelegenen Gruppen den Namen

El Asasif, der auch wohl dem ganzen vorderen Theile des Bergkessels beielegt wird. Durch Grösse und Pracht glänzt namentlich das Grab eines königlichen Schreibers, Petamenap. Es hat mit seinen Hallen, Pfeilersäulen und Kammern im Ganzen 23,148 Quadratfuss Flächenraum. Die meisten dieser Privatgräber gehören übrigens erst den Zeiten der psammetichischen Herrschaft an.

Südlich von allen diesen bisher erwähnten Monumenten findet sich auch auf dieser Seite des Stromes ein Hippodrom, und zwar von noch grösserem Umfange als der auf der anderen Seite. Paläste, Gräber, Tempel und der Raum für die gewiss nicht ohne religiöse Feier begangenen Kampfspiele grenzten also hier, wie in kleinerem Maassstabe auf dem Marsfelde der späteren Herrscherstadt Rom, nahe aneinander. Dies mag genügen, um im Ueberblicke die Ruinen zu gruppiren, von deren Pracht, Grösse und Ausdehnung wir durch den Anblick der in ihrer Art nicht minder kolossalen Blätter der grossen französischen und preussischen Denkmälerwerke deutliche Vorstellungen erhalten.

Unterhalb Theben finden sich bei Kus (Apollinopolis parva) und Koft (Koptos) beide auf dem rechten Ufer, weniger bedeutende Ruinen, bald darauf aber die höchst wichtigen Tempel von Dendera (Tentyris). Ein grosser Tempel (Fig. 59), welcher jedoch keinen Vorhof mehr hat, sondern hinter dem jetzt freistehenden Pylon mit demvielsäuligen Raume anfängt, ist dadurch zunächst bemerkbar, dass die Kapitäle der Säulen alle die Form eines Hathorkopfes haben, auf welchem ein kleiner Tempel als Tragstein ruht. Die Formen dieses Baues tragen den Charakter grösserer Frische und Zierlichkeit als die thebaischen Monumente; sie sind viel jünger als diese letzteren. Dies wird u. A. durch einen geologischen Grund bestätigt. In der Thebais stehen die Tempel auf der gleichen Höhe der umherliegenden Bodenfläche, was ein Beweis ihres Alters ist, indem sie ohne Zweifel zur Sicherung gegen den Nil höher angelegt waren, und erst im Laufe der Jahrhunderte der Schlamm des Stromes den Boden soweit erhöht hat. In Tentyris aber hebt sich der Hügel des Tempels noch um 14 Fuss über die benachbarten Felder, und es ist daher, nach den Beobachtungen der französischen Ingenieure über die allmälige Erhöhung des Bodens im Nilthale, ein bedeutend kürzerer Zeitraum seit der Erbauung verflossen. Die zahlreichen Inschriften stimmen hiemit überein. Sie datiren sämmtlich aus ptolemäischer und römischer Zeit. In einem der oberen Räume des Tempels fand man die berühmte Himmelsdarstellung, den sogenannten Thierkreis von Dendera, gegenwärtig im Louvre zu Paris. Früher wurde der Bau fälschlich für einen Isistempel erklärt. Dieser liegt jedoch, ebenfalls wohlerhalten, einige Schritte

weiter zurück. Dagegen stösst unmittelbar an den grossen Tempel auch hier ein Typhonium. Andere Tempelreste befinden sich noch in der Nähe.

Unter den grossen Schutthaufen, welche die Stelle des einst berühmten Abydos anzeigen, waren bis vor Kurzem nur zwei vielsäulige Räume erhalten. Jetzt liegen durch die Nachgrabungen Mariette-Bey's die Ruinen in grösserem Umfang zu Tage. Südwärts ein palastähnlicher Bau mit vielen kleinen Gemächern nebeneinander, deren Decke von je zwei aneinander stossenden kolossalen Blöcken gebildet wird, aus denen zusammen ein Halbkreisbogen in Wölbungsform herausgehöhlt ist. König Sethos I., der Vater des grossen Ramses, wird als Erbauer genannt. Doch fand sich an der nördlichen Umfassungsmauer des Gebäudes eine Kolossalstatue des Königs Usertesen I., welcher der zwölften Dynastie des alten Reiches angehört, und Reste eines Pylonen, ebenfalls aus der zwölften Dynastie, das einzige bisher bekannt gewordene Beispiel dieser Form so frühen Datums. Nordwärts liegt die Ruine eines Osiris-Tempels, in welchem neuerdings ein Verzeichniss der ägyptischen Könige von der ersten bis zur neunzehnten Dynastie, so vollständig wie bisher kein anderes bekannt war, aufgefunden worden ist ¹⁾. Gegen Südwesten zieht sich die Todtenstadt hin. Die Masse der hier gefundenen Inschriften, Sculpturen und kleineren Kunstgegenstände bildet einen Hauptbestandtheil des neu gegründeten Museums von Kairo. Bei Kasr e' Saiat, am östlichen Ufer, beginnt nun die lange Kette von Gräbern aus der Epoche des alten Reiches, welche namentlich hier am arabischen Ufer in das Felsgebirg eingehauen sind und für unsere Kenntniss der Frühepoche Aegyptens so gewichtige Zeugnisse liefern. Weiter nordwärts an demselben Ufer folgen die geringen Ueberreste des alten Chemmis (Echmim). Bei Kau el Kebir (dem alten Antaeopolis, ebenfalls auf dem rechten Ufer) steht die Vorhalle eines Tempels, der nach seiner Inschrift aus der Ptolemäerzeit zu sein scheint. Die schlanken, mit Dattelblättern verzierten Kapitäle der Säulen wetteifern an Reiz mit den umgebenden Palmen, und lassen es bedauern, dass die übrigen Theile des Tempels zerstört sind. Nur eine Nische, aus Einem Granitstücke, hat, wie jene Säulenhalle, der Vernichtung getrotzt, und zeigt durch ihre Entfernung von jener die bedeutende Ausdehnung des Ganzen. Bei Siut (Lykopolis) sind ausser einem kleinen Tempel von geringerer Arbeit weite Hypogäen, bei Berscheh, Gebel Selin und El Amarna Felsengräber aus ver-

¹⁾ Lepsius, in der Zeitschrift für ägypt. Sprache und Alterthumsk. 1864. S. 81 ff. nebst Abbildung.

schiedenen Zeiten des alten Reiches, bei Achmunein (Hermopolis magna) die Säulen einer Halle gefunden. Gegenüber von dem letztgenannten Orte dehnen sich auf dem rechten Ufer weite und wohlerhaltene Ruinen aus, die aber nicht dem ägyptischen Alterthume angehören. Es sind die von Antinoe. Hier hatte der schöne Liebling Hadrian's, der vielgefeierte Antinous, seinen unglücklichen und geheimnissvollen Tod gefunden. Zum Andenken gründete sein kaiserlicher Freund die nach ihm genannte Stadt (132 n. Chr.) und zwar nicht im Style der einheimischen Architektur, den bisher Griechen und Römer hier angenommen hatten, sondern im griechischen Style. Eine Sonderbarkeit, da Hadrian in Italien die Nachahmung ägyptischer Formen nicht verschmähte, die aber sowohl aus einer Rücksicht auf den Verstorbenen als aus blosser Laune des erlauchten Kunstfreundes erklärt werden kann, da eine vergleichende Zusammenstellung der verschiedenen Bauweisen ihm interessant sein mochte. Der nördlichere Theil des Nilthales bis gegen Memphis enthielt vielleicht nicht weniger bedeutende Gebäude, als der obere, den wir bisher überblickt haben. Allein es haben sich hier kaum irgend zusammenhängende Ruinen finden lassen, wiewohl das Land von Trümmerresten weithin bedeckt ist. Die Macht des Stromes und noch mehr die stärkere Bevölkerung und der zerstörende Einfluss häufigerer Kriege haben hier verderblicher gewirkt. Nur die gewaltigen unterirdischen Grabstätten, mit denen auch hier die Felsen durchsetzt sind, zeigen die Lage der alten Städte an.

Die Grotten von Beni Hassan sind die bedeutendsten. Sie ziehen sich östlich in bedeutender Ausdehnung den Fluss entlang und zerfallen in eine nördliche und südliche Gruppe, deren architektonischer Charakter ein etwas verschiedener ist. Die Grotten der nördlichen Gruppe sind durch offene Vorhallen ausgezeichnet, deren Gebälk von kräftigen Säulen getragen wird (Fig. 49). Wegen der allerdings in manchen Punkten auffallend an griechische Formen erinnernden Durchbildung dieser Vorbauten werden uns die Grotten

Fig. 49.



Grabporticus von Beni Hassan.

dieser Vorbauten werden uns die Grotten

von Beni Hassan weiter unten noch eingehender beschäftigen. Die Decken der Vorhallen und inneren Grabgemächer sind hier überall in flacher Wölbung ausgemeißelt, und zwar je nach der Grundform des Raumes in einer oder in mehreren Bogenlinien. Im Uebrigen ist der Innenbau dieser Grotten ein vorwiegend einfacher. Anders bei der südlichen Gruppe. Hier haben die inneren Räumlichkeiten eine völlig

Fig. 50.



Lotossäule aus einem Grabe
von Beni Hassan.

entwickelte Säulenarchitektur, in der besonders der mit Bändern umwundene Lotos eine bedeutsame Rolle spielt (Fig. 50), während sie dafür der säulengetragenen Vorhallen entbehren. Die Grotten von Beni Hassan sind um so wichtiger für unsere Betrachtung als es durch ihre zahlreichen Wandbilder und Inschriften zur Gewissheit geworden ist, dass sie bereits dem alten Reich, und zwar insbesondere den Königen der zwölften ägyptischen Dynastie angehören. Elf Grotten werden inschriftlich als Denkmäler aus den Zeiten des I. und II. Usertesen bezeugt; drei davon tragen heute noch den vollen Schmuck ihrer Wandgemälde, und unter ihnen ist namentlich das Grab eines Chnumhotep, Sohnes des Nehera, berühmt geworden, weil es uns in seiner Bilderfülle den ganzen Inhalt des ägyptischen Lebens jener uralten Zeit, Ackerbau, Schifffahrt, Kunst und Gewerbe, Tanz, Jagd, Häuslichkeit und Cultus mit allen Details anschaulich schildert¹⁾. In einem Seitenthale bei Beni Hassan ist auch ein ziemlich bedeutender

Grottentempel, mit Vorkammer und Allerheiligstem, aufgefunden worden, welcher der löwenhäuptigen Göttin Pacht und ihrer heiligen Katze geweiht war. Offenbar hängt es damit zusammen, dass rings umher in diesem Thal eine Menge von Katzenmumien ausgegraben werden. Die späteren Griechen identificirten ihre Göttin Artemis mit der ägyptischen Pacht und nannten den Ort Speos Artemidos. Nördlich von Beni Hassan auf demselben Stromufer liegen die Grabgrotten von Zauiet el Meitin, deren Alter sogar bis in die sechste memphitische Dynastie zurückreicht. Von hier an werden die Denkmäler

¹⁾ Champollion, Lettres. S. 92 ff.; Lepsius, Denkm. aus Aegypten, Abth. I. Band I. Bl. 58 ff.; Brugsch, Geogr. I. 223.

immer spärlicher. Bei Surarieh treffen wir einen vereinsamten Felsentempel, der seinen Inschriften nach von Meneptha I., dem Sohne Ramses d. Gr., errichtet ward, und einige Meilen weiter auf dem anderen Ufer liegt die Ruine von Feschn, vermuthlich zu der altägyptischen Stadt Cheb gehörig, deren Name sich in dem arabischen Ort Elhêbe auf der Ostseite des Flusses erhalten hat. Die Ausbeute dieser Trümmerstätten ist eine höchst geringe.

Auch von Memphis ist uns fast nichts erhalten. Gelegen an der Grenze des engeren Nilthales und der weiten Fläche des Delta, auf einem nach dem Zeugnisse des Plinius damals noch höchst fruchtbaren Boden, schon eine bedeutende Stadt unter den Königen der ersten ägyptischen Dynastien, erlangte sie bald eine Grösse und Bevölkerung, wie sie später nur Theben aufzuweisen hatte. Unter den Ptolemäern wurde Alexandrien zwar die erste Stadt des Reiches, aber dennoch blieb auch unter den römischen Kaisern, nach Strabo's Bericht, Memphis, wiewohl schon verfallend, noch die zweite Stadt des Landes. Dieser Schriftsteller und noch mehr Herodot erzählen von der Pracht ihrer Tempel. Berühmt war besonders ein Heiligthum des Vulcan (Ptha), welches durch mehrere Könige mit weiten Propyläen nach verschiedenen Himmelsgegenden hin ausgestattet ward. Auch war hier das Gebäude, in welchem der Stier Apis gehalten wurde. Erst unter den Arabern verfiel Memphis mehr und mehr; seine Bewohner wurden in die neuentstandenen Städte auf der anderen Seite des Nils verlegt, seine Ruinen zerstört, um Bausteine und Säulen für die Moscheen von Kairo zu liefern. Ein arabischer Schriftsteller, Abd-Allatif, preist noch ausführlich die Ueberreste der alten Königsstadt, welche sich über den Raum von einer halben Tagereise ausdehnten; er rühmt namentlich die Schönheit und Grösse der Statuen, welche er, wenn auch grösstentheils zerbrochen und verstümmelt, in grosser Zahl vorfand, und eine Nische aus einem Steinblock von 9 Fuss Höhe, die man das grüne Haus nannte und welche nach einem anderen arabischen Schriftsteller erst im Jahre 1349 unserer Zeitrechnung durch einen baulustigen Emir zertrümmert wurde ¹⁾.

Von allem diesem findet sich jetzt fast nichts mehr; die Nachgrabungen der französischen Antiquare und namentlich Maritte-Bey's in den weit ausgedehnten Schutthügeln haben, von Kleinigkeiten abgesehen, nur zur Entdeckung einer Kolossalstatue geführt, welche gegen-

¹⁾ Jomard, in der Descr. de l'Eg. V. 536 ff. Die Auszüge aus den arab. Schriftstellern nach Silv. de Sacy S. 571 ff. Vgl. dessen Relation de l'Egypte par Abd-Allatif, médecin arabe de Bagdad, trad. etc. Paris 1810.

wärtig mitten in einer Palmenwaldung am Boden liegt, vielleicht einer von denen, deren Herodot (II. 153) ausführlich gedenkt.

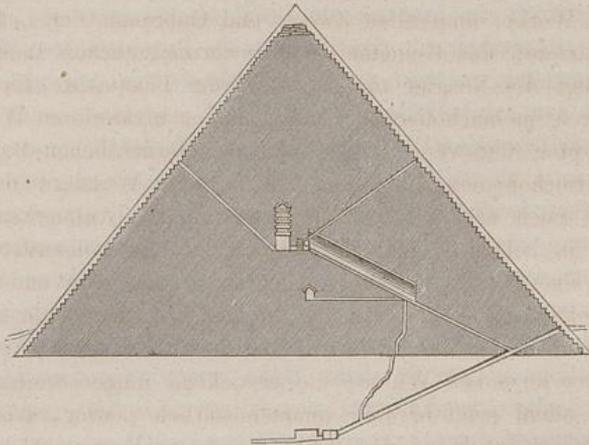
Wenn aber von der Stadt selbst wenig oder nichts erhalten ist, wenn die Tempel der Götter und die Wohnungen der Lebenden verschwunden sind, so stehen dafür noch in unverwüstlicher Festigkeit die Grabmonumente der Beherrscher von Memphis, die Pyramiden. Die ungeheuren Massen und die eigenthümlich schroffe Form dieser kolossalen Gebäude, die Schwierigkeit, das Material auf die höher gelegenen zurüctretenden Theile zu bringen, die verschwenderische Pietät, welche so grosse Werke ohne allen Zweck und Gebrauch der Lebenden den Todten widmete, das Geheimniss ihres unzugänglichen Inneren, alles dieses erregt die Neugier und imponirt der Phantasie. Es entsprach dem finsternen, melancholischen Charakter, der mysteriösen Weisheit der alten Aegypter, und verschaffte diesen ausserordentlichen Bauten schon bei den Griechen den Rang und Namen von Wundern der Welt ¹⁾. Auch jetzt noch erhalten und verdienen sie die Aufmerksamkeit und Forschung in hohem Grade. Grabmonumente im kolossalsten Maassstabe auf einer Stelle, welche mehr als irgend eine andere an die Vergänglichkeit des Lebens erinnert und zu einem Kirchhofe im grössten Style geeignet ist, an der Grenze des bewohnten fruchtbaren Aegyptens und der libyschen Wüste, die erstickend immer weiter vorrückt, ragen sie allein mächtig und unerschütterlich hervor, trotzend dem Sande, welchen der Wind der Wüste an ihrem Fusse aufhäuft.

Wie erwähnt, sind diese Monumente, wenige vereinzelte Pyramiden im Süden ausgenommen, nur in dieser Gegend Aegyptens gefunden, wo sie in mehreren Gruppen theils nördlich, theils südlich von dem alten Memphis, zusammen stehen. Ihre Form ist überall im Wesentlichen dieselbe, eine einfache Masse, meist von Bruchsteinen erbaut, auf einer völlig gleichseitigen oder doch dem Quadrate sich nähernden Grundlage, die mit geringer Abweichung nach den vier Hauptwinden gerichtet ist, nach oben zu allmähig abnehmend, bis zur Spitze oder einer grösseren oder geringeren Fläche, welche die Stelle derselben vertritt. Das Verhältniss der Grundfläche zur Höhe ist nicht überall gleich; ebensowenig der Neigungswinkel. Das Innere ist bei mehreren dieser Gebäude erforscht; man hat überall nur enge Gänge und unbeleuchtete Säle oder Kammern gefunden (vgl. Fig. 51), aus denen Sar-

¹⁾ Homer, der Theben kennt und rühmt, erwähnt der Pyramiden nicht. Herodot bewundert sie, aber erst Diodor nennt die eine, Strabo die beiden grössten Pyramiden als Wunder der Welt. Es ist überhaupt zu bemerken, dass die Schätzung der ägyptischen Denkmäler in der römischen Periode wuchs. Die Neigung zum Wunderbaren und der Sinn für das Massenhaft-Erhabene nahmen zu.

kophage, Trümmer von Särgen und Inschriften hervorgingen, und sie hatten daher zuverlässig keine andere Bestimmung als die, zu Grabstätten zu dienen ¹⁾. Ihre Grösse ist verschieden, aber meistens sehr bedeutend. Die grössten von allen sind die von Gizeh, von denen die eine nach neueren Messungen eine senkrechte Höhe von 479 Fuss und eine Breite von 767 Fuss an jeder Seite der Basis, die zweite 457 Fuss

Fig. 51.



Durchschnitt der grossen Pyramide von Gizeh.

Höhe und 705 Fuss Breite hat ²⁾, und mithin nicht bedeutend kleiner ist. Beide liegen mit einer dritten zusammen, und zwar, obgleich jede übrigens in ihren vier Seiten nach den Himmelsgegenden orientirt ist, in der Richtung von Nordost nach Südwest, und nach der Grösse geordnet. Die dritte ist bei Weitem kleiner; sie hat nur eine Höhe von 219 Fuss und eine Breite von etwas mehr als 352 Fuss. Dagegen über-

¹⁾ Forchhammer's Hypothese, dass sie grosse Wasserbehälter gewesen, hat ebenso wenig Bestätigung erhalten, wie der Gedanke F. de Persigny's, die Pyramiden hätten als Abwehr gegen den Wüstensand gedient.

²⁾ Die Vermessung der französischen Ingenieure hatte etwas geringere Zahlen ergeben. Descr. de l'Eg. Tom. V. S. 642. Vgl. dagegen Perring's „Synoptical table of the Pyramids of Egypt“ bei Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte II. 363 ff. und das Originalwerk von Col. Howard Vyse und J. E. Perring, Operations at the pyramids of Gizeh, Lond. 1840—43, gr. 8°, nebst dem Atlas, The pyramids of Gizeh, Lond. 1839—42, Fol. Bei den obigen Ziffern sind die jetzt beschädigten oder ganz fehlenden Spitzen ergänzt gedacht.

trifft sie die anderen an Eleganz; während jene zum grössten Theil mit Kalkstein, war sie ganz mit schönem schwärzlich rothem Granit von glänzender Politur bekleidet, welcher jetzt zwar an den unteren Theilen abgeschlagen ist, da man auch hier das alte Werk als einen Steinbruch benutzte, sich aber auf dem oberen Theile noch erhalten hat. Die alten Schriftsteller, besonders Herodot, erzählen umständlich von drei Pyramiden, die von den Königen Cheops, Chephren und Mykerinos gebaut wurden, und auf deren historische Bedeutung wir weiter unten zurückkommen werden. Man kann nicht zweifeln, dass diese Pyramiden von Gizeh die beschriebenen sind, und nennt sie daher auch nach jenen Königsnamen. Die Grösse der angewendeten Steinblöcke an den Pyramiden und an ihren Umgebungen ist bewundernswürdig. Man hat sie von einer Länge von 20 Fuss, und an der alten zu den Pyramiden hinführenden Chaussee sogar von 25 bis 30 Fuss gefunden¹⁾. Unfern dieser kolossalsten aller Gebäude liegt ein anderes in seiner Art und Grösse unübertroffenes Monument, die berühmte grosse Sphinxgestalt, zum grössten Theil aus einem Felsstücke gearbeitet. Der Koloss wurde von unternehmenden Reisenden verschiedene Male ausgegraben²⁾, und sein riesiger Rücken auf Leitern bestiegen; kurz danach aber wird er stets vom Sandsturm wieder zugeweht; nur der Kopf, der allein gegen 30 Fuss Höhe misst, ragt aus dem Boden empor. Die Länge des Körpers hat man auf über 180 Fuss berechnet; ein Mann, der auf dem oberen Vorsprunge des Ohres steht, hat Mühe, mit der Hand die Höhe des Kopfes zu erreichen. Das Haupt scheint mit einer Haube oder Perücke bedeckt gewesen zu sein und nach dem Loch auf der oberen Fläche zu schliessen, irgend einen Aufsatz, vielleicht ein Symbol der in der Sphinxgestalt verehrten Gottheit getragen zu haben. Die Arbeit des Meissels ist, bei einer sechsendreissigfachen Vergrösserung der Formen des Kopfes, von bewundernswürdiger Sicherheit, an dem Körper tritt noch bisweilen der raue Fels zu Tage. Die Araber nennen die Gestalt bizarrer Weise Abu-'l-hol, der Vater des Schreckens, für uns war ihre, dem Wüstensande trotzend Erscheinung lange Zeit ein Räthsel, sowohl rücksichts der Kräfte, die auf sie verwendet, als rücksichts ihres Zusammenhanges mit den übrigen Umgebungen; erst die neuesten Forschungen haben in letzterer Hinsicht einige Aufklärungen gebracht. Es zeigte sich nämlich, als man den

¹⁾ Jomard, Descr. de l'Eg. Tom. V. S. 642—54.

²⁾ Früher u. A. von Caviglia, neuerdings zweimal von Mariette-Bey, zuerst auf Kosten des Duc de Luynes, dann auf Kosten der ägyptischen Regierung. Vgl. L. de Sainte-Croix, in der Revue archéol. X^e ann. Pag. 715 ff.; Emm. de Rougé, in Athénæum français. 1854. Janv. Pag. 82 ff.

Vordertheil des Riesenleibes blosslegte, dass er zwischen den aus zwei besonders angesetzten grossen Felsblöcken gemeisselten Tatzen ein oben offenes kleines Heiligthum hält, dessen Rückwand eine gegen die Brust des Kolosses gelehnte hieroglyphische Inschrifttafel von etwa 14 Fuss Höhe bildet. Aus den Texten und Bildern dieser Tafel scheint hervorzugehen, dass König Chephren, der Erbauer der hinter dem Kolossalbilde gelegenen zweiten Pyramide, auch der ursprüngliche Schöpfer desselben war, welches dann aber von einem Könige des neuen Reiches, Tothmosis IV., vollendet oder wiederhergestellt wurde. Dieser Tothmosis IV. erscheint auf der Tafel als Anbeter der Sphinxgottheit. Der merkwürdigste Passus in den beigefügten Inschriften ist folgende Anrede, welche der Gott an den König, als Antwort gleichsam auf dessen Huldigungen, richtet: „Die Heiligkeit dieses schönen Gottes redet durch dessen höchstgelegenen Mund zu Dir, wie ein Vater zu seinem Kinde redet, und spricht: Richte Deinen Blick auf mich, mein Sohn Tothmosis. Ich, Dein Vater, verleihe Dir Deine königliche Macht.“ Dann verspricht er ihm „das Weltall in seiner Länge und Breite, und reiche Tribute von allen Völkern, und eine lange Lebensdauer“¹⁾. Dass der ganze Umkreis um den Sphinxkoloss von besonderer Heiligkeit gewesen sein muss, ergibt sich auch aus den Funden Mariette-Bey's auf der südlichen Seite der Figur. Hier wurde nämlich eine grössere Tempelanlage, mit Gängen, Thoren und Kammern aufgefunden, welche den Stempel des höchsten Alters trägt, und aus glänzend polirtem Granit und Alabaster in meisterlicher Fügung aufgeführt ist. Inmitten einer Kammer dieses Tempels wurden tief aus einem Brunnen sieben prächtige Statuen des Pyramidenkönigs Chephren herausgeholt, die zu den merkwürdigsten plastischen Denkmälern dieser Epoche gehören und uns deshalb weiter unten besonders beschäftigen werden (vgl. Fig. 65). König Chephren scheint auch der Gründer dieses Tempels zu sein, welcher demnach wohl mit der Verehrung der Sphinx in innerem Zusammenhange stand. Jedenfalls muss in diesem Bilde eine Gottheit hohen Ranges, nach der Ansicht einiger neueren Forscher der höchste Sonnengott selbst gesucht werden.

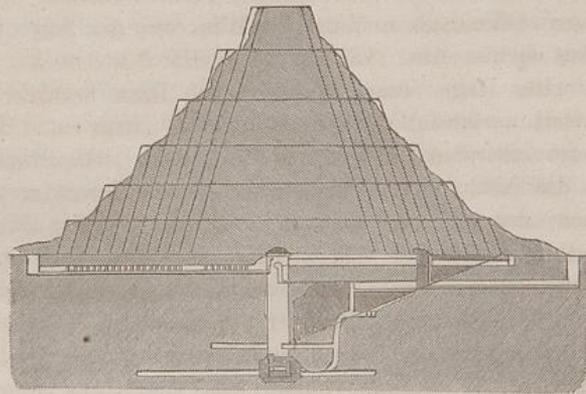
In der unmittelbaren Nähe der Pyramiden finden sich die Privatgräber von Memphis, zum Theil reihenweise geordnet, in Gestalt von kleinen, abgestumpften Pyramiden, jetzt meistens vom Wüstensande bedeckt. Viele derselben sind geöffnet worden; sie enthalten abwärts führende Gänge oder Stufen, zu denen man durch Säle mit farbigen

¹⁾ H. Brugsch, *Histoire de l'Eg.* I. 112. Vgl. auch Jul. Braun a. a. O. I. 27; und S. Birch, *Museum of classical Antiquities.* I. 1. S. 27 ff.

Sculpturen und Hieroglyphen gelangt. Sie gleichen also in ihrem Inneren den Hypogäen von Oberägypten, nur mit dem Unterschiede, dass sie nicht wie diese eine vorherrschend horizontale, sondern mehr verticale Richtung haben¹⁾. In den Pyramiden selbst hat man, so weit man noch in das Innere derselben eingedrungen ist, nur einzelne gemalte Hieroglyphen und keine Bildwerke gefunden²⁾; zwischen ihnen und diesen benachbarten Gräbern ist daher ein wesentlicher Unterschied.

Etwas entfernt von den Pyramiden von Gizeh, südlich von dem alten Memphis, finden sich drei andere Gruppen von Pyramiden, und

Fig. 52.



Durchschnitt der grossen Pyramide von Sakkara.

zwar stehen fünf bei Dahschur, neun bei Sakkara, vier bei Abusir³⁾. Drei von diesen achtzehn Pyramiden sind nicht in Stein, sondern in Ziegeln gebaut, die meisten sehr zerstört. Sie stehen im Ganzen denen

¹⁾ Jomard, in der Descr. de l'Eg. Tom. V. S. 662 ff.; Lepsius, Denkm. Abth. I. Bd. 1. Taf. 21 ff.

²⁾ Herodot erwähnt zwar der Bildwerke an der Oberfläche mehrerer Pyramiden, indessen haben unsere Reisende solche selbst da, wo die Bekleidung noch erhalten ist, nicht vorgefunden. Dagegen sind durch den General Minutoli (1828) in einer Pyramide von Sakkara, und durch eine Gesellschaft von Reisenden (Caviglia, Vyse u. A. 1837) in der grossen Pyramide von Gizeh hieroglyphische Inschriften entdeckt, hier jedoch nicht mit dem Meissel eingegraben, sondern mit Farbe aufgeschrieben. So vereinzelt, wie diese Inschriften hier vorkommen, kann man kein grosses Gewicht auf sie legen.

³⁾ Descr. de l'Eg. Ant. V. S. 3—14; Lepsius, Denkm. Abth. I. Bd. 1. Taf. 12 ff.

von Gizeh an Grösse sehr nach, nur zwei von ihnen nähern sich diesen einigermaassen. Die Gestalt ist im Wesentlichen dieselbe. Die zweite grosse Pyramide von Dahschur zeichnet sich dadurch aus, dass sie nicht eine, sondern zwei Neigungslinien darstellt, unten eine grössere, oben eine kleinere, so dass eine vollständige Pyramide auf einer abgestumpften errichtet ist. Die grösste der Pyramiden von Sakkara, die jedoch nur 190 Fuss Höhe bei 391×353 Fuss Grundfläche hat, bildet nicht wie die übrigen zusammenhängende Seitenflächen, sondern steigt (Fig. 52) in sechs zurücktretenden Abstufungen auf. Zwischen Sakkara und Abusir befindet sich das berühmte Serapeum, eine grosse durch Sphinxalleen vorbereitete Tempelanlage, in deren unterirdischen Gemächern die heiligen Apisochsen beigesetzt wurden. Auch über diesen Ort haben erst die neuesten Forschungen Licht verbreitet ¹⁾.

Südlich von Memphis und auf der Westseite des Nils liegt als ein abgesondertes Gebiet das Thal El Fajum, das bei den Alten als Nomos Arsinoites wegen seiner Fruchtbarkeit hoch berühmt war, und auch noch jetzt, wiewohl auch hierher der Wüstensand vorgedrungen ist, zu den fruchtbarsten Ländern der Welt gehört. Das Thal ist höher gelegen als das Nilthal, und verdankt diese Fruchtbarkeit künstlichen Wasserbauten, deren Anlage aber schon in die Urzeit Aegyptens fällt, einem kolossalen Felskanale und einem künstlichen See. Schon bald unterhalb von Dendera trennt sich von dem Hauptstrom des Nils ein Seitenarm auf der libyschen Seite, der sogenannte Josephs-Kanal. Von diesem Arme aus leitet an der engen Oeffnung des Gebirges, welche den einzigen Zugang zu dem breiten Thale von El Fajum bildet, ein kolossaler Kanal, tief in den Felsen eingehauen, bei hohem Stande des Nils das Wasser hierher, während eine starke Felsenschwelle den Rücklauf zur Zeit des Sinkens hemmt. Am Ende der ganzen von diesem Kanal durchflossenen Landschaft liegt ein grosser See, der Birket el Korn, in welchem früher fälschlich der von den Alten geschilderte künstliche See des Möris erblickt wurde. Gegen diese Bestimmung spricht schon der Umstand, dass der Birket el Korn ein durchweg natürlicher See und überdies durch seine tiefe Lage behindert ist, als Reservoir für die Bewässerung des umliegenden Landes zu dienen, wie dies bei der Anlage des Möris-Sees bezweckt war. Die wirkliche Stelle dieses letzteren hat man denn auch in jüngster Zeit mit grosser Wahrscheinlichkeit weiter südlich ganz nahe dem Josephs-Kanal angesetzt,

¹⁾ A. Mariette, *Choix de monuments et de dessins, découverts ou exécutés pendant le déblaiement du Sérapeum de Memphis*. Paris 1856. 4^o; Derselbe, *Le Sérapeum de Memphis*. Paris 1857—60. 110 Pl. Fol.

Schnaase's Kunstgesch. 2. Aufl. I.

an einem Punkte, wo noch jetzt grosse Dammbauten von urthümlicher Construction das frühere Vorhandensein eines riesigen Bassins erkennen lassen ¹⁾. In dieser Landschaft sind dann auch andere Alterthümer entdeckt. Schon an der Eingangsschlucht des Fajum vor Illahun findet sich eine Pyramide, so wie sie jetzt erscheint, von Ziegeln, doch wahrscheinlich einst mit Steinen bekleidet. Weiterhin an der Oeffnung des inneren Thales liegt eine zweite, grössere, ungefähr 180 Fuss hoch und 330 breit. Neben derselben bedecken grosse Trümmerreste einen hufeisenförmigen Raum von etwa 600 Fuss Länge und 500 Fuss Breite. Man kann es nach geographischen Vergleichen als gewiss annehmen, dass diese Trümmer einem hochberühmten Gebäude, dem Labyrinth, angehörten. Die Erbauer dieses kolossalen Monumentes waren schon den Alten nicht mit Zuverlässigkeit bekannt, doch schreiben es die Meisten von ihnen einer nicht ganz frühen Zeit zu, der Dodekarchie, der Herrschaft jener zwölf Könige, welche nach kurzer Dauer durch Psammetichus ein Ende nahm. Die Zwölf sollten es, so berichtete man, als ein Denkmal ihrer Einigkeit und als einen gemeinsamen Regierungspalast gegründet haben. Nach neueren Forschungen stammt die Pyramide und ein Theil der Gebäudereste schon aus der Zeit König Amenemha's II. der zwölften Dynastie, welcher demnach mit dem Möris der Griechen zu identificiren und als Gründer der grossartigen Bewässerungsbauten zu betrachten ist. Das Labyrinth hingegen darf man in der That für ein Werk jener viel jüngeren Zeit ansehen ²⁾. Herodot, der älteste und ausführlichste Berichterstatter, schildert es (II. 148) als eine höchst erstaunliche Schöpfung, grösser als sich mit Worten beschreiben lasse. Das Ganze bestand aus zwölf Höfen, jeder von einem Säulengange umgeben, alle von einer gemeinsamen Mauer eingeschlossen. Zwölf Thore, sechs von Norden, sechs von Süden führten zu diesen Höfen. Aus den Höfen gelangte man in die Gemächer, aus den Gemächern in die Säle, aus den Sälen in andere überdeckte Räume und aus diesen wiederum in die Höfe. Aus zwei Theilen bestand das Ganze, aus einem über, und aus einem zweiten, ebenso grossen unter der Erde. Die unterirdischen Räume wollten die Aufseher dem griechischen Reisenden unter keiner Bedingung zeigen, weil, wie sie sagten, die Könige, welche das Labyrinth erbauten, und die heiligen Krokodile dort beigesetzt wären. Nur der obere Bau war ihm daher zugänglich, aber schon dieser schien ihm grösser als Menschenwerk, denn die vielen Gänge durch die bedeckten Räume und die mannigfachen Krümmungen zwischen den Höfen erfüllten

¹⁾ Mémoire sur le lac Moeris par Linant de Bellefonds. Alexandrie 1843; Lepsius, Briefe S. 65 u. 74 ff.

²⁾ Lepsius, Briefe S. 77; Brugsch, Hist. d'Eg. I. 66 ff.

ihn mit tausendfachem Staunen. Die Ueberdeckung des Ganzen bestand, wie die Wände, aus Stein, und alles war voll eingehauener Bildarbeit.

Man begreift, wie der Grieche, an kleine einfache Gebäude gewöhnt, über diese künstliche Mannigfaltigkeit erstaunen musste. Neuere Nachgrabungen unter den Trümmern, zusammengehalten mit Herodot's Beschreibung, lassen schliessen, dass das Gebäude mit seinen Thoren, Höfen, Gemächern, Säulengängen und mit Bildwerk bedeckten Wänden im Wesentlichen des Styles, wenn auch mit eigenthümlicher Anordnung, von den übrigen Palast- und Tempelbauten, die uns erhalten sind, nicht abwich.

In den übrigen Theilen der Landschaft Fajum sind u. A. am Westende des Sees bei Kasr-Kerun interessante Monumente entdeckt, besonders ein Tempel ägyptischen Styles, aber ohne Sculpturen und Hieroglyphen, vielleicht unvollendet geblieben, jedenfalls von spätem Datum. Nördlich von dem alten Memphis, nicht weit von dem Dorfe Matarieh, wo der älteste uns erhaltene grosse Obelisk, ein Denkmal Usertesen's I., vermuthlich die Stätte des berühmten Sonnentempels von Heliopolis bezeichnet, theilt sich bekanntlich der Strom in mehrere Arme, welche das flache Niederungsland, das Delta, durchströmen, so dass das Nilthal hier einen ganz anderen Charakter erhält. Während bisher stets nahe Bergzüge sichtbar waren, öffnet sich nun eine eiförmige unabsehbare Fläche. Herodot preist diese Gegend als die fruchtbarste der Welt, und der arabische Eroberer Amru schilderte sie seinem Kalifen Omar höchst bezeichnend in den verschiedenen Gestalten, die sie im Laufe des Jahres annimmt, da sie zuerst ein ungeheures Staubfeld, dann ein Meer von süssem Wasser, endlich ein Blumenbeet sei. Ohne Zweifel war diese reiche Gegend auch mit bedeutenden Bauten geschmückt, indessen ist davon fast nichts erhalten. Die Fluthen des Nils, die Kriege und die Bauten der Araber scheinen alles zerstört zu haben. Erhaltene Gebäude von Bedeutung sind daher nirgends gefunden, wohl aber deuten hie und da Schutthaufen und einzelne Bautrümmer die Lage der vergangenen Städte an. Bei Sa el Hager, an der östlichen Seite des Kanobischen Nilarmes, liegen die Ziegelmauern des alten Saïs; noch unscheinbarer sind die Reste von Atrib (Athribis), Samanud (Sebennytos) und Behbet el Hager (Iseum). Dagegen haben die kürzlich von Mariette-Bey in San, dem alten Tanis oder Avaris (Haur), angestellten Untersuchungen besonders für die Periode der Hyksos, welche hier ihren Hauptsitz hatten, die merkwürdigsten Ergebnisse zu Tage gefördert. Wir nennen darunter die sechs grossen Sphinxen aus rothem Granit mit menschlichen Köpfen von fremdartigem Typus, worin die neueste Forschung eben den Einfluss der Hyksos erblicken will. Architektonische und sonstige Reste aus der späteren

Blütheperiode des thebanischen Reiches waren hier schon früher bekannt. In den letzten Jahren sind namentlich die kolossalen Mauern des dem ägyptischen Gotte Set geweihten Tempels bloss gelegt worden ¹⁾. Endlich besitzt auch Alexandrien noch Fragmente ägyptischen Styls, Säulen mit eingezogenem Fusse, mit Lotoskapitälen und Hieroglyphen, wie in Luxor, und vor Allem die beiden Obeliskten des Hyksosbesiegers Tothmosis III., von denen der eine, noch aufrecht stehende, unter dem Namen der Nadel der Kleopatra bekannt ist. Wir können aus diesen in Beziehung auf die frühere Pracht sehr kargen Ueberresten nur soviel schliessen, dass auch im Delta, wiewohl es später entstanden und fremden Einflüssen mehr ausgesetzt war, derselbe Styl wie in den Gebäuden des oberen Aegyptens angewendet wurde. Nur eine Verschiedenheit ist bemerkbar, dass nämlich, während in jenen oberen Bauten hauptsächlich der Sandstein angewendet wurde, und der Granit nur zur Zierde ausgezeichneter Theile, zu Obeliskten, zu monolithischen Kapellen, zu Statuen oder zu den innersten Königsgemächern diente, der Gebrauch dieser edleren Steinart hier mehr verbreitet war. Die Säulen ganzer Gebäude bestanden daraus, und unter allen Trümmern herrscht der Granit vor. Es ist einleuchtend, dass dies auch auf die Formen einigen Einfluss haben mochte, indessen ist die Ursache gewiss nicht in einer Abweichung des architektonischen Geschmacks, sondern entweder in der Meinung, dass der härtere Stein der Feuchtigkeit des Landes besser widerstehen werde, oder in dem Luxus des Reichthums zu suchen.

Auch weiter nach Osten über die Grenzen des Deltalandes hinaus lassen sich die Spuren der ägyptischen Herrschaft verfolgen. Gleich an der Landenge von Suez, bei Abu Kischeb, stossen wir auf Denkmäler des grossen Königs Ramses II., und von demselben zeugt auch die verwitterte Hieroglyphenschrift dreier Bildwerktafeln an den Felsvorsprüngen bei Berut an der phöniciischen Küste, welche den Sieg des ägyptischen Eroberers über seine Feinde im Beisein der Götter Ammon, Ra und Ptah verherrlichen. Aber wenn auch die Kriegszüge dieses gewaltigen Königs den Schrecken seiner Kriegerschaaren bis zu den „vier Säulen des Himmels“ im armenischen Hochlande verbreitet haben, so liess doch sein Volk hier ausser den wenigen hochtönenden Siegesinschriften kein bedeutenderes Denkmal seiner Cultur zurück ²⁾. Anders ist es in einem anderen Theile Vorderasiens, der Sinai-Halbinsel.

¹⁾ Brugsch, Tanis und Avaris, in W. Koner's Zeitschrift f. allgem. Erdkunde. 1862. S. 385 ff.; A. Mariette, in der Revue archéologique 1861. Fevr., Mai; Brugsch, Zeitschrift f. ägypt. Sprache und Alterthumsk. 1865. S. 17. ff.

²⁾ Vgl. E. de Rougé, Lettre à Mr. Renan sur des monuments égyptiens trouvés en Phénicie, in der Revue archéol. 1863. Bd. I. S. 194 ff.

Auch hier haben die Könige des alten und des neuen Reiches die Grossthaten ihrer Heere in den Sandsteinfelsen der Hochgebirge verewigen lassen. Einige dieser Felsinschriften zählt man zu den ältesten Monumenten, die uns überhaupt bekannt sind. Wir wissen aber auch, dass die dauernde Ansiedelung der Aegypter in diesen Gegenden eine friedliche Ursache hatte. Schon die Pyramiden-Erbauer von Memphis hatten in diesen Wüstengebirgen Kupferminen aufgefunden und Arbeiter hierhergesandt, um die Gänge auszubeuten ¹⁾.

Schliesslich wenden wir unseren Blick den westlichen Grenzgebieten Aegyptens zu, um auch dort, auf den Oasen des grossen afrikanischen Wüstenmeeres, die Stätten der ägyptischen Ansiedelungen aufzusuchen. In gleicher Höhe mit der Metropole des neuen Reiches, nach Strabo sieben Tagereisen von Abydos, liegt die südliche oder grosse Oase, Herodot's Insel der Seligen, ein Fleck von der üppigsten Fruchtbarkeit, mit bedeutenden Resten alter Cultur. Bei El Khargeh findet man die Trümmer der alten Hauptstadt Heb (Hibe), darunter einen stattlichen Tempel mit Säulensaal und Vorhalle, als dessen Erbauer man aus den Opferdarstellungen an den Wänden Darius Hystaspis, den Nachfolger des Kambyzes, ermittelt hat ²⁾. Noch jünger scheinen die Denkmäler der nördlichen oder kleinen Oase zu sein, Grotten mit Sarkophagen aus Thon, schlecht gearbeitet, und Reste von Ziegelbauten, zum Theil aus römischer Zeit. Ein um so höheres Alter schreibt die Tradition dem Sitze des berühmten Ammon-Orakels auf der Oase Siwah zu, welche durch Priester von Theben und Meroë colonisirt worden sein soll. Der Tempel war den Beschreibungen der Alten zufolge weder gross noch besonders reich ausgestattet. Man glaubt daher in einem kleinen, etwas erhöht gelegenen Gebäude aus Muschelkalk, im Inneren mit Hieroglyphen bedeckt, aussen früher grün bemalt, das alte Ammonium wieder erkennen zu können. Rings um das Heiligthum lief ein dreifacher Wall, der auch die Burg der Priesterkönige umschloss, und aussen lag ein zweiter Tempel mit dem von Dattelpalmen beschatteten Sonnenquell, dessen Wasser, wie die Rede ging, bei Nacht heiss, bei Tage mit steigender Sonne immer kühler wurde. In den Dattelwäldern versammelte sich das Volk der Nasamoner, von dem Herodot (II. 32) uns erzählt, um Ernte zu halten; und noch jetzt bilden die Früchte dieses Baumes den höchsten Schatz der Oasenbewohner ³⁾.

¹⁾ Lepsius, Briefe S. 336; Denkmäler Abth. I. Bl. 8; Abth. II. Bl. 116, 137, 140, 152; Abth. III. Bl. 28; Brugsch, Hist. d'Egypte I. 36.

²⁾ Wilkinson, Modern Egypt II. 366 ff.

³⁾ H. M. v. Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der libyschen Wüste. Berlin. 1824. S. 87—182; Ritter, Erdkunde I. 1002 ff.

Drittes Kapitel.

Styl der ägyptischen Architektur.

Bei der Betrachtung der ägyptischen Architektur können die Pyramiden von den anderen Bauten getrennt werden. Eine ganz verschiedene Richtung des Formensinnes liegt beiden zu Grunde. Die Pyramiden sind im Wesentlichen einfache Massen, ohne irgend eine Abwechslung, künstliche Berge, bei denen alles sich auf den Gipfel bezieht. Die anderen Bauten, Tempel, Paläste, Grabmäler dagegen bestehen aus einer grösseren Anzahl von zusammenhängenden, auf weiter Fläche sich ausdehnenden Constructionen, die vorderen höher und breiter, die weiter hinten liegenden immer niedriger und schmaler.

Die Pyramide ist abgeschlossen und finster, ohne Zugang, durch ihre Form schon aussprechend, dass sie keine freien, zum Aufenthalte Lebender bestimmten Räume enthält. Die übrigen ägyptischen Gebäude dagegen sind einladend, geöffnet; freie Höfe, Säulengänge, geschmückte weite Hallen folgen einander. Bei jenen überdies eine starre Einförmigkeit, bei diesen der reichste Wechsel verschiedener Formen. Jene erinnern kaum an etwas Natürliches, diese ahmen, wie wir unten näher sehen werden, in der Gestaltung ihrer Säulen, die runden, völligen Formen, die heitere Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt nach. Nur in einer Beziehung ist eine Verwandtschaft beider vorhanden. Auch jene anderen Gebäude haben, wenigstens im Aeusseren, nicht senkrechte, sondern schräge, abschüssige Mauern. Namentlich hat man wohl die beiden grossen Flügelgebäude an den Eingangsthoren der Tempel und Paläste, die sogenannten Pylonen, abgestumpfte Pyramiden genannt, und im mathematischen Sinne des Wortes sind sie das auch wirklich. Allein ihrer ästhetischen Bedeutung nach tragen sie einen ganz anderen Charakter. Die Neigung der Seitenflächen der ägyptischen Pyramiden übersteigt in der Regel nur um wenige Grade die Hälfte eines rechten Winkels, sie gestattet, dass man sie wie einen Berg ersteige, und das Auge wird daher gleich genöthigt, sie mit Rücksicht auf ihre Spitze zu würdigen. Die Abweichung der Aussenmauern an den Tempeln und namentlich auch an den Pylonen von der senkrechten Linie ist dagegen eine ganz geringe, kaum so stark wie an den steilsten Wällen unserer Festungen; ein Ersteigen ist nicht wohl möglich. Wollte man diese schrägen Wände fortführen, bis sie sich zu einer Spitze vereinigten, so würde das Gebäude alles menschliche Maass weit übersteigen; der

kühnsten Phantasie kann es nicht einfallen, daran zu denken. Die schräge Linie dieser Mauern giebt daher keinesweges das Gefühl einer, wenn auch nur angedeuteten und begonnenen Concentration, sondern vielmehr nur das einer kräftigen Stütze, wie etwa die Strebepfeiler an unseren gothischen Kirchen. Als Strebemauern beziehen sich diese Wände auf die Sicherung eines weiten, umschlossenen, zugänglichen Raumes, und haben daher nicht den ausschliessenden, feindlichen Charakter der Pyramide. Auch war der Grund für die schräge Richtung der Mauer bei diesen anderen Gebäuden ein ganz anderer; er lag augenscheinlich in der Sorgfalt für die Solidität, mit Rücksicht auf die steigenden Wasser des Nils, nicht, wie bei den Pyramiden, in dem blossen Luxus der Anhäufung grosser Massen. Wenn daher auch eine Verwandtschaft beider Formen da sein mag, so ist sie eine entfernte, welche mit der Verschiedenheit des Reichen, Mannigfaltigen und Schönen von starrer Rohheit sehr wohl bestehen kann. Der alte Ruhm der Pyramiden, das Geheimniss, welches auf ihnen ruht, der kolossale Luxus und der geschickte Gebrauch mechanischer Hilfsmittel, endlich ihre wunderbare Stellung an der Grenze der fruchtbaren bewohnten Welt und der tödtenden Wüste, alles dieses verschafft ihnen eine bleibende Bedeutung ¹⁾. Er darf uns aber nicht hindern, ihnen in Beziehung auf den aesthetischen Werth architektonischer Formen die niedrige Stelle anzuweisen, die ihnen gebührt. Grandiose Einfachheit ist ein Verdienst architektonischer Werke, aber nur da, wo sie eine Mannigfaltigkeit von Formen zusammenfasst, nicht wo sie dieselbe ausschliesst. Sie soll das Leben beherrschen, nicht es hindern. Die meisten Berichterstatter, selbst die französischen, so geneigt sie sonst zu bewundernder Emphase sind, schildern den Eindruck der grossen Pyramiden in diesem Sinne. Sie waren erstaunt, als sie sich diesen Massen näherten, deren Spitzen und Ecken der Blick nicht mehr erreicht. Aber, sagen sie, was wir empfanden, war nicht die Bewunderung, die ein Meisterwerk der Kunst hervorruft. Nur die Grösse, die Einfachheit der Formen, das Missverhältniss zwischen der menschlichen Gestalt und der unermesslichen Masse,

1) „Worin ist doch die unbeschreibliche Kraft des Eindruckes begründet, den der Anblick der Pyramiden auf unsere Seele macht? Sie kommt nicht aus dem Gewicht und Umfang der hier aufgehäuften Werkstücke, sondern sie beruht auf dem Gedanken, den der Geist des Menschen andern Menschen verständlich hineinlegte. Dieser Gedanke ist Ewigkeit.“ So Schubert, Reise. Th. 2. S. 195. Es ist bloss der Gedanke des Monumentalen, der ihn darin bewegt, das „unabweisbare Bedürfniss unseres Wesens, seine Wirksamkeit, wie die Schwingen eines über dem Zukünftigen brütenden Adlers weit hinaus über das Leben der Zeit zu breiten.“ Der Gedanke der Kunst überhaupt, der in ihren rohen Anfängen am deutlichsten hervortritt.

der wunderbare Gegensatz zwischen der grünen Landschaft, die wir verliessen, und der weissen Sandwüste vor uns gab uns den tiefen Eindruck, den wir fühlten¹⁾.

Auch die Bewunderung, welche man der Grösse dieser Gebäude zollt, bedarf der Beschränkung. Die Thürme der Dome von Strassburg und Antwerpen (ungefähr 490 Fuss) sind höher als die höchste der Pyramiden. Die römische Peterskirche kommt ihr in der Höhe ihrer Kuppel und in der Länge ihrer Mauern fast gleich. Die Paläste von Versailles und der Tuilerien, des Escurials und von Caserta bei Neapel nehmen eine grössere oder doch gleiche Bodenfläche ein²⁾. Aber freilich, während jene Thürme sich nur wie schlanke Nadeln in die Luft erheben, während die Mauern der Kirchen und Paläste leere Räume umschliessen, ist die Pyramide, wenige enge Gänge und mässige Grabkammern abgerechnet, eine solide Masse. Den Vorzug der Anhäufung des Materials, der Schwere, werden daher die Pyramiden behalten³⁾, aber in geistiger Beziehung steht der kleine griechische Tempel ebensowohl wie die schlanke gothische Kirche unendlich höher, als diese ungeheuren Steinmassen. Selbst im Kostspieligen, wenn man darauf Werth legen will, übertrifft der gothische Dom die Pyramide.

Stehen diese Bauten, die man sonst als die höchste Leistung ägyptischer Kunst ansah, den übrigen Werken des Landes an Schönheit und künstlerischer Bedeutung weit nach, so fragt sich, welchen historischen Zusammenhang sie mit ihnen haben. Annehmen, dass sie spätere Erzeugnisse aus der Zeit des Verfalls der ägyptischen Kunst⁴⁾ seien, hiesse den sichersten Ergebnissen der Forschung und dem natürlichen Gange der Dinge widersprechen. Der Verfall des Geschmacks äussert sich durch eine Häufung des Mannigfaltigen, nicht durch rohe Einfachheit. Auch als ein Erzeugniss eigenthümlicher Grabgedanken, welche die Nacht des Todes mit der Leerheit einer gewaltigen schmucklosen Masse in Verbindung gebracht hätten, können wir sie schwerlich ansehen;

1) Jomard a. a. O. S. 595.

2) Nach der Vergleichung der französischen Ingenieure, Descr. de l'Eg. Ant. Tom. II. S. 596, hat die Peterskirche 218 Meter Länge, der Escurial 287 M. Länge, 271 M. Breite, Caserta 231 M. Länge und fast gleiche Breite, das Schloss zu Versailles eine Länge von 414, das der Tuilerien mit dem Louvre 669, während die wahrscheinliche grösste Breite der untersten Basis der Pyramide des Cheops mehr als 232 M. beträgt. Tom. VII. S. 31. Vgl. oben S. 301.

3) Die Masse der grossen Pyramide von Gizeh ist auf mehr als 74 Millionen Cubikfuss berechnet. Descr. de l'Eg. Ant. IX. 427.

4) Gau, Nubische Alterth. Einl. S. 10 sagte noch: „Der Verfall der ägyptischen Kunst wird durch die Pyramiden von Memphis im Norden und durch die von Shandy im Süden bezeichnet.“

denn die Aegypter liebten es, die Gräber zu schmücken und reich auszustatten. Nur in der Umgegend von Memphis und in der Landschaft El Fajum, wo der See Moeris lag, fanden wir Pyramiden, nur ausnahmsweise in Oberägypten. Man hat daher wohl vermuthet, dass die alten Aegypter, weil bei Memphis die nahen Gebirge fehlten, künstliche Felsen an Stelle der natürlichen sich als Grabstätten bereitet hätten. Dies scheint freilich durch die Felsengräber neben den Pyramiden widerlegt zu werden. Die Wüste von Memphis ist ebensowohl Felsboden wie die Berge der Thebais, und im Delta, wo Berge und Felsen wirklich fehlen, findet man keine Pyramiden. Endlich ist merkwürdig, dass während der Cultus der Aegypter sonst überall Bilder der Götter und der menschlichen Zustände bedingte, während die Weihe- und Gebetformeln in der heiligen Schrift der Hieroglyphen niemals an Tempeln und Grabstätten fehlen, diese Gräber von beidem fast ganz entblösst sind, ihre Todten also des Trostes und Schutzes ihrer Götter scheinbar beraubt waren ¹⁾.

Die Nachrichten, welche die griechischen Historiker aus den Mittheilungen ägyptischer Priester niedergeschrieben haben, erklären diese auffallende Erscheinung nicht hinreichend. Die Erbauer der Pyramiden werden nämlich von ihnen als lasterhafte Tyrannen und Verächter der Götter beschrieben. Der erste derselben, der schon oben erwähnte Cheops, liess die Tempel schliessen, verbot dem Volke darin zu opfern und legte der ganzen Nation Frohndienste auf. Sein Bruder, oder nach Anderen Sohn, Chephren folgte in Allem seinem Beispiele, und hundert und sechs Jahre verflossen, wo alle Laster im Schwange waren und die verschlossenen Tempel nicht geöffnet wurden. Daher waren denn auch diese Könige den Aegyptern so verhasst, dass sie nicht einmal ihre Namen nennen mochten, und dass sie die Pyramiden nach einem Hirten, also nach einer verächtlichen Person benannten ²⁾.

Man hat diese Erzählung dadurch erklären wollen, dass diese Könige, ruhmsüchtige Tyrannen, dem Volke Abgaben und Dienste zum Zwecke der Erbauung der Monumente aufgelegt hätten. Allein es muss

¹⁾ Nicht zu übersehen ist hiebei übrigens der Umstand, dass die häufig in den Museen vorkommenden kleinen Votivpyramiden mit Reliefs versehen sind, deren Inhalt eine Vereinigung von Scenen aus dem Todten- und Sonnencultus bildet. Man darf hieraus wohl schliessen, dass auch bei den grossen monumentalen Pyramiden irgend eine Beziehung auf den uralten Sonnendienst obgewaltet hat, um so mehr als verschiedene Spuren darauf hinweisen, dass auch den ägyptischen Pyramiden eine gegen Sonnenaufgang schauende Vorhalle oder ein freistehendes Tempelchen vorgebaut war, welches dem Todtendienste des verewigten Königs in Verbindung mit der ihm im Jenseits gnädigen Sonnengottheit gewidmet gewesen zu sein scheint. Vgl. Emm. de Rougé, Notice des Monuments exposés dans la galerie d'antiquités égyptiennes au musée du Louvre. 2. ed. Paris 1852. Pag. 118 ff.

²⁾ Herodot II. 124—128. Diodor I. 65. Vgl. Reber a. a. O. 126.

sich anders verhalten. Auch die anderen grossen Bauten, die von Theben und selbst geringere, erforderten ungeheure Arbeit, auch sie konnten nicht ohne mühsame Dienstleistungen und gewaltige Kosten ausgeführt werden; dennoch fehlte viel, dass ihre Erbauer verhasst waren, vielmehr äusserten die Priester bei der Aufzählung der Könige, dass sie diese nicht nennen könnten, weil sie keine Monumente hinterlassen hätten. Es war also, wie es auch im Geiste der Priesterschaft nicht anders sein konnte, die Errichtung grosser, religiöser Denkmäler etwas Verdienstliches, bei dem selbst die Lasten des Volkes zur Ehre der Götter nicht wesentlich in Betracht kamen.

Wie dem Allen aber auch sein mag, jedenfalls ist durch die neuere Forschung namentlich seit der grossen preussischen Expedition festgestellt, dass die Pyramiden keineswegs, wie man früher glaubte, Denkmäler einer jüngeren Zeit oder eines fremden, den Aegyptern feindlichen Volkes, sondern vielmehr des höchsten ägyptischen Alterthumes sind. Es ist nichts Anderes als der primitive, das Einfachste zur höchsten Grossartigkeit steigernde Kunstsinn dieser Urzeit menschlicher Cultur, was den Grabdenkmälern der alten Könige von Memphis ihre strenge krystallinische Gestalt, ihre bis zur Gewaltsamkeit starre Einförmigkeit gab. Die nüchtern verständige Richtung des ägyptischen Geistes ist darin wie in abstract mathematischer Formel ausgesprochen.

Im Einzelnen lässt sich übrigens das Alter und die Urheberschaft der Pyramiden immer noch nicht mit voller Sicherheit bestimmen. Für die ältesten hält man die zwei grossen Steinpyramiden von Daschur; Lepsius giebt sie dem vorletzten und zweitvorletzten Könige der dritten Dynastie. Dann folgen die drei Pyramiden der schon erwähnten Könige Cheops (Chuphu), Chephren (Schafra) und Mykerinos (Menkara), welche der vierten Dynastie, d. i. etwa der Zeit um die Mitte das 4. Jahrtausends v. Chr. angehören. Einer späteren Zeit entstammen die Pyramiden von Sakkara, und noch jünger sind wohl die von Illahun, Meidum, Kasr Lisch und im Fajum, wie die flüchtige Bauweise der meisten von ihnen zu beweisen scheint; nur die Pyramide von Meidum ist, wenigstens äusserlich, besser und sauberer ausgeführt. Das Innere ist bei allen diesen letztgenannten Monumenten bisher unerforscht.

Dagegen sind wir durch Perring's und Vyse's Anstrengungen und durch die preussische Expedition über die innere Beschaffenheit und Constructionsweise der älteren Pyramiden, besonders der von Memphis, vollkommen aufgeklärt und die Resultate dieser Untersuchungen bestätigen auf überraschende Weise die Erzählungen, die uns Herodot (II. 125) von einem solchen Pyramidenbau berichtet. Das dabei beobachtete Verfahren war folgendes: Ueber einer ganz oder zum Theil im Felsboden begrabenen

Sarkophagkammer ward auf quadratischer Basis, genau nach den Himmelsgegenden orientirt, ein Stufenbau, zunächst von mässiger Grösse aufgeführt und dieser dann durch umgelegte Schichten oder Mäntel beliebig vergrössert. Den Bau der neuen Schichten pflegte man von oben anzufangen und so stufenweis nach unten fortzusetzen. Gleich bei der Thronbesteigung soll jeder König den Bau begonnen haben. Starb er früh, so blieb deshalb sein Denkmal meistens unansehnlich. Bei langer Regierungsdauer dagegen vermochte er wohl drei solche immer kolossaler werdende Mäntel dem ursprünglichen Kerne anzufügen, bevor der Bau nach seinem Tode den Abschluss fand. Dieser erfolgte dadurch, dass man die grossen Terrassen durch Schichten von kleineren Quadern ausfüllte, diese dann wieder von oben herab schräg abmeisselte und so die eigentlich pyramidale Gestalt mit ihren vier, gewöhnlich glänzend polirten, Seitenflächen zu Stande brachte ¹⁾. Die Verschiedenheit in der Grösse und sonstigen Beschaffenheit der Pyramiden lässt sich hienach leicht erklären. Oft reichten Zeit und Mittel zur Herstellung des äussersten Mantels in voller Solidität und Schönheit aus; in anderen Fällen musste man sich mit einer aus weit schlechterem Stoff nur flüchtig hingearbeiteten Oberfläche oder ganz ohne Bekleidung begnügen. Daher kommt es auch, dass an einigen Pyramiden der Ziegel- oder Bruchsteinkern sorgfältig mit Quadern belegt ist, während andere den Quaderbau im Innern und aussen geringeres Mauerwerk oder Ziegel haben. Es hat unsägliche Mühe gekostet, in das Innere der Pyramiden einzudringen, da der in der Regel an der Nordseite angebrachte Eingang in bedeutender Höhe über dem Boden zu liegen und durch die Bekleidung der Pyramide spurlos verdeckt zu sein pflegt. Wie der Innenbau der grossen Pyramide von Gizeh beschaffen ist, kann man aus der oben (Fig. 51) mitgetheilten Durchschnittsansicht erkennen. Es zeigt sich uns ein mehrfach abgezweigtes Gangsystem, von dessen Eingang zunächst ein geneigter Schacht in die 102 Fuss tief unter der Sohle der Pyramide befindliche Felsenkammer hinabführt. Von diesem Schachte leiten zwei andere aufwärts in den Kern der Pyramide. Wo sie sich treffen, beginnt ein vierter Gang, welcher in horizontaler Richtung nach der sogenannten Königinkammer hinführt. Senkrecht über der letzteren, liegt die mit besonderen, nach oben durchgebrochenen Luftzügen versehene Königskammer. Man gelangt zu dieser durch eine grosse Halle, deren Decke durch kolossale übereinander vortretende Steinblöcke gebildet wird. Die

¹⁾ R. Lepsius, Bericht über die Verhandlungen der kgl. preuss. Akad. d. Wiss. zu Berlin. 1843. S. 177 ff.; G. Erbkam, Ueber den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. Berlin 1852. 80.

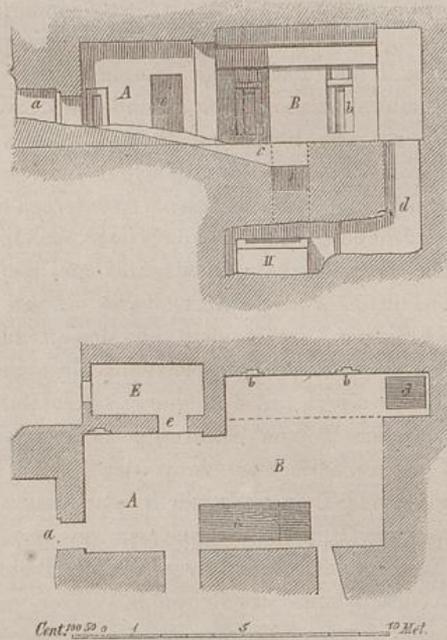
Gänge sind auffallend schmal und niedrig, zuweilen nur $1\frac{1}{2}$, im besten Falle $3\frac{1}{2}$ Fuss hoch. Die grosse Halle misst etwa 150 Fuss Länge, bei nur 5 Fuss Breite und 28 Fuss Höhe. Die Höhe der ganz mit geschliffenen Granitplatten bekleideten Königskammer beläuft sich auf 37 Fuss, ihre Länge auf 17, ihre Breite auf 19 Fuss. In den senkrecht über der Königskammer liegenden kleinen Gemächern, welche wahrscheinlich zur Entlastung der Decke der Kammer dienen sollten, fanden sich gemalte Steinbruchmarken mit dem hieroglyphischen Namen des Königs Chuphu (Cheops), wodurch die Urheberschaft dieses Riesenwerkes ausser Zweifel gestellt wird. Die Erbauer hatten nach Vollendung des Ganzen die Grabkammern und Gänge mit grossen Blöcken versperrt. Aber die Beutegier der Araber brach sich dennoch zu den vermeintlichen Schätzen des Inneren Raum und plünderte den in Stücke geschlagenen Sarkophag des Königs. — Besonders instructiv ist auch das Innere der dritten Pyramide von Gizeh, der des Mykerinos (Menkara). Man erkennt hier deutlich an dem doppelten System von Gängen und Kammern, dass der Bau erst kleiner angelegt und später durch Hinzufügung seines noch jetzt wohlerhaltenen, glänzend polirten Granitpanzers auf seine gegenwärtige Grösse gebracht wurde. Die unterste Kammer bildete König Menkara's Grabgemach. Der etwa 20 Fuss lange und 8 Fuss breite Raum ist in den Felsen des Bodens eingehauen, dann aber mit grossen Granitblöcken ausgefüllt, welche durch eiserne Klammern zusammengehalten werden. Die Decke wird durch lange, in Giebelform zusammengestellte Blöcke gebildet, deren untere Flächen bogenartig ausgemeisselt sind. Trotz der sorgsamsten Versperrung der Gänge war auch hier schon im 13. Jahrhundert eine Schaar von Arabern hinabgedrungen; Colonel Vyse fand den basaltenen Sarkophag aufgebrochen und neben ihm am Boden den Mumiensarg, den man seines kostbaren Goldschmucks beraubt hatte. Der Sarg befindet sich gegenwärtig sammt seiner ehrwürdigen Mumie im britischen Museum; der Sarkophag dagegen musste leider auf der stürmischen Ueberfahrt nach Europa an der spanischen Küste in's Meer gesenkt werden. Wir kennen das merkwürdige Denkmal der Pharaonenzeit nur aus früher gemachten Zeichnungen. — Auch der oben erwähnte grosse Stufenbau von Sakkara (Fig. 52) hat wegen seines Inneren ein eigenes Interesse. Hier findet sich das complicirteste System von Kammern und Gängen, zu denen man durch vier verschiedene Oeffnungen hineingelangen kann. Den tiefsten Schacht des in den Felsen gebohrten Grabgemaches verschloss ein kolossaler Granitpfropfen. Ein anderer Raum ist berühmt geworden durch die aus kleinen convexen Stücken bestehende grünlich-blaue Fayencebekleidung, womit seine Wände

überzogen waren. Diese ohne Zweifel uralte Decorationsweise ist uns ganz ähnlich in Mesopotamien begegnet. Im übrigen ist der Bau dieser Pyramide aus verschiedenartigem Bruchsteinmauerwerk mit Mörtel in ziemlich unsolider Weise ausgeführt. Auch hier lässt sich im Inneren ein älterer Kern nachweisen, der auffallender Weise von oblonger Grundrissform ist.

Diese letztere Form haben wir wahrscheinlich überhaupt als die primitive Grundform des ägyptischen Gräberbaues zu betrachten. Wenigstens tritt sie uns bei der einen Hauptgattung der ägyptischen Privatgräber, wie sie in langen Reihen zur Seite der Pyramiden von Memphis hingelagert sind, bei den Hügelgräbern als die herrschende entgegen. Dabei ist nun aber vor Allem der innere Bau und Zusammenhang der ägyptischen Gräber, wie er uns ebenfalls erst durch die preussische Expedition genauer bekannt geworden ist, wohl zu beachten. In sämtlichen ägyptischen Gräbern lassen sich zwei Theile unterscheiden, das Grab im engeren Sinne und der Raum für den Todten-cultus. Nur dieser letztere, nicht aber der Grabesraum selbst, ist in den oblongen Aufbauten jener Hügelgräber enthalten. Was wir von diesen über der Erde sehen, sind nicht die Grabkammern, sondern die Todtenkapellen. Sie erinnern schon durch ihre geneigten Seitenwände unwillkürlich an den Tempelbau und haben mit diesem häufig auch die solide Construction aus Quadern gemein. Der eigentliche Kapellenraum liegt in der Regel vorn in dem Hügel mit dem Eingange von Osten. Er pflegt im Inneren mit bildlichen Darstellungen, gewöhnlich aus dem Leben des Verstorbenen, und mit sonstigen Ornamenten reich ausgeschmückt zu sein, wodurch eben diese oberen Grabkapellen auf dem Todtenfelde von Memphis die wichtigste Fundgrube für das Studium der altägyptischen Lebensverhältnisse geworden sind. Auch eine primitive Gliederung architektonischer Art kommt an diesen Innenwänden der Kapellen vor. Namentlich die dem Eingange gegenüberliegende Wand ist gewöhnlich mit einem in Stein gemeisselten Balken- und Lattenwerk versehen, zwischen dessen gitterartig nebeneinander geordnete Stäbe sich hin und wieder auch einzelne vegetabilische Formen, wie Lotosblumen u. dgl. eindrängen. Vielleicht also haben wir hier Motive eines uralten ägyptischen Holzbaues gleichsam in der Versteinerung vor uns. Ganz dieselben lattenähnlichen Ornamentalschemata verzierten auch die Seitenflächen des vorhin erwähnten in's Meer gesunkenen Sarkophages des Menkara. Am auffälligsten ist die Nachahmung des Holzes bei der Blendthür, welche die Mitte der Hinterwand in den Grabkapellen einzunehmen pflegt; der Thürsturz hat hier stets die Form eines rundlichen Blockes, in offenbarer Nachahmung des

Thürbalkens. Auch vorn, über dem wirklichen Eingange, wiederholt sich dieser Steinbalken. Uebrigens hat jene Thür in der Hinterwand auch eine tiefere Bedeutung: sie symbolisirt gleichsam die eigentliche Grabesthür. Unmittelbar hinter ihr senkt sich nämlich ein 30—40 Fuss tiefer Schacht in die Erde hinab, und am Ende desselben, oft mit horizontaler Abzweigung, liegt die Sarkophagkammer, die Ruhestätte des Todten. — Ausser den Hügelgräbern besitzt nun aber das Todtenfeld von Memphis auch Beispiele der zweiten Gattung von Gräbern, welche namentlich in der Blüthezeit des neuen Reiches in den Hypogäen von Theben eine so grossartige Ausbildung erfuhr, nämlich der Felsengräber. Diese liegen ganz im Boden, mit der Kapelle natürlich in dem erhöhten Theil eines felsigen Terrains, in dessen senkrecht abgemeisselte Wandung der Eingang hineingehauen ist. Der Kapellenraum dehnt sich bei diesen Gräbern oft saalartig aus, oder bildet einen ganzen Complex von Sälen und Kapellen, von denen dann auch mehrere Schächte zu den Sarkophagkammern der verschiedenen Familienglieder hinabführen.

Fig. 53.



Durchschnitt und Grundriss eines Grabes von Gizeh.

So zeigt uns das in Fig. 53 mitgetheilte Grab von Gizeh zunächst einen Vorraum (A), den man durch den halb verschütteten Eingang (a) betritt. An den Vorraum stösst links das durch die Thür (e) zugängliche kleine Gemach (E) und weiter im Hintergrunde ein grosser Kapellenraum (B) mit verschiedenen Blendthüren (bb) und Schächten (cd), von denen der letztere (d) zuerst senkrecht, dann mit horizontaler Ablenkung in die untere Sarkophagkammer (II) hinunterführt, während der andere (c) in Form einer schrägen Abdachung mit der Kammer (I) in Verbindung steht. Daneben führen rechts zwei

Gänge in's Freie oder in andere nebenliegende Räume hinaus. Die

anfänglich einfach in den Felsen gehöhlten Räume verwandelten sich dann später mit dem Fortschritte der Cultur und des Luxus in stattliche Pfeilerhallen mit gewölbartig ausgemeisselten Decken; die grösseren Räume dienten zu Versammlungen; bisweilen wurden in den Nebenräumen auch wohl Mumien beigesetzt. Hieher gehören die meisten Gräber aus den späteren Dynastien des alten Reiches, wie die von Siut, Berschah und namentlich die von Beni Hassan mit ihren säulengestützten Vorhallen und Säulensälen. Den Gipfelpunkt bezeichnen aber die gewaltigen Gräberbauten der thebanischen Herrschaft, und darunter vor allen die Gruft des Königs Sethos I., nach ihrem Entdecker Belzoni's Grab genannt, mit ihrem doppelten System unterirdischer Gänge und Hallen ¹⁾. Den Eingang zu diesen grossen Felsengräbern sperrten gewöhnlich mächtige Flügelthore; zuweilen lag davor auch ein besonderer Vorhof. Jene durch den ganzen ägyptischen Gräberbau hindurchgehende Zweitheilung der Anlage in das eigentliche Grab und in den Bau für den Todtencultus war auch hier durchgeführt. Die sogenannten Memnonien, unten am Rande des thebanischen Felsenkessels, deren Hauptbeispiel wir oben (Fig. 48) betrachtet haben, sind aller Wahrscheinlichkeit nichts Anderes als die zu den oben im Gebirge liegenden Gräbern gehörigen Todtentempel.

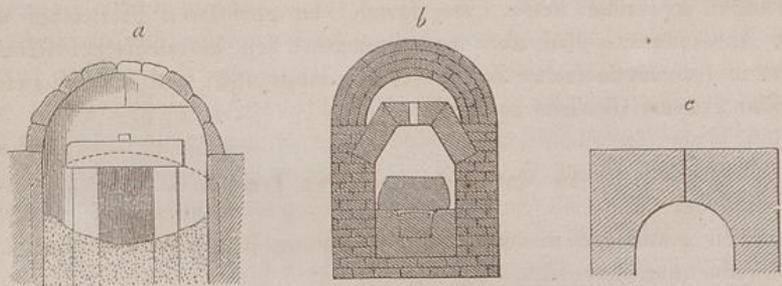
Während die Aegypter im Hochbau sich durchgängig flacher Decken bedienten, kommen in diesen unterirdischen Anlagen auch Gewölbe und zwar verschiedener Art vor, die näherer Betrachtung bedürfen. Zum grossen Theil sind diese Gewölbe nämlich von derselben unvollkommenen Art, wie wir sie in den ältesten Bauten Asiens und Griechenlands finden, also durch Ueberkrägung gebildet, so dass die Quadern schichtweis einfach ein wenig über einander vorgerückt und sodann in beliebiger Bogenform ausgeschnitten sind, bald im Halbkreis, bald auch in zugespitzter, bienenkorbähnlicher Gestalt, wie bei den griechischen Thesauren; bisweilen blieben auch die vorkragenden Theile stehen, so dass die Decke terrassenartig ansteigt. Auf letztere Art ist z. B. die grosse Halle in der Cheops-Pyramide von Gizeh gedeckt. Die primitivste Form des ausgeschnittenen Bogens zeigt uns der Tempel Sethos' I. zu Abydos (Fig. 54, c). Dort fungiren anstatt der vorkragenden Quaderschichten bloss zwei ungeheure Blöcke, welche in Viertelkreisform ausgemeisselt sind und so zusammen einen gewöhnlichen Rundbogen bilden ²⁾.

¹⁾ J. Fergusson, Handbook of Arch. 2. ed. (1859). Pag. 243.

²⁾ H. Brugsch, Reiseberichte 108. Nach Wilkinson, Manners III. 320 und J. Braun, a. a. O. I. 76 kommen dort auch Decken aus einem einzigen, im Halbkreis ausgemeisselten Blöcke vor:

Zum Theil aber sind es auch schon eigentliche, aus kleinen, in radialer Richtung aneinander gefügten Stücken construirte Wölbungen. Hier tritt jedoch ein merkwürdiger Unterschied ein. In Stein und im wirklichen, wenn auch noch mehr oder weniger unvollkommenen, Keilschnitt ausgeführte Gewölbe sind nur aus später, frühestens aus psammetischer Zeit nachgewiesen, und auch da nur in Felsengräbern oder ähnlichen Bauten, welche durch ihre Umgebung hinlänglich gefestigt sind, um einer sorgfältigen Construction des Gewölbes entzathen zu können. Schon das Gräberfeld von Memphis bietet dafür mehrere Beispiele. In dem unter Fig. 54 a dargestellten Grabe ist die hintere Kammer mit einem tonnenförmigen Keilsteingewölbe gedeckt, während der vordere etwas grössere Raum die punktirte flachbogige Bedachung

Fig. 54.



Aegyptische Bogenformen.

hat. In dem Grabe Fig. 54 b, welches nach seinem Entdecker den Namen Campbell's Grab führt, wölbt sich eine vierfache Bogenschicht über einem Dach aus drei zusammengefügtten Blöcken, deren mittlerer von einer Luftöffnung durchbohrt ist, gewissermaassen ein Anfang zur Bildung der Keilsteingewölbe. Abweichend ist die Deckenbildung in einem Grabe von Sakkara ¹⁾. Hier sind beide Felsenkammern, um das Herabstürzen des bröckeligen Gesteins zu hindern, mit langen, bretterartig zugeschnittenen Steinen ausgefütert, welche im Keilschnitt gefügt sind und ein Kreissegment von ungefähr acht Fuss Spannweite bilden.

Dagegen kommen gewölbte Decken in den aus Nielschlamm gebildeten Luftziegeln schon in uralter Zeit vor. Sie finden sich zunächst in den Gräbern des Pyramidenfeldes von Memphis, und begegnen uns dann auf den Wandbildern von Beni Hassan, sowie an verschiedenen Bauten aus der Blüthezeit des Reiches. Sie bestehen gewöhnlich aus

¹⁾ Wilkinson, Manners III. 262; Modern Egypt and Thebes I. 382.

zwei halbkreisförmigen Schichten von Ziegeln, welche bald aufrecht in radialer Stellung, bald der Länge nach zusammengefügt und mit Mörtel verbunden sind. Dürfte man diese Constructionen als Gewölbe im höheren Sinne des Wortes betrachten, so würde den Aegyptern die Priorität in dieser wichtigen Bautechnik auch vor den italischen Völkern zuzuschreiben sein, bei denen wir sie schon in ihrer Frühzeit vorkommend und freilich auch später in folgenreicher Entwicklung finden. Allein man darf nicht vergessen, dass es sich hier nur um ein dem unterirdischen Gange angefügtes, durch die Leichtigkeit und Zusammenhangsfähigkeit der Luftziegel begünstigtes gewölbähnliches Mauerwerk handelt, das auf ein volles Bewusstsein des statischen Wesens der Keilschnittwölbung noch nicht schliessen lässt. Hätte man die Bedeutung dieser Construction wirklich erkannt, so würde man sofort entdeckt haben, dass sie sich in Stein sehr viel besser und mit wichtigen Erfolgen anwenden liesse. Der Mangel an gewölbten Freibauten und die Anwendung selbst zu jenen Steingewölben unterirdischer Grotten erst in psammetichischer Zeit gestatten daher nicht, auf jene Ziegelgewölbe grosses Gewicht zu legen.

Anordnung der grösseren Tempel.

Wir gehen nun zur näheren Betrachtung der übrigen ägyptischen Gebäude über.

Die Anordnung der grösseren Tempel ist schon bei der Aufzählung der Monumente hin und wieder berührt. Bei einer grossen Mannigfaltigkeit der Formen sind doch die wesentlichen Theile wiederkehrend und einfach, wobei uns denn die Beschreibungen der griechischen Schriftsteller, welche diese Gebäude noch im Gebrauch fanden und von den Priestern in ihnen umhergeführt wurden, wohl zu Statten kommen. Besonders dienlich ist eine Beschreibung der Tempelbauten im Allgemeinen, welche der Geograph Strabo bei Gelegenheit des Tempels zu Heliopolis giebt.

„Die Anordnung, sagt er (XVII. 28. S. 805) verhält sich so. Vor dem Eintritte in den geweihten Raum ist ein mit Steinen gepflasterter Weg. Zur Rechten und Linken dieses Weges sind aus Stein gehauene Sphinxen aufgestellt. Nach den Sphinxen kommt ein grossartiges Vorthor (Propylon) und weiterhin ein zweites und dann noch ein anderes. Doch ist weder die Zahl der Sphinxen noch der Thore bestimmt, sondern solches richtet sich nach der Breite und Länge der Gänge. Nach den Thoren kommt der Tempelbau (Naos), der einen grossen und merkwürdigen Vortempel (Pronaos) und ein mässig grosses

„Heiligthum (Sekos) hat. Von dem Vortempel rechts und links ziehen „sich die sogenannten Flügel (*τὰ λεγόμενα πτερὰ*) hin, welche in „zwei Mauern bestehen, so hoch wie der Tempel. Hinten stehen sie „wenig mehr als die Breite der Eingangsschwelle des Tempels von „einander ab, dann aber je mehr man vorwärts geht, desto mehr weichen sie „auseinander. An diesen Mauern sind Bilder in kolossaler Grösse ein- „gehauen, im Styl ähnlich den tyrrhenischen und altionischen Werken. „Auch ist da, wie zu Memphis, ein vielsäuliger Raum, ein fremdartiger „Bau, denn ausser den vielen und sehr starken Säulen, die in mehreren „Reihen aufgestellt sind, nimmt man nichts Schönes und Gezieretes wahr, „das Ganze erscheint gleichsam als eitel Werk“¹⁾.

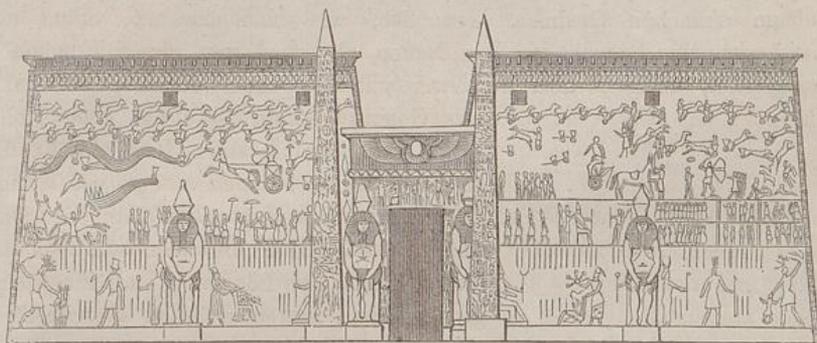
So weit die Beschreibung Strabo's, die, obgleich sie manches Einzelne nicht erwähnt, dennoch im Ganzen deutlicher ist als die meisten Schilderungen der Alten, und uns eine erwünschte Sicherheit für die aus der Localität entnommenen Vermuthungen gewährt.

Der geweihte Raum bezeichnet ohne Zweifel die ganze Fläche, auf welcher neben dem eigentlichen Tempel die Priesterwohnungen standen, und die wir häufig noch in der Umwallung von Backsteinen, welche die Tempel in grösserem Umfange einschliesst, erkennen. Gewöhnlich also begannen erst innerhalb dieser äusseren Mauer die feierlichen Gänge. Wir sahen indessen schon in Theben, dass die Sphinxalleen sich nicht auf dieses eigentliche Tempelgebiet beschränkten, sondern über weite Strecken, wie dort von Luxor nach Karnak, feierliche Processionsstrassen bildeten. Nach den Sphinxen kommt ein grossartiges Vorthor. Auch dieses finden wir in vielen Fällen. Es besteht bloss aus senkrechten Thürpfosten mit einem Balken und darüber einem hohlen und ziemlich weit ausladenden Gesimse, von der bei allen ägyptischen Gebäuden üblichen Form, die wir unten noch näher betrachten werden. An diesem Gesimse ist jedesmal das Zeichen angebracht, welches sich auch im Inneren des Tempels über jeder Thür befindet,

¹⁾ Die Auslegung dieser Stelle ist nicht ausser Zweifel. Soviel scheint jedoch gegenwärtig festzustehen, dass die *πτερὰ* nicht identisch mit den Pylonen sind, wie mit Hirt, Gesch. d. Bauk. I. 28 ff. und O. Müller, Handb. d. Archäol. § 220 in der ersten Auflage dieses Buches angenommen war. Schon die französischen Architekten, Descr. de l'Eg. Antq. II. 569 ff. hatten richtig erkannt, dass die Pylonen vielmehr in dem *προπύλον μέγα* des Strabo zu suchen seien. Für die *πτερὰ* ergiebt sich dagegen aus dem Zusammenhang der Stelle und aus der sonstigen Bedeutung des Ausdrucks die doppelte, mit Rückmauern versehene und bedeckte Halle, welche rechts und links von den Höfen sich erstreckt. Vgl. darüber namentlich K. Bötticher, Tektonik d. Hell. Bd. I. Exkurs 4. S. 55 ff.; O. Jahn, Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 1850. Heft 2. S. 126; und K. B. Stark's Recension der 3. Aufl. von Müller's Handb. d. Archäol., in der Zeitschrift f. d. Alterthumswiss. 1852. S. 76 ff.

die Sonnenscheibe mit einem breiten Flügel auf jeder Seite, ohne Zweifel eine religiöse Weihung oder Segnung des Eingangs. Die Thürpfosten sind mit Sculpturen in kleineren Dimensionen und mehreren Abtheilungen, gewöhnlich Opfer oder Weihungen enthaltend, verziert. Diese Thore sind ganz freistehend, und bezwecken bloss eine ernste Zierde der zum Tempel führenden Strasse, sie können sich daher auch wiederholen, wenn der Raum es gestattet. Diese Strassen von Sphinxen und Thoren führt uns auf die eigentlichen Tempelgebäude, und zwar zunächst auf ein Eingangsthor von höchst imponirender, eigenthümlicher Structur, welches nicht bloss die vorhergegangenen frei stehenden Thore weit überragt, sondern auch überhaupt der höchste Theil des Gebäudes ist. Nach dem Vorgange der Verfasser des grossen französischen Werkes hat man für diese eigenthümlichen Thore den Namen des, oder auch im Plural der, Pylonen adoptirt, ein griechisches Wort, welches die Nebenbedeutung des Grossen wohl gestattet. Diese Pylonen (Fig. 55) bestehen stets aus drei sich augenscheinlich trennenden

Fig. 55.



Vorderansicht der Pylonen.

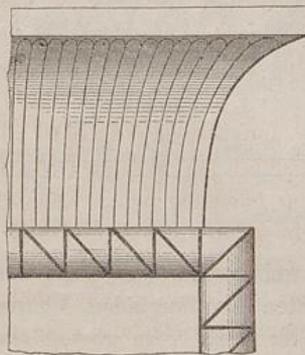
Theilen, einer Thüre in der Mitte zwischen zwei thurmartigen Gebäuden. Jedes dieser beiden ist in seinen Fundamenten ein längliches Viereck von sehr geringer Tiefe im Verhältniss zu der nach vorn gewendeten Breite. Die Mauern sind, und zwar auf allen vier Seiten, abschüssig, so dass das Ganze, wenn man will, pyramidalisch zuläuft und der obere Theil kleiner ist als die Basis des Gebäudes, wenn auch bei der geringen Neigung der Seitenwände nicht viel kleiner. Nach unseren Begriffen sehen sie festungsartig aus, da wir Mauern dieser Art nicht leicht anders als bei Befestigungen kennen.

Die Böschung der beiden Gebäude bringt es mit sich, dass

sie unten wenig von einander abstehen, dann aber je mehr sie steigen, desto mehr auseinander weichen. Die Gestalt der Thüre selbst wird dadurch insofern bedingt, als diese durch die senkrechte Linie ihrer Pfosten etwas von dem Fusse der schrägen Pylonenmauer abschneidet oder bedeckt, und mit ihrem oberen Theile und Gesimse vor den zurückweichenden Mauern derselben vorspringt. Die Höhe der Pylonenthürme erreicht in den meisten Fällen noch nicht einmal die Breite des einen beider Thürme ¹⁾, und hat also weniger als die Hälfte der Breite des ganzen Vorbaues. Man sieht, dass an eine pyramidalische Form nicht zu denken ist.

Die Grösse dieser Dimensionen richtet sich nach der Grösse der ganzen Anlage, und ist daher sehr verschieden; in Theben selbst ist an dem grossen Tempel in Karnak die Höhe 134 Fuss, an dem Tempel zu Luxor nur 73, und an dem zu Medinet-Habu nur 66 Fuss. An anderen Orten findet man sie noch kleiner; der Tempel von Sebuia in Nubien hat nur 35 Fuss Höhe. Die architektonische Verzierung dieser Pylonenthürme ist sehr einfach, und keine andere als die, welche alle äusseren Wände haben. Sie bestehen nur aus einer glatten Mauer und einem einfachen Gesimse. Jene ist, wie schon erwähnt, etwas abschüssig, und sowohl an den Ecken als oben von einem Rundstabe eingefasst, übrigens aber durchweg mit farbigem Bildwerk geschmückt.

Fig. 56.



Aegyptische Gesimsform.

Das Gesims besteht bloss aus einer Hohlkehle, von ziemlich starker Ausladung, die an ihrem Rande bloss durch eine geradlinige Deckplatte abgeschnitten ist (Fig. 56). Man sieht, beide Theile ergänzen sich; da die Mauer durch ihre Böschung nach innen eingezogen ist, so bedurfte es einer freien, elastischen Rückbewegung zur Herstellung des Gleichmaasses. Die Bedachung der Pylonen ist, wie die aller ägyptischen Gebäude, eine völlig gerade, die regenlose Gegend kannte das Bedürfniss schräger Dächer nicht. Auch aus diesem Grunde musste das Karnies, da es nichts zu tragen hat, die freie und weiche Rundung

¹⁾ Z. B. der vordere grosse Pylon des Tempels von Karnak hat 134 Fuss Höhe bei 164 Fuss Breite, der von Medinet-Habu 66 Fuss Höhe bei etwa 90 Fuss Breite. In Edfu, Kalabschah, Dendur sind beide Dimensionen gleich (96—50—40). Der Palast von Gurnah hat bei einer Breite von nicht mehr als 72 Fuss eine Höhe von 90 Fuss, und macht also eine Ausnahme, indessen ist die ganze Structur dieses Gebäudes eine ungewöhnliche.

erhalten. Die Pylonenthürme enthalten meistens mehrere, jedoch gewöhnlich unbeleuchtete Zimmer, zu welchen man durch eine kleine unverzierte Thür vom Hofe her auf einer schmalen, mittelst kleiner Luken spärlich beleuchteten Treppe gelangt, und deren Bestimmung ungewiss ist. Man hat vermuthet, dass diese thurmartigen Gebäude, als die höchsten Theile des Tempels, zu den astronomischen Beobachtungen der Priester dienten. Jedenfalls aber war nicht dies, sondern nur die imposante Gestaltung des Einganges ihre wesentlichste Bestimmung. Hierzu dienten denn manche Ausschmückungen, theils bleibende, theils solche, welche nur bei festlichen Gelegenheiten angewendet wurden. Zu jenen gehörten die kolossalen sitzenden oder stehenden Statuen und die Obelisken. An dem Tempel in Luxor war, wie wir sahen, beides verbunden; erst zwei Obelisken, dann vier sitzende Kolosse. Ein besonderer Festschmuck bestand in grossen Mastbäumen mit Fähnlein, welche an den Pylonen prangten. Wir sehen sie in diesem Schmuck auf den Bildwerken dargestellt und an den meisten Pylonen sind die durch die ganze Mauer durchlaufenden, zur Aufnahme dieser Bäume bestimmten Oeffnungen entdeckt ¹⁾. Die Tiefe der Pylonen ist, wie erwähnt, sehr gering, sie erreicht höchstens ein Drittel der Breite eines beider Flügelbauten. Man sieht daran deutlich, dass es sich nur um eine Pforte, nicht um ein Gebäude von selbstständiger Bestimmung handelte. Die Breite dagegen ist überall grösser als die aller dahinter gelegenen Constructionen, und springt etwas über die anstossende Mauer vor. Dieser Vorsprung gleicht in einem Falle nämlich bei dem Tempel zu Edfu, der Tiefe des Pylonen, in allen anderen ist er sehr viel geringer.

An den Pylon schliesst sich gewöhnlich ein offener Säulenhof an, in seltenen Fällen steht er mit einem bedeckten vielsäuligen Raume in unmittelbarer Verbindung. Die Säulenreihen befinden sich entweder nur an beiden Seitenwänden des Hofes, wie an dem grossen Hofe des Palastes von Karnak und an dem ersten Hofe in den beiden grossen Monumenten von Medinet-Habu, oder auf allen vier Seiten, oder auch, wenn der Hof unmittelbar und ohne Trennung an den vielsäuligen Raum stösst, und also auf dieser Seite schon eine Säulenconstruction hat, nur auf drei Seiten. Einige Mal sind die Säulenreihen verdoppelt, in Luxor und in den beiden Grabtempeln auf der Westseite von Theben, in dem einen derselben (Fig. 48) zieht sich die doppelte Säulenreihe jedoch nur auf einer Seite des Hofes hin. Von der Gestalt der Säulen wird

¹⁾ Vgl. Descr. de l'Eg. Ant. Tom. II. S. 412, 525 und Vol. III Pl. 57. Pl. 41. Fig. 9.

nachher besonders gesprochen werden; hier nur so viel, dass sie auf ihrem Kapital einen Würfel von geringerer Dicke tragen, auf welchem die Steinbalken aufliegen, welche die Säulen unter einander und mit der benachbarten Mauer verbinden und die Decke der Säulenhalle tragen. Die Verbindungsbalken bilden einen Architrav, der jedoch, was bemerkenswerth ist, keine architektonische Begrenzung hat, die Deckbalken aber springen als Gesimse vor, welches, wie bei den Pylonen, von einem Rundstabe eingefasst und als Hohlkehle gestaltet ist. Die Entfernung der Säulen ist verschieden, meistens ungefähr andert-halb, selten bis zwei Durchmesser der unteren Säulendicke.

Der Hof ist wahrscheinlich immer regelmässig gepflastert gewesen, und zwar so, dass der Weg, welchen die Besuchenden zu nehmen hatten, kenntlich war. An mehreren Tempeln hat man diesen Weg entdeckt und gefunden, dass er sich nach dem Inneren des Tempels zu etwas hob. In dem grossen Hofe von Karnak bezeichnen noch zwei Säulenreihen, welche niemals Gebälk getragen zu haben scheinen, diesen Weg, jedoch so, dass sie nur den mittleren Theil desselben, nicht Anfang und Ende umgeben ¹⁾. In Luxor ist zwischen dem ersten und zweiten Hofe ein ähnlicher Gang, welcher die verschiedenen Axen beider Theile des Gebäudes verbindet. Dieser Hof ist es offenbar, den Strabo als Vortempel bezeichnet. Wenn man ihn durchschritten hat, gelangt man niemals sogleich in das innerste Heiligthum, sondern stets in andere vorbereitende Räume, den vielsäuligen Raum und zwei oder drei Vorsäle, die aber alle wesentlichlicher waren, als der Hof, denn wir finden Tempel von ziemlich bedeutender Grösse, denen die Höfe fehlen, aber keinen, zu welchem nicht ein vielsäuliger Raum führte.

Dieser vielsäulige Raum (vgl. Fig. 48, f) ist so breit, dass er den Platz zwischen den Säulenhallen auf beiden Seiten des Hofes einnimmt, mithin etwas schmaler als die Breite zwischen den Seitenwänden des Hofes, und besteht aus drei oder vier ²⁾ aufeinander folgenden Säulenreihen, welche die Decke tragen. Im Inneren dieser Halle stehen die Säulen frei, die dem Hofe zugekehrte Reihe ist aber durch kleine Mauern, welche etwa die halbe Höhe der Säulen haben, geschlossen. Die mittleren Säulen — denn die Zahl ist natürlich stets ³⁾ eine gerade —

¹⁾ Semper, Der Stil I. 418 bezeichnet diese „Triumphsäulen“ als „Baldachinträger“, welche den Weg der Prozession andeuten, „die unter dem Schatten der von ihnen getragenen Schutzdecken dahinzieht.“

²⁾ Die Halle des Palastes in Karnak hat sehr viel mehr, ist aber auch nach aussen durch einen besonderen Pylon verschlossen und trägt überhaupt einen abweichenden Charakter.

³⁾ Mit alleiniger und ebenso natürlicher Ausnahme des Doppeltempels von Ombos.

stehen in grösserer Entfernung von einander als die übrigen, und sind nach dem Hofe zu nicht durch eine Mauer, sondern durch ein Thor verbunden. Gewöhnlich sind diese Säulen des Mittelganges der Halle grösser als die übrigen, damit durch die Seitenöffnungen ihrer höheren Decke Licht falle ¹⁾).

Aus dem vielsäuligen Raume kommt man in eine stets viel schmalere, zuweilen ebenfalls vielsäulige, öfter nur mit einer Reihe Säulen auf jeder Seite versehene Vorhalle, demnächst in einen oder zwei Vorsäle ohne Säulen und dann erst in das innerste Heiligthum, welches immer klein und unbeleuchtet, nur durch diese eine Eingangsthür zugänglich ist, und niemals oder doch höchst selten eine Stelle für die Bildsäule eines Gottes enthält. Nicht selten ist dieses Allerheiligste in einem Stücke aus dem Felsen gemeisselt (ein Monolith), ein Luxus der Arbeit und des Transportes, der selbst für Aegypten sehr gross ist, aber auch eine recht gediegene Weise, um die geheimnissvolle Abgeschlossenheit und die verborgene Würde dieser heiligsten Stelle auszusprechen. Neben und hinter diesem Heiligthume sind wiederum mehrere Kammern, in die man nur aus den Vorsälen gelangen kann, ohne Zweifel für die Aufbewahrung von Geräthschaften und den Aufenthalt dienstthuender Priester bestimmt. Der ganze hintere Raum ist mit einer gemeinschaftlichen Mauer umgeben, entweder in der Fortsetzung der äusseren Mauer des vielsäuligen Raumes oder, was gewöhnlicher, etwas zurücktretend von derselben. Bei dem Ammontempel in Karnak und dem Tempel in Edfu umgibt ausserdem noch eine äussere Mauer von der Breite des grossen Vorhofes jene innere und bildet dadurch einen schmalen umherlaufenden Hofraum oder unbedeckten Gang.

Wir übersehen jetzt die Anordnung des Tempels und können das Gefühl, das sich darin ausspricht, verstehen. Er ist, ich möchte sagen, ganz Prozession, ganz Wallfahrt, durchweg auf die Erweckung und Verstärkung der andächtigen, staunenden, ehrfurchtsvollen Stimmung, auf Ernst und Schweigen berechnet, womit das Volk oder die Priester, jeder so weit es ihm gebührt, den heiligen Stellen nahen sollten. Alle Wege sind gewiesen, keine Abweichung gestattet, kein Irren möglich. Zwischen den Reihen heiliger Thiere, zwischen den Thoren wandeln wir ehrfurchtsvoll hindurch. Weit, hoch und mächtig zeigt sich die Pforte, gewaltig wie die Wirkungen des Gottes auf die Welt, wie die Erscheinungen, welche zuerst die rohen Völker bewegen, ihre Kniee vor den noch unbekanntten Mächten zu beugen. Wer durch diese erste

¹⁾ In der Säulenhalle des Tempels zu Edfu sind in der Decke selbst runde Lichtöffnungen.

Pforte eingegangen, athmet wieder freier; ein weiter Hof nimmt ihn auf, heitere Säulen, in reichen mannigfachen Formen mit Pflanzenfülle umgeben ihn. Auch hier ist der Weg bezeichnet, der weiter in das Innere führt, sanft aufwärts gehend; die Seitenwände nähern, die Höfe senken, der Boden hebt sich, alles strebt nach einem Ziele ¹⁾. Nun kommt aber eine zweite Schranke; der vielsäulige Raum, welcher schon mehr dem Inneren angehört, ist zwar soweit geöffnet, dass wir in seine dichte, schattige Fülle und Pracht hineinblicken können, aber der Eintritt selbst ist nicht auf allen Stellen willkürlich verstattet. Die Zwischenräume der Säulen sind geschlossen, nur ein Weg in der Mitte ist geblieben. So gehen wir weiter, nun schon der Zerstreung des freien Himmels entzogen, von dem Ernst des Baues, von der Heiligkeit der Bildwerke eng umgeben. So umschliessen uns die geweihten Wände immer näher, bis endlich nur der priesterliche Fuss das einsame, tönende Gemach des Gottes selbst betritt.

Wir sehen, das Ganze hat den Ausdruck des feierlichen Ernstes, der ehrfurchtvollen Annäherung, des priesterlichen Geheimnisses. Erst vorbereitend, Erwartung erregend, dann imponirend, endlich in wohlberechneter Steigerung mehr und mehr in das mystische Dunkel zur innersten Stätte der Weihung und Anbetung einführend.

Diese Anordnung der grösseren Tempel können wir als die Regel betrachten, und an mehreren der erhaltenen Monumente finden wir auch diese und nur diese Theile vor. Ein Musterbild giebt der neuerdings vollständig aufgegrabene Tempel von Edfu, welcher auch durch die höchst einfachen, absichtlichen Zahlenverhältnisse seiner Theile eine besonders überlegte Regelmässigkeit zeigt ²⁾. Das Eigenthümliche dieser Anordnung besteht aber darin, dass sie nicht geschlossen ist, sondern stets Vergrösserung, verträgt. Der Tempel kann ohne Pylonen und Vorhof sein und mit dem vielsäuligen Raum beginnen; er kann aber auch, nachdem er solche Propyläen erhalten hat, nicht bloss durch Sphinxalleen und Vorthore, sondern ausserdem durch vermehrte Vorhöfe und Pylonen vergrössert werden, entweder so, dass man diese dem früheren Eingange vorsetzt, oder dass man auch von einer anderen Seite her Zugänge einrichtet. So erzählt Herodot von einem Tempel

¹⁾ Wie wesentlich den Aegyptern das Abnehmen der Höhe von vorn nach hinten zu erschien, zeigt besonders der übrigens sehr abweichende Tempel von Erment (Hermionthis), welcher keine Pylonen, sondern bloss einen Vorhof von frei stehenden Säulen hat, von welchen aber die vorderen grösser sind als die hinteren.

²⁾ Vgl. Jomard, Exposition du système métrique des anciens Egyptiens in der *Descr. de l'Ég. Ant.* Tom. VII. P. 89.

zu Memphis, an welchem mehrere Könige von verschiedenen Himmels-
gegenden her Propyläen bauten, so finden wir noch in Karnak und
in dem oben betrachteten Grabtempel (Fig. 48) einen Seiteneingang.
Der Tempel hat daher kein gegebenes Maass, sondern ist unendlicher
Ausdehnung fähig.

Details.

Wir haben jetzt einen neuen Standpunkt gewonnen, um die zuerst
auffallende Eigenthümlichkeit der ägyptischen Architektur, die schräg-
gerichteten Aussenwände, zu verstehen. Auch sie dienen mit
dazu, um die feste Abgeschlossenheit des Tempels auszusprechen. Am
deutlichsten fühlen wir dies an solchen Stellen, wo diese schrägen
Aussenlinien zugleich mit den senkrechten Linien des Inneren sichtbar
sind, besonders an der Vorderseite des vielseitigen Raumes. Während
hier der mittlere Theil der Decke von runden Säulen getragen wird,
treten auf beiden Seiten die Mauern, gleichsam im Durchschnitt, als
Stirnpfeiler vor, und wir sehen an ihnen die schräge Linie des Aeussen-
ren mit der senkrechten Linie des Inneren zugleich, und da diese letztere
sich auch in den Säulen wiederholt, so wird es recht augenscheinlich,
wie jene Böschung das äusserlich haltende, ab- und zusammenschliessende
Princip ist.

Das Aeussere an sich, da es überall nur aus diesen schrägen
Wänden und dem stets gleichbleibenden Gesimse besteht, ist höchst
einförmig, im Vergleich mit dem Baustyle der meisten anderen Völker
selbst schwerfällig. Weder Säulen noch Fensteröffnungen noch irgend
andere senkrechte oder horizontale Glieder unterbrechen die einfachen
Linien der Mauerböschung und des Gesimses. Aber eben diese ein-
fachen Linien und die grandiose Festigkeit der gleichsam in den Boden
sich eingrabenden schrägen Mauern geben dieser Architektur ein ernstes,
grossartiges, imponirendes Ansehen. Es steht dies in Verbindung mit
der Einförmigkeit der ägyptischen Natur, die immer wieder die breiten
Bergzüge mit gerader Krönung, die Ebene des Thals und den stets
gleichbleibenden Palmbaum zeigt, dessen zwar schlanker und edler
Stamm weder die Mannigfaltigkeit vielfacher Zweige noch die wechselnden
Laubmassen unserer nördlichen Holzarten kennt.

Diese einfachen Wände sind zwar keineswegs ohne Schmuck, viel-
mehr sind sie reich mit einer in hellen Farben bemalten Sculptur be-
deckt. Allein diese schliesst sich nicht wesentlich an die Architektur
an, sondern ist selbstständig und spielt gleichsam auf den grossen

Wänden umher ¹⁾). So sehr die ägyptische Kunst kolossale Formen liebte, so war doch die Fläche dieser Wände zu gross, um Gestalten, welche sie ganz ausfüllten, darauf zu bilden. Es sind daher stets mehrere Reihen und zwar bei höheren Mauern, namentlich bei den Pylonen, mit einer natürlichen architektonischen Rücksicht unten grössere, oben kleinere. Diese Reihen sind meistens durch Linien oder durch eine Andeutung des Bodens getrennt, aber sie bleiben sich nicht immer auf der ganzen Breite der Wand gleich, sondern ihre Ordnung ist nur ungefähr beobachtet, und übrigens wechseln grössere und kleinere Gruppen von ruhigerer oder bewegter Haltung über und neben einander, mit ihren Menschenmassen, mit Pferden und Kriegswagen und was sie sonst darstellen, wie in der Luft schwebend.

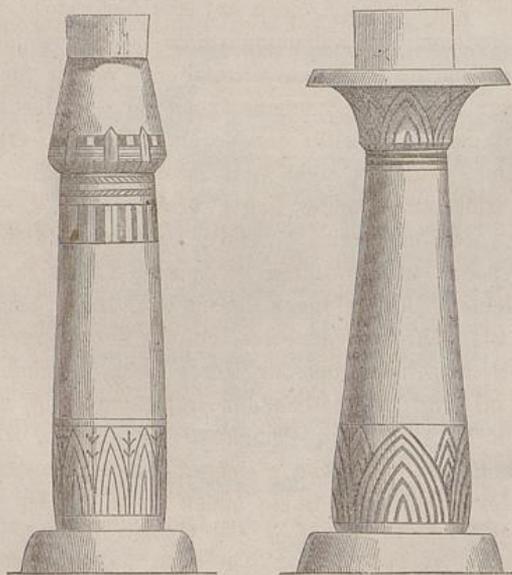
Im Inneren entwickelt sich dagegen ein grosser Reichthum auch des architektonischen Elementes, besonders an den Säulen. Die Form der Säulen ist höchst verschieden, sie schliesst sich überall unverkennbar an Pflanzenformen an, und es ist merkwürdig, dass sich diese Verschiedenheit durchaus nicht, wie in den Baustylen anderer Nationen, auf bestimmte Regeln zurückführen lässt, weder auf scharf geschiedene Säulenordnungen, wie bei den Griechen, noch auf eine historische, nach dem Geiste der verschiedenen Entwicklungsstufen sich ausbildende Folge verschiedener Säulenarten, wie im Mittelalter. Weder für das Verhältniss der Dicke zur Höhe des Stammes, noch für das der Höhe des Kapitälts und des Stammes, noch für die Verjüngung des letzteren bestand irgend eine Regel. Nur das steht fest, dass dem Stamme eine runde cylindrische Gestalt zu Grunde liegt; übrigens ist derselbe zuweilen glatt und nur oben und unten verziert, gewöhnlich aber mit Bildwerk und Hieroglyphen, welche durch horizontale Linien in mehrere grössere oder kleinere Abtheilungen gesondert sind, bedeckt. Nicht selten besteht er aus mehreren verticalen, convex hervortretenden, durch senkrechte Einschnitte von einander gesonderten Streifen, so dass er, wie bei Fig. 50 (vgl. namentlich den Durchschnitt b), einem Bündel von kräftigen Rohrstäben oder Pflanzenstielen gleicht, welche dann durch mehrere horizontale Bänder gleichsam zusammengehalten sind. Die Cannelüren der griechischen Säule haben ihren Namen ebenfalls von Rohrstäben, aber sie entsprechen der Gestalt derselben im umgekehrten Sinne, indem die hohle (concave) Seite nach aussen gekehrt ist ²⁾. Sie tragen hiedurch dazu bei, die concentrirende innere

¹⁾ Semper a. a. O. I. 423 bezeichnet die ägyptische Tempelwand geistreich als „mächtige Schreiftafel“ für die Züge der Hieroglyphen.

²⁾ Es ist hier nur von den eigentlichen Pflanzensäulen der Aegypter die Rede; die

Kraft des Säulenstammes anschaulich zu machen. Hier dagegen erinnern sie nur an eine volle schwellende Pflanze. Der griechische Säulenstamm kennt ferner keine andere Verzierung, als diese senkrechte Cannelirung, weil der Begriff des Tragens, also die senkrechte Richtung, ausschliesslich festgehalten ist. Hier dagegen haben die Säulen stets auch horizontale Abtheilungen und Bänder. Die Verjüngung ist manchmal sehr stark und kegelförmig, meistens höchst gering oder gar nicht vorhanden (Fig. 57). Die Höhe des Säulenschaftes ist einige Male nur das Dreifache des Durchmesser der unteren Säulendicke, häufiger beträgt sie vier bis vier ein halb und noch mehr, einige Male selbst bis fünf ein halb. Der Säulenstamm ruht fast immer auf einer Basis, die aber nur aus einer einfachen, bald mehr bald weniger starken, kreisrunden Scheibe (Plinthe) besteht, manchmal oben etwas abgerundet, seltener auch zugleich von unten, als eine Art Pfahl. Ueber die Ausladung dieses Grundsteines findet sich ebenfalls kein Gesetz, sie ist mehr oder

Fig. 57.



Aegyptische Säulenformen.

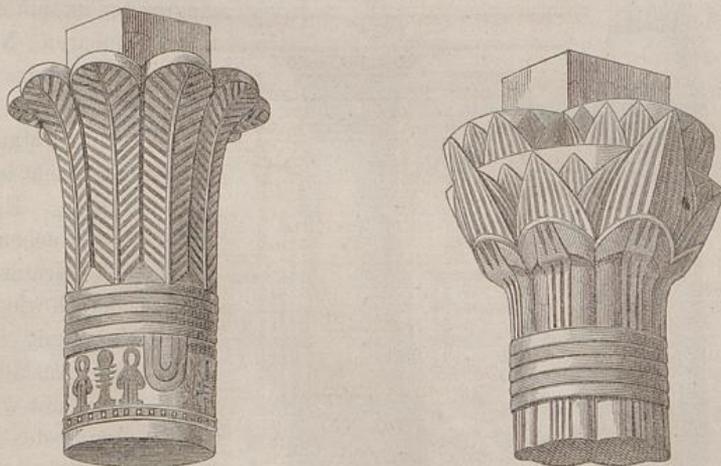
weniger stark. Eigenthümlich ist es, dass häufig der Säulenstamm an seinem Fusse etwas eingezogen ist, mit einer unverkennbaren Nachahmung des Stieles saftiger Pflanzen.

Die höchste Mannigfaltigkeit herrscht in den Kapitälern. Einige und zwar die schönsten haben die Kraterform und erscheinen wie Blumenglocken mit ziemlich starker Ausladung, wo sie dann mit weiterer Benutzung des Vorbildes der Blume theils flach anliegende Blätter und einen rund umherlaufenden Ueberfall, theils wirklich vortretende Blätter in

vertiefte Cannelirung der sogenannten Pfeilersäulen (colonnes-piliers) wird weiter unten besonders besprochen.

mehreren Reihen haben (Fig. 57). Am unteren Theile des Kapitäls ist dabei oft eine Verzierung von in einander geschobenen Dreiecken, ähnlich der Blätterscheide, aus welcher der Keim der Pflanze hervorsprosst. Auch am Fusse des Säulenschaftes findet sich oft dieselbe Verzierung, offenbar in gleicher Bedeutung. Andere Kapitäle geben eine Nachahmung der ungeöffneten Knospe oder Samenkapsel, indem sie unten, wo sie auf dem Stamme aufliegen, üppig schwellend hervortreten, und nach oben zu abnehmen: eine architektonisch unzweckmässige und wunderliche Form, welche sich nur aus der Neigung zur Nachahmung der Pflanzennatur in höchst vergrössertem Maassstabe erklären lässt. Diese Form des Kapitäls findet sich oft da, wo auch der Säulenschaft einem Rohrbündel gleicht, und sind dann auch am Kapitäl die einzelnen Pflanzenschäfte bezeichnet. In anderen Fällen ist aber auch dieses Kapitäl mit horizontalen Abtheilungen und hieroglyphischen oder bildlichen Verzierungen versehen. Bei den Säulen beider Art, mit ausladenden oder eingezogenen Kapitälern, liegt das Vorbild des Lotos

Fig. 58.



Aegyptische Kapitäle.

zum Grunde, ohne Zweifel aus Rücksicht auf eine symbolische Bedeutung dieser heiligen Pflanze. Dies bestätigen auch einige Basreliefs, auf denen wir kleine Gebäude dargestellt sehen, welche von wirklichen Lotosblumen, und zwar im natürlichen Verhältnisse der Dicke des

Stammes, wie von Säulen getragen werden. Es war daher diese Beziehung etwas durchaus Bewusstes. Auch findet sich häufig am unteren Theile der Wände unter den Reliefs eine aus einer Reihe aufrechtstehender Lotospflanzen bestehende Verzierung, was eine ähnliche Gedankenverbindung vorauszusetzen scheint.

In anderen Fällen sind die Säulen Nachahmungen des Palmbaumes (Fig. 58, links), indem sie einen schlanken glatten Stamm, einen Säulenhals von mehreren Ringen und dann, ohne ein architektonisch absonderndes Glied, am Kapitale die zierliche Form der Palmblätter zeigen. Diese Kapitäle sind im Verhältniss zu dem Stamme etwas grösser als die übrigen, was, da sie nicht körperlich vortreten, sondern mit dem Stamme in einer Linie bleiben, dazu beiträgt, die ganze Säule schlanker erscheinen zu lassen. Wieder andere Säulen mit kolbenförmigem Schaft erinnern an den schwellenden Wuchs der Papyrusstauden, deren Blütenkelch sehr häufig auch den Schmuck der Kapitäle bilden hilft. Oft kommt es vor, dass der Körper des Kelchs nicht einfach rund bleibt, sondern dass sich an den Kern verschiedene Auswüchse, halben Kelchen ähn-

Fig. 59.



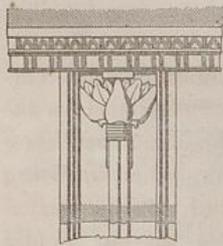
Hathortempel von Dendera.

lich, ansetzen, zwischen denen dann wiederum Bündel von Blättern oder Halmen emporszuspriessen pflegen (Fig. 58, rechts). Diese reichere Form war namentlich in der Epoche der Ptolemäerherrschaft beliebt. Die römische Zeit combinirte sogar den Papyruskelch mit Akanthus und

Geisblattornamenten. In einigen Tempeln haben die Säulen statt des Kapitales das Gesicht einer weiblichen Göttin, der Hathor, mit einer herabfallenden priesterlichen Haube, und auf dem Kopfe einen Tempel tragend. Das Gesicht wiederholt sich dabei auf vier Seiten des runden Stammes. Ohne Zweifel hatte es stets Beziehung auf die Gottheit des Tempels, wie dies bei dem bedeutendsten Beispiele, dem Tempel der Hathor zu Dendera (Fig. 59), bekannt ist.

Wie bereits oben bemerkt, finden sich auch runde Säulen mit Cannelirungen einige Male, meistens in Grottenbauten, doch bisweilen auch in freistehenden Gebäuden, namentlich in kleinen Gemächern. Man würde sie bei der entschiedenen Abweichung dieser Form von der ägyptischen einer späteren Zeit und der Nachahmung griechischer Vorbilder zuschreiben, wenn nicht ihre Verbindung mit den alten Monumenten und mit Inschriften, in welchen die Namen uralter Könige gelesen werden, dies ausschliesse. Viereckige Pfeiler sind namentlich in den Grabhöhlen nicht selten. Sie tragen die lastende Felsendecke bald mit bald ohne Vermittelung eines Abacus und sind häufig an ihrem unteren Ende sockelartig verstärkt.

Fig. 60.



Pfeiler und Gebälk aus einem Grabe von Zauiet el Meitin.

Schon die Frühepoche der sechsten Dynastie leiht dem Pfeiler dann auch einen zierlichen Schmuck. Auf dem nebenstehend (Fig. 60) abgebildeten Beispiel aus einem Grabe von Zauiet el Meitin bemerkt man in feiner Umrahmung ein Paar schlanker, bänderumwundener Pflanzschäftchen, aus denen oben ein völlig aufgeblühter Blumenkelch emporsteigt. Auf der Spitze des Kelches balancirt eine kleine Platte, gleichsam als Vertreterin des Abacus, worauf dann das mit Stäben und Bändern verzierte Gebälk lagert. Diese Verbindung des Pfeilers mit der Pflanzendecoration scheint jedoch künstlerisch ohne weitere Folgen geblieben zu sein, wengleich dasselbe Motiv uns vereinzelt auch anderwärts begegnet, z. B. an zwei Granitpfeilern des grossen Tempels von Karnak ¹⁾. In freistehenden Gebäuden kommen viereckige Pfeiler dagegen sehr häufig in Verbindung mit Kolossalstatuen vor, wo dann an Stelle der Säule der Pfeiler die Decke trägt und die Statue zwar durch den Rücken damit verbunden, aber mit freiem Haupte dasteht, ohne etwas zu tragen, also im wesentlichen Unterschiede von den Atlanten oder Karyatiden der griechisch-römischen Architektur, welche selbsttragend sind. Diese einfache viereckige Pfei-

¹⁾ Descr. de l'Eg., Antq. III. Pl. 30; Lepsius, Dkm. Bd. II. Taf. 80.

lerform erfuhr nun aber zunächst durch Abkantung der Ecken eine Umwandlung in den achtseitigen und sechzehnseitigen Pfeiler, wie er sich theils in den Grabgrotten von Beni Hassan, theils aber auch in Tempeln, z. B. in den ältesten Theilen des grossen Tempels zu Karnak und in einem kleinen Heiligthume nächst dem sogenannten Pavillon in Theben, vertreten findet. Aber auch bei dieser blossen Abkantung des Schaftes blieb man nicht stehen. Die Seitenflächen wurden rinnenartig ausgehöhlt (cannelirt), und zwar sind diese Cannelüren entweder platt und flach eingetieft, wie an der Tempelruine von Amada, oder, wie zu Beni Hassan, Kalabscheh und in der südlichen Ruinengruppe von Karnak, in einer kräftigen Segmentform ausgehöhlt, so dass der Schaft von einem lebendigen Wechsel von Licht und Schatten umspielt wird und sich der völlig entwickelten dorischen Säule bedeutend nähert. Man hat denn auch auf diese ägyptischen Pfeilersäulen von jeher ein grosses Gewicht gelegt und in ihnen eine ältere Form als in den gewöhnlichen pflanzenähnlichen Säulen erblicken wollen. Champollion ¹⁾ gab ihnen den Namen protodorische und hielt sie für das Vorbild der dorischen Säule der Griechen, bei denen er überhaupt eine slavische Nachahmung der Aegypter annehmen wollte. Letzteres hat nun freilich schon längst seine Berichtigung erfahren, aber der Zusammenhang dieser protodorischen Säule mit Griechenland findet immer noch seine Vertheidiger ²⁾. Wir müssen daher auf die Details der Frage noch etwas näher eingehen. Vor Allem ergiebt sich, dass in Aegypten von einer strengen Regel, wie sie die griechischen Style zeigen, schon in Bezug auf die Art der Cannelirung keine Rede ist. Während sich die Cannelüren der Pfeilersäulen von Beni Hassan gleichmässig um den ganzen Schaft herumziehen ³⁾, sind sie an den erwähnten Denkmälern von Karnak und Kalabscheh von vier ebenen Flächen unterbrochen, welche an letzterem Orte fünf, an dem ersteren sieben Vertiefungen in gleichen Abständen zwischen sich haben. Die flachen Streifen sind gleichsam die Reste der alten vierseitigen Pfeilerform, und wurden beibehalten, um verticale Hieroglyphenreihen darauf anzubringen, wie sie uns in

¹⁾ Lettres S. 302; vgl. A. v. Prokesch, Das Land zwischen den Katarakten des Nil. S. 132.

²⁾ Die erste weitere Ausführung der Ansichten Champollion's gab Lepsius in seiner scharfsinnigen Abhandlung: „Sur l'ordre des colonnes-piliers en Egypte, in den Annali dell' istituto di corrispondenza archeologica, T. IX, Pag. 77; er erblickt in den griechischen Säulenordnungen eine Verbindung der beiden ägyptischen Gattungen, der protodorischen und der pflanzenförmigen: eine Ansicht, der wir, wie der Text ergeben wird, nicht beistimmen können. Vgl. auch Bd. II. S. 120 ff.

³⁾ Die von Lepsius a. a. O. erwähnte „colonne à 15 cannelures et un pan droit de Beni Hassan“ steht vereinzelt da.

Kalabscheh erhalten sind. Man sieht schon hieraus, dass den Aegyptern die tiefere künstlerische Bedeutung der Cannelirung, welche wir bei der griechischen Baukunst kennen lernen werden, noch nicht zum klaren Bewusstsein gekommen war. Dasselbe gilt von der Gestaltung des Kapitäls. In der Regel erfährt zwar auch der etwas verjüngte Schaft der ägyptischen Pfeilersäulen oben eine vierseitige Verdickung, aber es geschieht dies nicht etwa durch eine besondere Platte, ähnlich dem griechischen Abacus, sondern durch ein vorspringendes Stück des Architravbalkens selbst. Dazu kommt, dass das wichtige Mittelglied zwischen Schaft und Abacus, der dorische Echinus, hier gänzlich fehlt, während die ägyptischen Pfeilersäulen dagegen mit einer breiten tellerförmigen Basis versehen zu sein pflegen, welche wieder dem dorischen Style mangelt und seinem Wesen auch durchaus widerspricht. Eine scheinbare Ausnahme von dieser Regel machen freilich die oft besprochenen Säulen in der südlichen Tempelruine von Karnak. Hier will man eine Art Echinus und eine dem dorischen Styl nahe verwandte Bildung des Halses gefunden haben ¹⁾. Allein ganz abgesehen davon, dass über das Alter der drei Säulen, welche diese Gattung vertreten sollen, durchaus nichts Bestimmtes zu ermitteln ist ²⁾, die Frage über den Einfluss der ägyptischen auf die griechische Architektur dadurch also keinesfalls beträchtlich gefördert werden könnte, ist es auch kürzlich mehr als wahrscheinlich gemacht worden ³⁾, dass diese vermeintlichen Kapitäle von Karnak in Wirklichkeit nichts Anderes als Basen sind, als deren gewöhnliche tellerförmige Platte man demnach den sogenannten Echinus zu betrachten hat. Der Beweis, dass die dorische Säule der Griechen ihr Vorbild in Aegypten habe, ist daher noch keineswegs erbracht, und würde bei dem organischen Zusammenhange des griechisch-dorischen Styles in sich selbst auch kaum genügen, eine Entlehnung von dorthier zu begründen ⁴⁾.

Auf dem Kapitäl der Pflanzensäulen befindet sich ebenfalls nicht, wie bei den griechischen Säulen, eine über den Umkreis desselben hinausragende Abacus-Platte, sondern ein Würfel, d. i. eine Platte von grösserer Höhe und geringerer Breite. Bei den kelchförmigen Kapitälern (Fig. 57 und 58) ist dieser Würfel stets kleiner als der obere Theil des Kapitäls, dessen Ränder daher nicht belastet sind, wie wir schon bei der Pfeiler-

¹⁾ Edw. Falkener, *Museum of classical antiquities*. I. 87 ff., und danach Fr. Kugler, *Geschichte der Bauk.* I. 28, und Semper, *Der Stil* I. 419.

²⁾ Bursian, in *Jahn's Jahrb.* 1856. S. 426 ff.

³⁾ R. Bergan und G. Erbkam, in *Gerhard's Archæol. Zeitg.* 1863. Anzeiger S. 115*—119*. Vgl. auch R. Lepsius, *Denkm. Abth. I. Bd. I. Taf. 83.*

⁴⁾ Die sogenannte protodorische Säule verhält sich zum dorischen Styl ungefähr ebenso, wie die vereinzelt oder doch in anderen Verbindungen vorkommenden Spitzbogen zum gothischen Bau.

verzierung von Zauiet el Meitin sahen, an den knospenförmigen Kapitälern hat er häufig die Breite des oberen eingezogenen Theiles der Knospenform. Auf diesem Würfel liegen dann die Steinbalken, welche den, wie schon erwähnt, gewöhnlich nicht weiter architektonisch verzierten Architrav bilden, und es entsteht daher da, wo das Kapitäl breiter ist als der Würfel, zwischen diesem breiteren Theile und dem entsprechenden des Balkens eine Lücke, welche mit der sonstigen augenscheinlichen Festigkeit des Baues nicht harmonirt.

Die Mannigfaltigkeit gehörte für die Aegypter so sehr zum Wesen der Säule, dass auch die Säulen und namentlich die Kapitäle in einer und derselben Reihe gewöhnlich nicht gleich bleiben, sondern wechseln, doch stets mit symmetrischer Wiederholung. Bei den Säulenreihen, welche die Längenrichtung des Gebäudes haben, also z. B. bei den Säulen zur Rechten und Linken des Weges in den Vorhöfen, sind daher stets die einander gegenüber stehenden Säulen gleich. Bei Säulenreihen in der Breitenrichtung, also bei den Säulen des vielsäuligen Raumes geht die symmetrische Beziehung von der Mitte aus, so dass zuerst die beiden Säulen neben dem Mittelgange, obgleich unmittelbar neben einander stehend, dann die auf jeder Seite benachbarten, dann das dritte Paar gleiche Kapitäle haben. Es ist dies ein merkwürdiger Beweis, wie sehr die Aegypter ihre Architektur perspectivisch betrachteten; diese eine Reihe wird nicht wie eine dem Beschauer als ein Ganzes entgegenstehende Linie angesehen, sondern als ob sie durch das Zusammenrücken oder gleichsam Aufmarschiren zweier Säulenreihen entstanden wäre; sie deutet daher auch die perspectivische Auffassung aus einer angemessenen Ferne an. Bei dieser Verschiedenheit der einzelnen Säulen wird ihr Zusammenhang durch die Uebereinstimmung ihrer Linien erhalten; die horizontalen Abtheilungen in den Verzierungen des Säulenstammes, die unteren und oberen Linien des Säulenhalses und des Kapitäls haben dieselbe Höhe, und das Auge behält daher eine Verbindung, wie das Taktmaass, durch welches der Wechsel der einzelnen Töne in der Musik gebunden wird. Indessen sind auch von dieser Regel zarte Abweichungen gestattet, und es findet sich namentlich in solchen Säulenreihen, z. B. im Tempel zu Edfu, neben anderen Kapitälern auch das Palmenkapitäl, welches etwas tiefer unten anfängt als die übrigen. Bei seiner schlanken weichen Gestalt giebt dies aber kein Hinderniss und das Auge gleitet leicht darüber fort, um an der nächsten Säule die frühere, nur momentan verlassene Regel wieder zu finden. Sogar die Säulen mit dem Kapitäl des Hathorkopfes finden sich mit anderen vermischt vor.

Uebrigens ist dieser symmetrische Wechsel kein festes Gesetz,

sondern es giebt auch Reihen von überall gleichen Säulen. So sind die hathorköpfigen Säulen in Dendera in jedem Raume völlig gleich, ebenso die der sogenannten Typhonien und die zierlichen Palmensäulen an dem Gebäude zu Antaeopolis.

Zu der Mannigfaltigkeit der Säulenformen kommt demnächst der Wechsel der bunten Farben. Weder äusserlich noch innerlich ist der Stein in seiner natürlichen Farbe gelassen. Mauern, Säulensäulstämme, Thürpfosten, Gesimse, Decken, alles ist mit Bildwerk oder Verzierungen bedeckt, mit Stucco bekleidet und in hellleuchtenden, noch jetzt meistens wohl erhaltenen Farben bemalt. Diese Bildwerke sind indessen gewöhnlich in architektonischem Sinne geordnet. Sie bestehen meistens aus sitzenden oder stehenden Profilstalten, in ganzen Reihen mit gleicher oder doch ähnlicher Haltung, entweder prozessionsartig einander folgend, oder in der Handlung der Anbetung oder Weihung einander gegenüberstehend. Solche Gruppen wiederholen sich dann hinter einander oder auf beiden Seiten symmetrisch, und haben an den Wänden stets die Richtung oder doch eine Beziehung auf die Mitte. Im Inneren sind sie meistens in kleineren Dimensionen, so dass die Wände oder Säulen desselben Raumes mehrere Reihen solcher Darstellungen zwischen gleichlaufenden Linien enthalten. Am Fusse der Säulen und Wände sind dann mehr architektonische, bedeutungslose Verzierungen.

Ueber den Thüren befindet sich als stets wiederkehrendes Symbol die geflügelte Sonnenscheibe, welche gleichsam segnend über dem Eingange schwebt, und in ihrer mittleren Kreisgestalt den perspectivischen Augenpunkt sehr deutlich bezeichnet; zu beiden Seiten dieses Symbols sind dann die Gestalten symmetrisch und nach der Mitte hin geordnet. Diese Symmetrie bewirkt auch, dass die Farben regelmässig wechseln. Da überdies die Aegypter, wie unten näher anzuführen, nur eine geringe Zahl von kräftigen und einfachen Farben besaßen, denen sich die Natur fügen musste, so lässt es sich erklären, dass auch das Bunte der Bildwerke die architektonische Einheit keineswegs stört, und dass vielmehr der einfache Eindruck der grandiosen Formen durch die fortwährend herrschende Symmetrie, durch die Beziehung der höchsten und buntesten Mannigfaltigkeit auf die innere Ordnung eher verstärkt als vermindert wird. Das schon vor dem Eintritt in den geweihten Raum ehrfurchtsvoll gestimmte Gemüth wird nun auch zu dem Gefühle angeregt, wie aller Reichthum der Welt nur der Macht des Gottes diene und sie verherrliche. Der Wechsel der Formen und Farben verliert dadurch den Charakter eines heiteren Spiels, und erhält vielmehr die Bedeutung reicher feierlicher Pracht. Besonders ausdrucksvoll in diesem

Sinne sind die Kolossalstatuen der Pfeiler, welche zuweilen die Stelle der Säulen vertreten. Wenn die Säulen derselben Reihe wechselnde Formen zeigen, so sind dagegen diese menschlichen Gestalten vollkommen gleich neben einander gestellt, gleich in Grösse, Zügen und Haltung. Sie sind stets aufrecht stehend, das Haupt mit der hohen Krone (Pschent), der Körper nur mit dem gewöhnlichen ägyptischen Schurz um die Hüften bekleidet, die rechte Hand mit dem mystischen Zeichen des Nilschlüssels — der Gestalt eines Kreuzes mit einem Griff an dem oberen Theile — bewaffnet, beide Arme entweder über der Brust gekreuzt oder gerade anliegend am Körper herabhängend, die Füße entweder parallel neben einander oder der eine etwas vorschreitend, die gewölbte Brust durch die gerade Haltung stark heraustretend. Man denke sich nun lange Reihen solcher Gestalten, von einer kolossalen, das Maass gewöhnlicher Menschengrösse drei oder viermal enthaltenen Höhe ¹⁾ in dieser feierlich starren, gebundenen Haltung, um sich vorzustellen, welchen Eindruck dies auf den machen musste, der zwischen ihnen hindurch wie zwischen Schaaren von Tempelwächtern den Tempelhallen zuwanderte. Der Mensch betrachtet die menschliche Gestalt theilnehmend; der feierliche Ernst, das zurückgehaltene gebundene Wesen dieser Kolosse musste sich auf den Beschauer übertragen. Charakteristisch ist der Unterschied zwischen diesen menschlichen Kolossen und den pflanzenähnlichen Säulen. Bei diesen Mannigfaltigkeit, Wechsel, ein heiteres Spiel der freien Phantasie, soweit es im ägyptischen Style möglich war; bei jenen strenger Ernst, Uniformität. Man erkennt auch hier die Grenze, welche die Priestersatzung gezogen und dem ägyptischen Wesen tief eingeprägt hatte. Im Gebiete der allgemeinen leblosen Natur war der Phantasie eine gewisse Freiheit gestattet, sobald aber das menschliche, sittliche Gebiet berührt wurde, trat Ernst und Zwang ein. Indessen liegt dieser Eigenthümlichkeit des ägyptischen Wesens auch eine feste Wahrheit zu Grunde; denn die menschliche Natur ist zu bedeutend, um den bunten Wechsel zu ertragen, welcher in der Pflanzenwelt zu Hause ist. Sie geht sofort in das Wilde und Grausenhafte über, lässt sich nicht in den Schranken einer leichten Mannigfaltigkeit halten.

Jedenfalls ist diese Anwendung der Pflanzenform höchst bezeichnend für die Richtung der Phantasie der Aegypter. Die Säule mit ihren einfachen Hauptgliedern, dem runden einfachen Stamm und dem sich erweiternden ausladenden Kapital, hat schon an und für sich eine

¹⁾ Die Kolosse des Hofes im Palast von Medinet-Habu haben 23 Fuss Höhe. Descr. de l'Eg. Ant. I. 2. S. 68.

naturgemässe, sowohl statische als ästhetische Wahrheit. Mit dieser Gestalt kann man die Blume in ihrer ähnlichen Verbindung von Stiel und Kelch allenfalls augenblicklich vergleichen, aber es muss uns sogleich einfallen, dass die leichte, schwache, vergängliche Blume nicht zum Tragen geschaffen ist, und sich daher wenig zum Repräsentanten der bleibenden kräftigen Stütze eignet. Deshalb ist auch eine Nachahmung ihrer Formen an den Säulen nur dadurch ausführbar, dass man der Natur Gewalt anthut, den Säulenstamm im Verhältniss zum Kapital viel stärker bildet, als der schlanke Stiel unter der entfalteten Blüthe ist. Es verbindet sich daher hier auf eine eigenthümliche, anderen Nationen fremdartige Weise eine bis in's Einzelne gehende Nachahmung mit einer Entstellung der Natur, oder, wie wir vielleicht richtiger sagen, das nachahmende, plastische Princip ist mit dem freigestaltenden, architektonischen gemischt. Erinnern wir uns an die Schlüsse, welche wir oben aus dem Gebrauche der Hieroglyphen auf den Charakter des Volkes zogen, so finden wir sie hier bestätigt. Auch hier ist das flüchtige Bild fixirt, der Vergleich, welcher nur eine einseitige Wahrheit hat, und bei näherer Betrachtung nicht Stich hält, festgebannt und in einen bleibenden Typus verwandelt, die Metapher in Stein ausgeprägt. Die ursprünglich angeregte, lebendige Phantasie ist sofort gebunden, und ihre Kraft, welche in's Weite strebte, hat sich nun nach innen gewendet und das zuerst empfangene Bild körperlich ausgearbeitet. Wir sehen aber hier diese Eigenthümlichkeit von einer besseren Seite. In Beziehung auf die Schriftsprache war sie nur Fessel des freien Geistes, auf dem architektonischen Gebiete wird sie die Mutter der festen durchgebildeten Gestalt.

Andere Tempelformen.

Wir haben oben die Anordnung des gewöhnlichen grossen Tempels betrachtet, und gesehen, wie er bei grösserer oder geringerer Vollständigkeit seiner Propyläen in seinen inneren wesentlicheren Theilen, von dem vielsäuligen Raume an bis zum innersten Heiligthume, stets derselbe bleibt. Diese dehnbare, stets grösserer Ausdehnung fähige, und daher eigentlich nie abgeschlossene Gestalt war charakteristisch für ihn. Es giebt aber auch eine andere Tempelform, welche mehr abgeschlossen ist, und eher an die Form des griechischen säulenumstellten Tempels erinnert. Es sind dies die sogenannten Typhonien. Dieser Name wird wenigstens da mit einigem Recht angewendet, wo an den Säulenkapitälern dieser kleinen Heiligthümer die Missgestalt des

ägyptischen Gottes Typhon ausgemeisselt erscheint. Nach einer anderen Erklärung soll die Geburt dieses Gottes, der deshalb die Kindesgestalt erhielt, in den Tempeln gefeiert werden. Dies könnte namentlich da der Fall gewesen sein, wo die kleinen Heiligthümer als Nebentempel grösserer Anlagen auftreten, welche dem Cultus einer Göttertrias von Mann, Weib und Kind gewidmet sind. Man nennt sie dann Eimisi oder Mammisi. Die häufigen Beispiele dieser Gattung sind sämtlich aus ptolemäischer Zeit. Wir betrachten hier nun die selbstständigeren Typhonien etwas näher. Sie bestehen aus einem einfachen Hause, in Gestalt eines länglichen Vierecks, welches den Eingang auf der schmalen Seite, und innerlich zwei oder drei aufeinander folgende Gemächer ohne Säulen hat, äusserlich dagegen auf allen vier Seiten von einem Säulengange umgeben ist. Von dem griechischen Tempel (Peripteros) unterscheiden sich diese Gebäude aber zunächst dadurch, dass an den vier Ecken nicht Säulen, sondern einfache Mauerpfeiler ohne Kapitäl oder Gesims stehen, welche unten mit dem Unterbau, oben mit dem, wie immer, nicht architektonisch begrenzten Steinbalken des Architravs in ununterbrochenem Zusammenhange stehen. Zwischen diesen Pfeilern stehen dann die Säulen, die also auf jeder Seite gleichsam von einem Mauerrahmen eingeschlossen sind. Es bildet sich daher gar nicht eine zusammenhängende Säulenreihe. Ueberdies stehen die Säulen nicht in gleicher Entfernung von einander, sondern die Intercolumnien der schmalen Seiten sind bedeutend weiter, die der breiten bedeutend enger. Deshalb sind denn auf der Vorderseite immer nur zwei Säulen zwischen den Mauerpfeilern, während an den breiten Seiten häufig sechs, wie in Edfu und Hermonthis, bisweilen sogar neun, wie in Dendera, angebracht sind. Die Rückseite hat gewöhnlich auch nur zwei, in Dendera jedoch fünf Säulen. Bei der griechischen Säulenhalle ist ein gleicher Abstand der Säulen auf allen Seiten, die gleiche Zugänglichkeit von allen Punkten wesentlich, hier ist nur ein Zugang gelassen. Der ganze Tempel steht auf einem senkrechten Unterbau, zu welchem nur vor dem Eingange der Cella in der Mitte der schmalen Vorderseite eine Treppe hinaufführt. Die Säulen sind ferner durchweg mit einer Mauer von etwa der halben Höhe des Stammes verbunden, wie an den vielsäuligen Räumen, und nur jener Treppe entsprechend tritt bei dem mittleren Intercolumnium der Vorderseite eine zwischen die Säulen auf recht unschöne Weise eingeschobene Thür an die Stelle der Mauer. Rechnet man noch hinzu, dass diese Tempel, statt des griechischen Giebels, nur das gewöhnliche flache Dach und das einfache Gesimse der ägyptischen Architektur haben, so bleibt die Aehnlichkeit dieser Gebäude mit dem griechischen Peripteros nur im

Grundrisse, während der Eindruck ein ganz verschiedener ist. Sie sind nicht, wie jene, ein in sich harmonisches Ganzes, sondern behalten etwas Fragmentarisches, ihre Säulenreihen bilden nicht freie, überall zugängliche Hallen, sondern die offenen Stellen oberhalb der kleinen Verbindungsmauer erscheinen nur wie Fensteröffnungen eines abgeschlossenen Korridors ¹⁾. Die schmale Treppe, die weit gestellten Säulen der Vorderseite bezeichnen den Zugang, während die dichten, überdies durch Mauern verbundenen Säulenreihen der langen Seiten sich nur als Fortschritt ankündigen, und die Rückseite, wenigstens da, wo sie eine grössere Zahl von Säulen als die Eingangsseite hat, den Schluss ausspricht. So erscheint das Gebäude nur unter dem Gesichtspunkte des Zuganges, nicht wie in der griechischen Baukunst als ein selbstständiges Ganzes.

An eine Nachahmung griechischer Architektur, die man vermuthet hat, ist daher auch bei diesen Tempeln nicht zu denken. Sie haben in jeder Beziehung ganz ägyptische Formen, und zeigen in den stehengebliebenen Resten der Aussenwände oder Mauerpfeiler selbst die für Aegypten charakteristische schräge Stellung. Indessen ist es nicht unwahrscheinlich, dass diese Tempelgattung eine spätere war. In Theben finden wir sie nicht, sondern nur an solchen Orten, wo wir die Gebäude aus Gründen des Styls oder nach Inschriften für jünger halten müssen, z. B. in Philae, Elephantine, Edfu, Dendera. Sie erscheinen immer nur als Nebengebäude bei grösseren Tempeln, wodurch sich denn manche architektonischen Abweichungen von denselben erklären. Es bedurfte bei ihnen nicht der gewaltigen Pylonen und Vorhöfe, da die des Haupttempels auch ihnen zu gute kamen. Auch mochte wohl eine religiöse Rücksicht dabei mitwirken. In den meisten dieser Tempel ist an den Würfeln über den Säulen jene abenteuerliche Gestalt angebracht, gnomenartig, bärtig, mit verzerrtem grinsendem Gesichte und gespreizten Beinen, völlig diabolischen Ansehens, und gegen die würdige Ruhe und den edlen schlanken Körperbau der übrigen ägyptischen Götter merkwürdig contrastirend. Man hält sie, wie gesagt, für das Bild des neidischen, feindlichen Gottes Typhon, und nimmt an, dass der ägyptische Aberglaube neben dem der Verehrung einer freundlichen Gottheit gewidmeten Tempel, auch einen kleineren Bau zur

¹⁾ Der jetzt verschwundene Tempel in Elephantine hatte, den Abbildungen zufolge, nur auf beiden schmalen Seiten je zwei Säulen, auf den langen Seiten dagegen keine Säulen, sondern Mauerpfeiler, mit welchen die kleinen Verbindungsmauern verschmelzen, so dass die Oeffnungen zwar ebenso gross sind; als ob Säulen mit Zwischenmauern da ständen, aber völlig die Gestalt von Fensteröffnungen tragen. Vgl. Descr. de l'Eg. Ant. I. Pl. 34 ff.; Champollion, Lettres 171 ff.

Beschwichtigung des schädlichen Dämons gestattet habe, eine Annahme, welche, so wenig sie unseren Religionsbegriffen entspricht, mit den Ansichten der Aegypter, so viel wir sie kennen, nicht unvereinbar scheint.

Die Anordnung der Höhlenbauten bedarf kaum einer genaueren Betrachtung; sie schliesst sich, soviel es die Natur des Felsens erlaubte, an die Tempelform an. Bei den beiden Monumenten von Ipsambul in Nubien erkennen wir sogar eine Nachahmung der Pylonen, indem die Felswand zu beiden Seiten des Eingangs in schräger Richtung behauen, und in Nischen mit stehenden und sitzenden Kolossalstatuen verziert ist. Wir sehen gewissermaassen die Kolosse und Pylonen, die bei freistehenden Bauten getrennt waren, in eine Relieffdarstellung zusammengedrängt. Bei den meisten Grottentempeln bildet ein Hof, bald im Freien liegend, bald aus dem Felsen gehauen, oder eine bedeckte Halle den Eingang, an den sich dann ein Vorsaal und dahinter kleinere Räume anschliessen, in denen nach Bedürfniss Säulen oder Pfeiler ausgespart sind. In ähnlicher Weise sind auch die grösseren Grabhöhlen bei Medinet-Habu, die Königsgräber im Thale Biban el Moluk und die Gräber von Beni Hassan eingerichtet. Die Vorhalle gewöhnlich unter freiem Himmel, dann mehr oder weniger Säle und Gemächer, endlich von diesen ausgehend in verschiedenen Richtungen schmale Gänge, in welchen dann die Mumiensärge in brunnenartigen Vertiefungen stehen. Diese Nachahmung der Formen des freien Baues zeigt ebenso wie die Anwendung der Säulenform statt viereckiger Pfeiler, dass die unterirdischen Bauten nicht als die ersten und ursprünglichen Leistungen der ägyptischen Architektur anzusehen sind.

Paläste, Burgen und Häuser.

Die Paläste haben im Wesentlichen den Schmuck und die Anordnung der Tempel, nur dass bei ihnen die Andeutung des Fortschreitens zu einem inneren Heiligthume nicht so strenge festgehalten, und der ganze Raum mit seinen Vorhöfen und vielsäuligen Sälen in einem oder zwei Geschossen einfach nach dem Gesetze der Symmetrie geordnet ist.

Einen mehr burgartigen Charakter hat das merkwürdige kleine Gebäude bei Medinet-Habu, welchem die französischen Gelehrten den Namen Pavillon gegeben haben. Es besteht aus drei Thürmen mit geneigten Seitenwänden und einer zinnenförmigen Bekrönung, welche durch zurückspringende niedrigere Mauern verbunden sind. Die verschiedenen, durch ihren bildlichen Wandschmuck berühmt gewordenen

Zimmer, in welche der zweistöckige Bau zerfällt, empfangen ihr Licht durch grosse Balconöffnungen und Fenster, welche bei ihrer grossen Seltenheit beachtenswerth sind. Sie haben ebenfalls geneigte Seitenpfosten und heben sich mittelst einer von Bildwerk umsäumten Einrahmung deutlich aus der Wandfläche heraus¹⁾. Aehnliche thurmartige Bauten, aus Granit oder Sandstein felsenfest gefügt, schirmten Oberägypten gegen die südlichen Reichsfeinde. Auch die Umwallungen der Städte, wie sie uns z. B. bei dem alten Eileithya in doppelten Linien erhalten sind, scheinen mit solchen Thürmen ausgestattet gewesen zu sein. Die Reste führen stets auf eine streng mathematische, meistens viereckige Anlage. In manchen Fällen bleibt es zweifelhaft, ob der Bau nicht ebenso sehr gegen die Ueberschwemmungen des Niles wie gegen feindlichen Ueberfall Schutz gewähren sollte.

Von der Beschaffenheit der bürgerlichen Wohnhäuser des alten Aegyptens haben wir nur annähernde Vorstellungen. Keine Ruine zeugt von ihrer Anlage und auch die Schriftsteller bieten uns nur wenige vereinzelte Notizen. Dagegen sind die ziemlich häufigen Darstellungen von Wohnungen auf den Wandbildern und Reliefs nebst einigen in Gräbern gefundenen kleinen Modellen von Häusern und einzelnen häuslichen Einrichtungsgegenständen immerhin genügend, um wenigstens den allgemeinen Charakter der ägyptischen Privatarchitektur danach festzustellen. Den Mittelpunkt des Hauses bildete der Hof. An ihn schlossen sich die reihenweise geordneten Wohnräume, sei es ringsum, sei es nur auf einigen Seiten, gewöhnlich in zwei Geschossen, in Theben, wenigstens nach dem freilich verdächtigen Zeugnisse Diodor's (I. 45), auch wohl in vier bis fünf Geschossen übereinander. Die Räume öffneten sich gegen den Hof nicht selten durch säulengetragene, vermuthlich hölzerne Gallerien. Die Häuser hatten flache Dächer, welche mit Veranden und kleinen Gartenanlagen geschmückt waren²⁾. Eine Ausnahme bilden die von Herodot (II. 95) erwähnten Thürme, vermuthlich besondere Anbauten, in welchen die Bewohner bestimmter Gegenden zur Nachtzeit gegen die Mückenschwärme Schutz suchten. Auch über die weitere architektonische Durchbildung des ägyptischen

¹⁾ An dieser Stelle möge auch die eigenthümliche Fensteröffnung eines kleinen ptolemäischen Tempels auf der Westseite von Theben, Der el Medinet genannt, Erwähnung finden. Der Sturz wird hier von drei Säulchen getragen, die Brustwehr ist abgeschrägt, zierliche Ornamente schmücken die Laibung und den Hauptbalken. Vgl. die Abbildung bei Lepsius, Dkm. Abth. I. Bd. 2. Bl. 88, leider ohne nähere Situationsangabe des Fensters.

²⁾ Rosellini, Monum. T. II. Tav. LXXIII. 1; Canina, Architettura antica. Sez. I. Tav. 123—125; Wilkinson, Manners and customs II. 119—122.

Hauses bieten uns die Wandverzierungen der Gräber und der Sarkophage einige willkommene Aufschlüsse. Da Nilziegel und Holz die vorherrschenden Baumaterialien für diesen Zweig der Architektur bildeten, so konnte natürlich von jener monumentalen Würde und Grossartigkeit, wie wir sie an den Tempeln und Grabdenkmälern der Aegypter bewundern, hier nicht die Rede sein. Aber wir werden uns deshalb namentlich die Ausstattung im Inneren keineswegs roh und kunstlos vorzustellen haben. In der Blüthezeit Aegyptens herrschte, wie man aus der Opulenz des gesammten damaligen Lebens folgern darf, selbst in den Häusern der minder Bemittelten eine gewisse Behaglichkeit und Eleganz. Holzgetäfelte Wände, bänderumwundene und bemalte Säulen, welche die Decke stützen, Vorhänge und Teppiche in bunten Farben sind regelmässige Bestandtheile der inneren Decoration. Dazu kommt in vornehmeren Häusern der prangende Schmuck der Wand- und Deckenmalerei, sowie allerhand plastischer Schmuck, stattliche Portale und eine Fülle bunten, feingeschnitzten oder metallenen Hausrathes. Verwandter Art, nur weit ausgedehnter, war die Anlage der Villen und grösseren Landhäuser. Dabei befindet sich stets ein sorgsam gepflegter Garten, mit wohlgeordneten Beeten, Baumpflanzungen und Rebgebänden, oft auch mit lotusbewachsenen Bassins, an deren Ufern zierliche Pavillons emporsteigen ¹⁾).

Perioden der ägyptischen Architektur.

Ohne Zweifel wird auch die ägyptische Baukunst, wie alles Menschliche, einen Entwicklungsgang verschiedener Bildungsformen durchgemacht, sie wird eine rohe Vorzeit, Zeiten des genialen Aufblühens, klassischer Regelmässigkeit, der Ueberladung und des Verfalls gehabt haben. Allein es lassen sich bisher nur Bruchstücke davon mit Zuverlässigkeit nachweisen.

Früher glaubte man die ersten Anfänge und Vorbilder der ägyptischen Bauten in dem Priesterstaat Meroe, dessen Colonie Theben gewesen sein sollte, zu finden. Allein bekanntlich ist diese Vermuthung nicht bestätigt, die Gebäude von Meroe tragen, wie dies oben bereits besprochen wurde, durchaus nicht den Charakter des Einfachen und Ursprünglichen.

Einige hielten ferner gewisse Bauten in Nubien, zwischen den Katarakten von Wadi Halfa und Syene, besonders die Felsengrotten, für älter als die ägyptischen. Mit grosser Bestimmtheit hat dies der

¹⁾ Rosellini a. a. O. T. II. Tav. LXIX; Wilkinson a. a. O. II. 129 und 143. Pl. VIII und IX.

Architekt Gau in seinem wichtigen Werke über die nubischen Alterthümer ausgesprochen. Vergleicht man, sagt er, diese Arbeiten der Kunst in ihrer Kindheit mit den Monumenten, welche man in Aegypten findet, so ist es nicht nur möglich, an untrüglichen Merkmalen zu erkennen, dass sie aus einer früheren Zeit stammen, sondern es wird einem geübten Auge auch nicht schwer werden, auf ersteren das Siegel der Originalität und an den letzteren den Charakter der Nachahmung wahrzunehmen. Jene sind also die Grundmodelle aller ägyptischen Baukunst. Behaupten wollen, fährt er fort, dass die frei erbauten Gebäude aus einer älteren Zeit seien, als die in die Berge eingegrabenen, von denen hier die Rede ist, hiesse gegen den offenbaren Augenschein ankämpfen. Andere Reisende stimmten ihm im Allgemeinen bei, und räumten einem Theil der nubischen Monumente ein höheres Alter als den ägyptischen ein, und wenn auch auf ihre Kunsturtheile, bei den Täuschungen, denen nichtkünstlerische Reisende so sehr ausgesetzt sind, von jeher nicht viel zu geben war, so konnte jedenfalls die Ansicht Gau's, eines gründlichen Kenners, bei eigener sorgfältiger Beobachtung, einiges Gewicht beanspruchen. Indessen sind auch seine Gründe für die Annahme höheren Alters, ganz abgesehen von den entgegenstehenden Resultaten der neueren Forschung, allgemein betrachtet keineswegs entscheidend ¹⁾. Die Vermuthung, welche in anderen Fällen für das höhere Alter der Felsenbauten im Vergleich mit freistehenden Gebäuden spricht, ist hier nicht völlig, wenigstens nicht mit Sicherheit anzuwenden. Denn die Gewohnheit solcher Grottenbauten blieb, wie die Hypogäen von Theben beweisen, auch während der Blüthe der freien Architektur in Aegypten bestehen. Auch scheinen manche jener nubischen Grotten nicht Tempel, sondern Grabstätten zu sein. Wären sie aber auch Tempel, so erklärt die Localität, die Enge des Thales, weshalb man, um den geringen Raum den Wohnungen nicht zu entziehen, die Heiligthümer der Götter in die Felsen hinein verlegte. Hieraus konnte denn aber auch die grössere Unvollkommenheit in der Ausführung entstehen, da theils die Bearbeitung im Felsen schwieriger, theils die Arbeiter dieser nubischen Gegenden weniger geübt waren.

1) Bei Gelegenheit der Façade des kleineren Monuments von Ipsambul, welches, wie oben bei der Beschreibung erwähnt, aus Pfeilern in der schrägen Richtung der ägyptischen Mauern und aus dazwischen stehenden Kolossen besteht, bemerkt Gau: „Man sehe hier die Propyläen späterer Monumente gleichsam im Relief, die Kolosse und Pylonen zusammengedrängt.“ Indessen dürfte daraus wohl in keinem Fall ein Schluss auf das höhere Alter jener nubischen Form zu ziehen sein, sondern eher ein umgekehrter. Der Peripteros der griechischen Architektur ist älter als der Pseudoperipteros, und nach der Natur der Sache scheint das Körperliche immer dem Relief, das Wirkliche dem Schein, das Ausgeführte dem Zusammengedrängten vorangehen zu müssen.

Wenden wir uns nach dieser abweisenden Betrachtung nun den positiven Resultaten der neueren Denkmälerforschung zu, so hat sich zunächst die früher weitverbreitete Meinung von der absoluten Stabilität der orientalischen Völker als unhaltbar herausgestellt. Allerdings war durch die Fesseln, welche das gesammte Culturleben der Aegypter umspannten, auch ihrer Baukunst ein völlig freies und gleichsam organisches Wachsthum unmöglich gemacht. Sie scheint sich daher in sehr langen Intervallen und mehr sprunghaft entwickelt zu haben. Die Unterschiede, die wir in ihr wahrnehmen, sind mehr äusserlicher und formaler als geistiger Natur. Dazu kommt, dass uns trotz des hohen Alters der ägyptischen Denkmäler doch nur die schon verhältnissmässig fertigen Resultate, nicht aber die Stadien der eigentlichen Entwicklung hinreichend klar vor Augen liegen¹⁾. Die Kindheit des Volkes ist für uns in Dunkel gehüllt. Wie das ägyptische Religionswesen und alle Formen der äusseren Cultur bereits in den Grabdenkmälern der ältesten Dynastien einen weit vorgeschrittenen Charakter haben, so muthen uns auch die Baudenkmale jener Zeit in ihrer strengen Abschlossenheit durchaus nicht jugendlich an. Sie tragen schon das Gepräge einer abstracten Verständigkeit, welche die im freien Völkerverkehr überkommenen oder in naiver Weise entstandenen Formen regelte und nach äusserlichen Zwecken zusammenstellte. Es ist schwer zu erkennen, welche primitiven Formgedanken dem ausgebildeten Systeme, das wir vorfinden, zu Grunde liegen. Unmöglich wäre es nicht, dass die Pyramiden selbst, durch den oben betrachteten Stufenkern, welcher ihr Inneres bildet, mit jenem uralten Terrassensystem der Babylonier und Assyrer in einem gewissen Zusammenhange stünden. Allerdings kommt die nämliche Form auch bei den altmexicanischen Teocalli's und ähnlichen Denkmälern anderer Völker vor; sie scheint sich dem jugendlichen Drange, durch aufgethürmte Massen zu imponiren, gleichsam von selbst darzubieten. Es bleibt daher zweifelhaft, ob man hier wie dort nicht selbstständig dazu gelangt ist; jedenfalls darf aber die nochmalige Vereinfachung des Einfachsten, der krystallinische Abschluss, der die Pyramidenform vollendet, als charakteristisches Eigenthum der Aegypter gelten. Auch das Balken- und Sparrenwerk der Grabkapellen, mit seinem gleichsam in Stein übersetzten Holz- und Fachwerkstyl, findet in einzelnen früher betrachteten Resten der unteren Euphratländer merkwürdige Analogien. Die buntgefärbten Teppichmuster, mit welchen jene Grabkapellen von Memphis ausgemalt sind, führen selbst über die Anfänge des Holzbaues noch hinaus in die Zeiten des Nomadenthums,

1) Vgl. G. Semper, Der Stil I. 416.

dem ein über Stangen ausgespanntes Mattengeflecht als Behausung und eine Hütte, mit farbigen Decken ausstaffirt, als Heiligthum diene. Möglich, dass auch der bänderumwundene Rundstab, welcher die Mauerkannten der ägyptischen Bauten einfasst, aus dem Stangengerüst solcher Zeltbehausungen hervorgegangen ist¹⁾. Alle diese Motive kommen bereits an dem Sarkophage des Pyramidenkönigs Mykerinos vor; ausserdem aber sahen wir auch, dass die Pflanzensäule, dieses wichtigste Glied in der ägyptischen Innenarchitektur, wenigstens im Keim und als Element der Ornamentik ebenfalls bereits in den Gräbern des alten Reiches eine Rolle spielt. Es bleibt demnach kein Zweifel, dass die ägyptischen Architekten des 4. Jahrtausends v. Chr. schon über alle wesentlichen künstlerischen Formen verfügten, welche für die architektonische Physiognomie Aegyptens bestimmend geworden sind.

Eigentlich in Fluss geriethen diese Elemente, wie es scheint, erst in späterer Zeit, nämlich in der Epoche der zwölften Dynastie, welcher u. A. auch der König Amenemha III., der Gründer des Möris-See's und der mit diesem zusammenhängenden Kanalbauten im Fajum angehörte. Ein etwa 150 Jahre früher (um 2800 v. Chr.) lebender König derselben Dynastie, Usertesen I., hat das Verdienst, den ältesten uns bekannten Obelisk, den bei Matarieh auf der Stätte des alten Heliopolis, errichtet zu haben. Uebrigens waltet hier ein ähnliches Verhältniss ob wie bei den Pyramiden: die Obeliskform kommt auch in kleinem Maassstabe, und zwar weit früher als in monumentaler Grösse vor. Lepsius²⁾ fand in einem Grabe der siebenten Dynastie einen wohl erhaltenen, nur wenige Fuss hohen Obelisk, der mit dem Namen des Grabinhabers bezeichnet war, noch an seinem ursprünglichen Platz aufgestellt. König Usertesen führte daher nur eine im privaten Gebrauch schon übliche Form in den grossen Styl der ägyptischen Baukunst ein.

Ein analoger Schritt war das um dieselbe Zeit beginnende Auftreten des monumentalen Säulenbaues, wie wir ihn in den merkwürdigen Grabgrotten von Beni Hassan entwickelt fanden. Am wichtigsten ist uns hier die Form der Pflanzensäule. Sie hat in diesen alten Monumenten ein noch durchaus primitives Aussehen, das uns lebhaft an die natürlichen Vorbilder aus der Pflanzenwelt erinnert. Die vier Stengel, aus denen der Schaft zu bestehen scheint, und die Kelch- und Blütenblätter der Knospenkapitäl treten auffallend deutlich hervor. Dies ver-

¹⁾ Ein offenbar aus Holz gezimmertes Tempelchen (mit Rundstabumrahmung und Hohlkehlegesims zeigt uns das Bild einer Werkstatt auf der Grabeswand der fünften Dynastie bei Lepsius, Denkm. Abth. II. Bd. III. Bl. 48.

²⁾ Vgl. Briefe aus Aegypten u. s. w. S. 40.

ändert sich dann im Laufe der Zeit; die Zahl der Stengel wird verdoppelt und verdreifacht, die Einschnitte zwischen ihnen werden flacher, endlich zieht sich das Ganze in einen ganz oder wenigstens zur Hälfte glatten runden Stamm zusammen, der nur in seinen aufgemalten Blattverzweigungen die Reminiscenz an den Ursprung aus der Pflanzenwelt bewahrt.

Das halbe Jahrtausend, welches von dieser Epoche der zwölften Dynastie bis zu dem Einfall der Hyksos verfloss, hat uns keine besonders erwähnenswerthen Bauten hinterlassen und ein Gleiches gilt auch von der Periode jener Fremdherrschaft selbst, wenn man sich auch von dem geradezu culturfeindlichen Charakter der Hyksosherrschaft früher entschieden übertriebene Vorstellungen machte.

Hingegen brach sofort nach Beendigung der Kämpfe, durch die sich Aegypten allmählig von dem fremden Joch befreite, ja zum Theil schon vorher, der alte monumentale Drang des Aegyptertums wieder in grossartiger Weise hervor. Die achtzehnte Dynastie, welche die letzten siegreichen Schlachten schlug, bezeichnet demnach auch die höchste Blüthezeit der ägyptischen Architektur. Die Machtsphäre der Pharaonen reichte damals, von der neuen Metropole Theben aus, im Norden bis nach Mesopotamien, im Süden tief nach Nubien hinein. Und dem entsprechend steigern sich auch die Bauschöpfungen dieser Könige mehr und mehr in's Grossartige und Massenhafte. Amenhotep I. baute einen Theil des Ammontempels von Theben aus; Tothmosis I. fügte demselben jenen südlichen Pylonenzug an, in welchem die vorhin besprochenen „protodorischen Säulen“ gefunden wurden. Am baulustigsten aber war Tothmosis III. Von ihm rührt der östliche Querbau am Ammontempel, der sogenannte Palast von Theben her. Desgleichen begegnen wir ihm an den Bauten der Westseite der Stadt, sowie auch in Nubien und auf der Halbinsel des Sinai. In allen diesen Werken lebt ein frischer und gewaltiger Geist, sie wirken nicht nur durch Grossartigkeit, sondern auch durch einen gewissen Reichthum der Durchbildung, namentlich in den höchst mannigfach gestalteten Säulenkapitälern. Noch feiner und in der Technik vollendeter sind aber die Schöpfungen Amenhotep's III. Von ihm ward ein Theil des Tempels von Luxor gebaut; ausserdem gilt er als Gründer des Hathortempels von Eileithya, sowie der malerischen Tempeltrümmer von Soleb und Sedeinga; auch die Grabgrotten von Gebel Selseh (Silsilis) gehören in seine Zeit. Das Charakteristische an diesen Monumenten ist wieder die schöne und reiche Durchbildung der Säulenarchitektur, besonders in den verschiedenen Variationen des geschlossenen Lotoskelches, wozu sich dann auch Motive aus der Palmenwelt von höchst reizender Form

gesellen. Von Einzelheiten sind hier namentlich die mit bemaltem Kupferblech umhüllten Säulen des Tempels von Luxor erwähnenswerth, so viel wir wissen, das einzige Beispiel dieser Decorationsweise auf ägyptischem Boden ¹⁾. Auch die vierzehsäulige Doppelcolonnade, welche die beiden Höfe des genannten Tempels verbindet, muss hier hervor gehoben werden, weil sie das älteste Denkmal ist, an welchem das geöffnete Kelchkapitäl, diese grandioseste Form der Säulenbekrönung, uns entgegentritt ²⁾. Ein ganz eigenes Interesse nimmt König Amenhotep IV. in Anspruch. Er war es, der an die Stelle des altägyptischen Polytheismus einen monotheistischen Sonnendienst setzen wollte und gegen die Denkmale seiner Vorfahren aus religiösen Gründen einen Vernichtungskrieg unternahm. So verlegte er denn auch den Sitz seiner Regierung von der Ammonstadt weg in die Gegend von El Amarna, wo noch jetzt langausgedehnte Reihen von Gräbern, Wohngebäuden und der Grundplan des grossen Sonnentempels die Stätte der neuen Reichshauptstadt bezeichnen.

Es ist bemerkenswerth, dass die Schöpfungen der neunzehnten Dynastie, welche das ägyptische Königthum auf den höchsten Gipfel der Macht und des Glanzes erhoben, sich an künstlerischem Werth mit denen der voraufgegangenen Zeit nicht messen können. Die Kunst bedarf eben zu ihrer vollen Entfaltung mehr als den Willen selbst der mächtigsten Herrscher und ein von oben herab künstlich erzeugtes Nationalbewusstsein. Wir meinen hier besonders die Bauwerke aus der Zeit des gewaltigen Ramses-Sesostris, von dessen Thaten, nach Tacitus, noch Germanicus in Aegypten sich erzählen liess und der nicht nur seine Hauptstadt Theben, sondern das ganze Land und insbesondere die Provinz, in der er erzogen war, und deren Völker seine ersten Siege erföchten hatten, mit den Denkmälern seiner Macht ausschmückte. Alle diese Werke und fast ebenso die seines Vaters Sethos I. leiden an einer gewissen Glätte der Form und suchen vergeblich durch Glanz der Technik und Riesenhaftigkeit der Verhältnisse den mangelnden Hauch künstlerischer Genialität zu ersetzen; es ist etwas Schablonenhaftes in ihnen, das oft in völlige Leblösigkeit und Starrheit ausartet. Schon an dem von Sethos I. erbauten Memnonium von Alt-Gurnah stecken

1) H. Brugsch, im Deutschen Kunstblatt. 1854. S. 3.

2) Fr. Kugler, Gesch. d. Bauk. I. 41 schreibt die Colonnade erst Ramses II. zu. Doch liegt dieselbe nach dem Plan bei Lepsius, Denkm. Abth. I. Bd. I. Bl. 84 mit dem Hofe des Amenhotep III. in gleicher Richtung, wogegen der Hof des Ramses II. beträchtlich ostwärts abweicht. Anders freilich in der Descr. de l'Eg. Antq. T. III. Pl. 5. Vgl. Lepsius, Briefe. S. 278.

die Schäfte der Lotosknospensäulen bis auf zwei Drittheile der Höhe in jener glatten, mantelartigen Umhüllung, welche von jetzt an die conventionelle Form der ägyptischen Säule ausmacht. Beiden Bauten des Ramses-Sesostris sehen wir auch das dort noch stehen gebliebene Drittheil und die alte Knospeneintheilung des Kelches in diesen steinernen Mantel hineinschlüpfen. An die Stelle der kräftigen Naturnachahmung tritt somit ein kalter Schematismus, der nur noch in aufgemalten Verzierungen andeutet, was er früher in vollen plastischen Formen auszudrücken liebte. Hierher gehören die riesigen Erweiterungsbauten, die der König in den Tempeln von Karnak und Luxor vornahm, dann dessen Grabtempel auf der Westseite von Theben, und unter seinen nubischen Bauten vornehmlich die Felsendenkmale von Abu Simbel. An diesen letzteren ist übrigens auch die Technik bereits der Ausartung in's Rohe anheimgefallen.

Es mag mit dem sittlichen und politischen Verfall des Aegyptertums zusammenhängen, dass in den langen Jahrhunderten bis Psammetich keine erfreuliche Wandlung, kein Aufschwung zu frischerem Leben in der ägyptischen Architektur bemerkbar ist. Um diese Zeit, unter dem glücklichen Wiedervereiniger des Reichs, trat eine Restauration der alten Baukunst ein. Psammetich wandte sich zu den inzwischen verwaisten Stätten des früheren Pharaonenthumes zurück. Die Räume des altehrwürdigen Labyrinthes nahmen die Gräber der Dodekarchen auf, die berühmtesten Tempel in Memphis und Theben wurden ausgebaut, und vor Allem die Burg und das Heiligthum der Neith von Sais, der Residenz Psammetich's, mit prächtigen Bauten ausgestattet. Sowohl die Musterwerke der zwölften als die der achtzehnten Dynastie wurden nachgeahmt; allein es blieb auch bei der blossen Nachahmung, der es überdiess an den Mitteln und dem grossartigen Sinn der alten Pharaonen fehlte. Dass in diese Zeit auch die nachweisbar frühesten ägyptischen Keilsteingewölbe fallen, wurde schon oben erwähnt.

Es konnte nicht anders sein, als dass die weiteren Schicksale Aegyptens dem Sinn der heimischen Baumeister, durch die Bekanntschaft mit den griechisch-römischen Formen befangen gemacht, die frühere Sicherheit und Klarheit benahmen und Mischlingsgestaltungen erzeugten, von denen sich das Volk früher völlig frei zu halten wusste. Indessen scheint dies weniger in Oberägypten der Fall gewesen zu sein, wo die unzerstörte Pracht der älteren Gebäude den späteren Geschlechtern vor Augen blieb und neue Bauten fast überflüssig machte, als vielmehr in den grossen Städten des Delta, von denen uns freilich zur weiteren Constatirung dieser Ansicht wenig

oder nichts erhalten ist. Im Süden des Landes darf u. A. der kleine südliche Tempel von Philae aus der Zeit des Nektanebus II., des letzten einheimischen Pharaonen (358—340 v. Chr.) wegen seiner eleganten und reinen Formen als eine der anmutigsten Schöpfungen dieser Spätzeit betrachtet werden. Auch die Ptolemäer sind sowohl durch stattliche Neubauten als durch eine Menge von Restaurationen vertreten. Wir nennen den reizenden Hathortempel am Osymandyeion in Theben, die prächtigen Bauten von Esneh und Edfu, und namentlich den schönen Hathortempel von Dendera. Charakteristisch für diese Bauten ist die reiche Flora ihrer Ornamentik, die sich dann auch gern mit figürlichen Bildern mischt, und zu deren mannigfaltigem Formenspiel sich die Reize der ausgedehntesten Polychromie gesellen.

Ein bestimmter römischer Einfluss auf die ägyptische Architektur ist kaum zu erweisen, wie denn überhaupt bei allem Wechsel der Zeiten die dadurch bedingte Verschiedenheit des Styls hier eine geringere war, als bei den Bauten irgend eines anderen Volkes.

Grösse und Schönheit der ägyptischen Architektur.

Bei der Bewunderung, welche die ägyptischen Bauten den Reisenden entlocken, wird nicht leicht die kolossale Grösse dieser Monumente unerwähnt gelassen, und ohne Zweifel ist auch die absolute Grösse eines Gebäudes, das Verhältniss nicht der einzelnen Theile unter einander, sondern des Ganzen zur Natur von Wichtigkeit. Allein man darf sich dennoch das Kolossale des körperlichen Maasses nicht gerade als das Charakteristische und Wesentliche dieser Bauten denken. Der Palast von Karnak ist allerdings von gewaltigem Umfange ¹⁾, allein er erreicht noch nicht den mancher europäischen Paläste, des Escurials und anderer. Die Höhe seiner Pylonen ist ebenfalls sehr bedeutend (134 Fuss), sie überragt die unserer Schlösser um ein nicht Unbedeutendes, (das Schloss zu Berlin hat mit der Gallerie etwa 100 Fuss Höhe), allein diese Höhe beschränkt sich auf diese thurmartigen Gebäude und bleibt dennoch unter der Höhe des Mittelschiffs der Peterskirche, so dass von einer Vergleichung mit der Kuppelhöhe derselben oder gar mit den Thürmen unserer grösseren Kirchen nicht die Rede sein kann. Der Palast von Karnak ist aber auch bei Weitem das

¹⁾ Die Breite der Pylonen beträgt 113 Meter, die hintere Breite aber nur 98, die Länge dagegen die beträchtliche Zahl von 356 Meter = 1052 Fuss. Der ganze Flächenraum ist also auf etwa 40,000 Quadratmeter anzuschlagen. Der des Escurials dagegen beträgt (287 Br. und 271 L.) 77,777 Quadratmeter.

kolossalste aller ägyptischen Gebäude, wenn wir die Pyramiden ausschliessen. Die Pylonen von Edfu haben, obgleich schlank gebaut, nur 106 Fuss, die von Luxor nur 72 Fuss, die von Medinet-Habu nur 66 Fuss Höhe. Andere ägyptische Gebäude sind noch viel geringer. Die materielle Grösse ist es also nicht, welche den Eindruck bedingt. Ebenso wenig ist es eine strenge Regelmässigkeit der Zahlenverhältnisse. Nur an dem Tempel zu Edfu sind sie einfach und fest; die Länge ist gerade das Dreifache der hinteren, das Doppelte der vorderen Breite; die Höhe der Pylonen die Hälfte der ganzen Vorderseite, ebenso die Breite des Hofes zwischen den Säulen; der Vorsprung der Pylonen vor der Mauer des Hofes der Tiefe dieser Gebäude gleich u. s. f. Allein bei den anderen Bauten finden sich keineswegs so genaue Beziehungen und wir können die des Tempels in Edfu wohl nur für das Ergebniss späterer Reflexion, nicht für das Eigenthümliche der schönsten Epoche halten.

Die Schönheit dieser Gebäude hängt mit dem Charakteristischen der Formen enge zusammen. Die kräftigen Mauern, mit ihrer schrägen Richtung felsenfest in dem Boden wurzelnd; das einfache Gesimse in der Rundung seiner Hohlkehle, wie ein ernstes, tiefliegendes Auge beschattet; die ungebrochenen Linien, welche sich an den einzelnen Theilen des Baues bei verschiedener Höhe und Breite wiederholen, und im Innern die reichste Mannigfaltigkeit der Formen ruhig beherrschen; dies Alles vereint giebt uns das Bild und den Ausdruck eines unerschütterlich festen, bewussten, klar ordnenden Geistes. Derselbe Geist, welcher in der festen Begründung der bürgerlichen Verhältnisse sich aussprach, dessen politisches Gebäude Jahrtausende ausdauerte, dem die klugen und scharfsichtigen Griechen ihre Bewunderung zollten, hat sich hier architektonisch ausgesprochen. Die Quelle der Schönheit ist überall der Geist, welcher sie schuf, und dieser ist es, den wir auch hier anerkennen und schätzen, der bestimmte individuelle Charakter des ägyptischen Volkes.

Für uns ist etwas Fremdartiges in dieser Schönheit, sie ist überhaupt nicht jedem Lande, nicht allen Geschlechtern der Menschen gemäss. Strabo, der gelehrte und verständige griechische Reisende aus Augustus' Zeit, besuchte Aegypten selbst, und wir haben uns seiner Beschreibung von der Anordnung ägyptischer Tempel schon oben bedient. In dieser Beschreibung kommt eine höchst merkwürdige Stelle vor. Nachdem er (XVII. 28) die übrigen Theile geschildert, erwähnt er zuletzt noch des vielsäuligen Raumes und zwar in folgenden, oben schon einmal berührten Worten: „Auch ist da noch ein gewisser vielsäuliger Raum von barbarischer (fremdartiger) Anordnung; denn ausser dass

er voll von vielen und starken und in vielen Reihen aufgestellten Säulen ist, hat er nichts Schönes, nichts Bildliches, sondern scheint ein sehr thöricht Werk zu sein“¹⁾. Den heutigen Verehrern der ägyptischen Architektur ist dies unbegreiflich gewesen, weil diese Säulen schon an sich selbst schön, überdies ganz mit Malerei bedeckt sind, und überhaupt der ganze Raum ihnen sehr imponirte. Allein offenbar spricht hier in dem vielgereisten, gebildeten Manne dennoch der Grieche mit seinem nationalen Schönheitsbegriffe, dem dieser Wald von Säulen, die Häufung im inneren Raume zuwider und unverständlich ist. Selbst für unsere kosmopolitische Zeit, in welcher die Nationalgeister noch sehr viel mehr als im römischen Reiche sich einander genähert haben, bleibt jene Schönheit eine fremdartige, und wir könnten sie uns nicht wie die griechisch-römische Architektur aneignen²⁾.

Aus den Zeichnungen, die wir in so grosser Zahl von so grossartiger und vortrefflicher Ausführung besitzen, glauben wir uns eine ziemlich vollständige Vorstellung von der Schönheit der ägyptischen Bauten machen zu können. Allein alle Reisenden stimmen überein, dass hier noch viel übrig bleibe, was keine Nachbildung zu ersetzen vermöge. Es ist dies die Uebereinstimmung mit den natürlichen Umgebungen; der Eindruck dieser weiten Bergzüge, des grossen Stromes, das ungeübte, warme Licht der südlichen Sonne vom reinen Himmel³⁾, alles dieses gehört dazu, um die Bauten zu verstehen, und darin gerade liegt die Meisterschaft ihrer Urheber, dass sie den richtigen Ton, der mit diesen Umgebungen so genau harmonirte, zu finden wussten.

Aber dennoch geben uns diese Zeichnungen, was ihnen auch fehlen mag, ein schon höchst verständliches Bild des Charakters, ja sie

1) *ἀλλὰ ματαιοπovίαν ἐμφανίζει μᾶλλον*. Das Griechische ist vielleicht ein noch stärkerer Ausdruck, als der im Texte gewählt.

2) Es ist freilich nicht dafür zu stehen, dass gewisse Architekten, welche so gern die Städte in Museen verwandeln, in denen sie Bauwerke der verschiedensten Zeiten und Zonen zusammenstellen, nicht auch ägyptische Bauten zu uns verpflanzen. Hat doch schon Wiebeking in der bürgerlichen Baukunde den Vorschlag zu einer Normalkirche gemacht, in welcher das Aeussere griechisch, das Gewölbe gothisch, die Säulen aber ägyptisch sein sollen!

3) Parthey, die Philis Insula, von der Vorhalle sprechend, versichert, er habe die genauesten Abbildungen matt gefunden. Die Verhältnisse des Gebäudes, die Ornamente und Farben könne man sorgfältig nachahmen, aber nie erreiche das Bild diese Durchsichtigkeit der Schatten, den reinen Glanz des Himmels, welcher bei der unwandelbaren Heiterkeit des Tages die Insel beleuchte. Aehnlich Jollois über Theben, in Descr. de l'Eg. Ant. Tom. II. S. 586. Die neuere Chromolithographie mag allerdings dem Eindruck der Wirklichkeit bedeutend näher kommen.

lehren uns, die wir die Gegenden nicht mit eigenen Augen sahen, selbst den Charakter jener Natur, mit der sie so unzertrennlich harmoniren, besser als landschaftliche Zeichnungen kennen. Die nahe Beziehung auf die Natur ist in diesen Gebäuden augenscheinlich. Die steilen Aussenwände entsprechen den Felsen, die Formen der Säulen den Pflanzen des Nilthals. Schon deshalb ist an eine Uebersiedelung dieser Formen in andere Gegenden nicht zu denken. Ebenso wenig aber an eine Trennung oder Veränderung derselben; denn sie hängen auf's Genaueste, wie im Ganzen mit dem Boden, so im Einzelnen untereinander zusammen; ohne jene gewaltige Stimmung der Mauern würde das einfache Gesims leer und zwecklos, ohne die Mannigfaltigkeit der Abstufungen, das Ganze einförmig, ohne den Reichthum der Säulen, Statuen und Farben trocken und kalt erscheinen.

Ebenso eigenthümlich wie die Natur des Nilthales ist auch die Gestalt dieser Bauten; sie sind durchaus local, ausschliesslich ägyptisch. Mit einer so scharf ausgeprägten Nationalität ist nothwendig eine gewisse Einseitigkeit verbunden, die wir denn auch in diesem Baustyle erkennen. Es ist dies hier das Rücksichtsvolle, Absichtliche, die Beziehung auf Eindruck und Wirkung, und zwar auf eine bestimmte, der ägyptischen Nationalität zusagende Wirkung. In einem höheren Geiste entwickelt sich jede Gestalt frei aus sich heraus, in sich organisch, unabhängig von allem anderen, nur nach ihren eigenen Gesetzen geformt und gegliedert. So werden wir die architektonische Form in Griechenland sich entwickeln sehen, in sich vollendet, ihre Gliederung nur nach statischen Gesetzen, nicht mit Beziehung auf irgend eine beabsichtigte Wirkung, auf eine Rücksicht des Cultus, nicht mit Nachahmungen natürlicher Gegenstände vermischt. Diesen Geist der Freiheit darf man, wie überhaupt nicht in Aegypten, so auch nicht in der ägyptischen Architektur suchen. Hier ist vielmehr Alles Beziehung, theils auf die Verherrlichung des inneren geheimnissvollen Gottes, theils auf die Stimmung der Eintretenden. Das ägyptische Gebäude ist nicht in sich geschlossen, es ist weit entfernt, dem organischen Körper zu gleichen, dessen Glieder alle gleich nothwendig sind, weder vermehrt noch vermindert werden können. Es gleicht vielmehr der unorganischen Natur, wo sich immer neue Krystallisationen an einander fügen können. Seine einzelnen Theile sind an sich fertig und können bestehen, es können aber auch andere angefügt werden, und wiederum noch andere. Das innere Band, welches diese einzelnen verschiedenen Theile zusammenhält, ist ein loses.

Die Spinxgänge, Thore, Pylonen, Höfe, jedes von ihnen ist vereinzelt, und das Ganze wird nur durch eine Rücksicht, welche ausserhalb der Form selbst liegt, durch die Rücksicht auf den Gebrauch, auf die

Steigerung der Eindrücke, auf den Festzug priesterlicher Feier verbunden. Keiner dieser einzelnen Theile ist aber auch wieder so selbstständig, dass er ein vollkommenes Ganzes für sich bilden oder allein stehen könnte, und hierdurch wird ihre Verbindung möglich. Sie ist eine künstliche, im Vergleich mit einer organisch frei gebildeten, gleichsam natürlichen Gestalt. Sie erscheint aber wieder als eine natürliche, wenn wir sie in Verbindung mit der sie umgebenden Natur betrachten. Deshalb ist es denn auch günstig, dass diese sich architektonisch wiederholt, dass die Mauern den Felswänden, die Säulen den Blumen und Bäumen gleichen. In einer streng architektonischen Kritik fänden diese Pflanzengestalten keine Rechtfertigung, sie sind erst durch eine Beziehung auf die äussere Natur gewissermaassen symbolisch zu verstehen. Stellen wir uns aber auf den eigenthümlichen ägyptischen Standpunkt, so ist diese Symbolik keine willkürliche, sondern eine nothwendige. Das Schrofte muss durch diese weichen Details, das höchst Abstracte und Allgemeine durch diese sehr individuellen, naturgemässen Einzelheiten ergänzt werden. Das Ganze wird dadurch, wenn auch nicht ein organisch Untheilbares, doch ein geistig vollkommen Zusammenhängendes; seine Einheit ist eine natürliche, wenn auch nicht im Sinne der höchsten Freiheit, so doch im Sinne der unbewussten, freiwilligen Abhängigkeit, in welcher der Mensch zur Natur steht. Es ist der vollkommenste Ausdruck des eigenthümlichen Volkslebens, das zwar ein künstliches Gefüge priesterlicher Klugheit, aber dennoch so genau, so vollständig aus der Natur des Landes erwachsen war, dass es bei den Erschütterungen von Jahrtausenden nicht wankte, und erst eine vollkommene Umgestaltung der Welt es untergrub.

Das wahrhaft Individuelle ist aber auch allgemein, und so finden wir in dieser ganz nationalen und eigenthümlichen Gestalt dennoch eine von allen Zeiten anzuerkennende hohe architektonische Schönheit. Die Architektur ist eben darum die früheste im Entwicklungsgange der Künste, weil sie der höchsten organischen Freiheit noch nicht bedarf. Vom Schönheitssinne erzeugt und in's Leben gerufen, aber von der Zweckmässigkeit geboren und genährt, bleibt in ihren Zügen stets die Spur dieser gröberen irdischen Mutter. Der Charakter des Bedingten, Relativen, einer darüber schwebenden, nicht aus dem Stoffe hervorgehenden Regel bleibt auch noch da, wo die architektonische Form sich der frei organischen am meisten nähert, und darf nicht ganz verschwinden. Es ist daher auch der ägyptischen Architektur nicht nachtheilig, dass die Absichtlichkeit priesterlicher Bestimmung und symbolischer Beziehung überall hervortritt, vielmehr, da diese Absicht eine grosse bedeutende und naturgemässe ist, entsteht dadurch eben die männliche

Schönheit, die zu erkennen und zu würdigen auch uns späten Fremdlingen ein hoher Gewinn ist.

Viertes Kapitel.

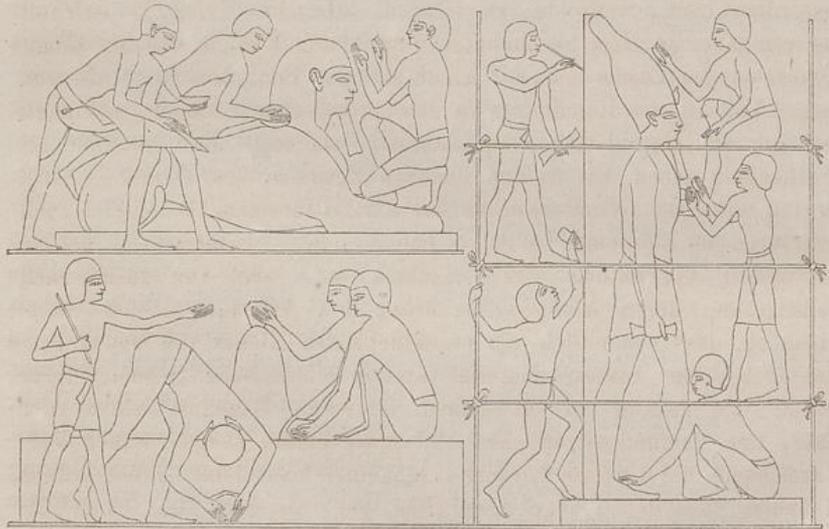
Sculptur und Malerei der Aegypter.

Unter allen Völkern hat keines den Luxus bildlichen Schmuckes weiter getrieben, als die Aegypter. In der Zahl der Statuen mögen die Griechen sie übertroffen haben, aber in der Menge der Reliefs, in der Grösse der Dimensionen, in der Kolossalität der Formen stehen sie ihnen bei weitem nach. Erinnern wir uns der grossen Zahl von Gebäuden, welche die Ufer des Nils von der nubischen Katarakte von Wadi Halfa bis zur Mündung des Stromes schmückten, und bedenken wir, dass in allen diesen keine Wand, keine Säule ohne Reliefs oder wenigstens Hieroglyphen blieb, so müssen wir über den gewaltigen Reichthum plastischer Arbeiten erstannen. Freilich dienten die vereinten Kräfte eines gehorsamen und arbeitsamen Volkes und zwar durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, selbst Jahrtausenden, zur Ausführung dieser Werke, und sie wurden vielleicht noch durch ausserordentliche, uns unbekannte mechanische Hilfsmittel unterstützt. Betrachtet man die ungeheuren Felsblöcke, welche in vielen Tempeln jedesmal eine ganze Kammer aus einem Steine bilden, so müssen allerdings ganz ungewöhnliche Mittel dazu gehört haben, um diese Massen von den Felsen abzulösen, sie zu heben und zu transportiren. Wo in neueren Zeiten Aehnliches geschah, in Rom und in Russland, hat man es stets als ein ausserordentliches, der Bewunderung würdiges Werk gepriesen, während es dort fast zu Gewöhnlichem geworden sein muss. Ueberhaupt kann die Sorgfalt der ägyptischen Steinmetzen nicht genug gerühmt werden. Keine Steinart war ihnen zu schwierig, der härteste Granit und Basalt sind, wenn auch nicht in gleicher Masse, doch in gleicher Vollendung behandelt, wie die weicheren Kalk- und Sandsteinarten. Glättung und Sauberkeit der Ausführung lassen überall nichts zu wünschen übrig. Von der Sicherheit und Geschicklichkeit, mit welcher die ägyptischen Arbeiter den Meissel zu führen verstanden, geben nicht bloss die vollendeten, sondern noch deutlicher die unvollendeten Werke Zeugnis. In den Steinbrüchen finden wir Obelisken, welche mit einer Seite noch am Felsen haften, auf den drei anderen aber bearbeitet,

sogar schon mit Hieroglyphen versehen sind. So sicher waren sie also, dass die Ablösung des schlanken Steinbalkens glücklich von Statten gehen würde, dass sie keinen Anstand nahmen, die Verzierung schon vorher anzubringen. Umgekehrt dagegen geschah es an den Säulen und Wänden, welche aus einzelnen Steinblöcken zusammengesetzt waren; denn hier wurden die plastischen Verzierungen nicht etwa an den einzelnen Steinen vor ihrer Zusammenfügung vollendet, sondern erst nach der Aufrichtung des architektonischen Theiles darauf ausgearbeitet. Dies geschah dann in der Art, dass die Zeichnung der Figuren mit rother Farbe voranging, demnächst die Form mit dem Meisel ausgehauen und endlich die Farbe aufgetragen wurde.

Bei Sculpturwerken lies man ungern die natürliche Oberfläche des Steines zu Tage treten. Granit, Basalt und andere edlere Steinarten wurden glänzend polirt. Kalk- oder Sandstein erhielten einen Farben-

Fig. 61.



Künstlerwerkstatt auf einem thebanischen Wandgemälde

überzug, der aber nie ohne vorhergegangene weisse Grundirung aufgesetzt wurde. Das Wandgemälde eines thebanischen Grabes der achtzehnten Dynastie (Fig. 61) veranschaulicht uns diese verschiedenen Procedures. Ansser der Bemalung wurden die Sculpturen in Sand- und Kalkstein auch noch mit anderen decorativen Zuthaten, z. B.

eingesetzten Augen aus Quarz, Krystall oder Edelsteinen versehen. Diese kostbaren Materialien, welche das Land dem ägyptischen Künstler in unerschöpflicher Fülle darbot, gaben ausserdem den Impuls zu jener virtuosen Entwicklung der Kleinsculptur, von der uns die zahllosen Amulettfigürchen, Scarabäen u. s. w. in Jaspis, Lapislazuli, Achat und anderen Edelsteinen, welche die Mumiensärge unseren Museen füllen, staunenswerthe Belege bieten. Auch Bildwerke in Holz und Elfenbein kommen sowohl in den Nachrichten der Alten als auch unter den Denkmälern vor. Herodot (II. 143, 182) und Diodor (I. 48) erzählen von kolossalen Statuen und figurenreichen Reliefs in Holz; nach der Masse der geschnitzten kleinen Figuren unserer Museen scheint besonders der kostbare Stamm der Sykomore wegen seiner Leichtigkeit beliebt gewesen zu sein. Ein prächtiges Beispiel ägyptischer Holzreliefarbeit besitzen wir in dem berühmten Mumienkasten des Leipziger Museums mit ungefähr dreitausend erhabenen geschnitzten Figürchen, welche trotz der kleinen Dimensionen eine wunderbare Naturwahrheit und Feinheit der Durchbildung zeigen. Auch die Holzschnitzereien pflegten bemalt und ausserdem häufig vergoldet zu werden. Herodot (II. 129) berichtet uns von einer in Holz geschnitzten vergoldeten Kuh, in welcher König Mykerinos die Leiche seiner Tochter auf der Burg von Sais beisetzen liess. Viele kleine Holzfiguren in den europäischen Sammlungen tragen noch den aus Goldblättchen bestehenden Ueberzug. Für die Bildnerei in Elfenbein haben wir freilich nur das Zeugniß des Diodor (I. 46), wonach unter den Wunderwerken des hundertthorigen Theben sich auch Sculpturen in Elfenbein befunden haben sollen. Indessen ist es bei der weiten Verbreitung dieser Technik unter den vorderasiatischen Völkern und deren häufiger Berührung mit Aegypten höchst wahrscheinlich, dass namentlich die prachtliebenden Könige des neuen Reiches auch dieses kostbare Material für den bildnerischen Schmuck ihrer Tempel und Paläste zu verwerthen wussten. Dagegen scheint der Thon, der Urahne sämtlicher bildsamen Stoffe, wegen seiner Vergänglichkeit und Unscheinbarkeit sich keiner besonderen Gunst erfreut zu haben. Um dem Mangel abzuhelpen, gab man dem Thon einen glasureartigen Ueberzug, meistens von blauer oder grünlicher Farbe, bisweilen auch mit aufgesetztem Gold, und liess dadurch den kleinen mumienhaften Götterfiguren für den Todtencultus, die man besonders zahlreich in diesem Stoffe bildete, ausser der Dauerbarkeit auch ein gefälligeres Aussehen. Weit künstlerischer freilich und strenger in der Form sind die ebenfalls zahlreichen Denkmäler der ägyptischen Metallarbeit. Die oft kaum zollhohen Goldfigürchen unserer Museen erregen durch die Sauberkeit ihrer Ausführung und das unfehlbare Stylgefühl,

das sich auch in den geringfügigsten Werken mit gleicher Bestimmtheit ausspricht, die allgemeine Bewunderung. Herodot (II. 172) weiss von einer öffentlich aufgestellten, also wohl grösseren Statue in Gold zu berichten. Silberne Bildwerke sind bei weitem seltener. Unter den übrigen Metallen dominirt die Bronze. Die Aegypter waren in der verschiedenartigen Legirung und Verarbeitung derselben weit vorgeschritten; sowohl getriebene als gegossene Werke begegnen uns; auch das Löthen war den Aegyptern bekannt. Ein auszeichnendes Merkmal der ägyptischen Bronzen ist die sanfte Glätte ihrer Oberfläche, welche die Verwitterung hindert. Vermuthlich wurden die Bronzearbeiten mit einer öligen Substanz getränkt und so vor dem Hinzutreten der Feuchtigkeit bewahrt¹⁾. Auch dieses Material ging dann zur Erhöhung des Glanzes Verbindungen mit edleren Stoffen ein. Einestheils wurden Goldplättchen aufgelegt, auderentheils bestimmte Partien durch eingelegte Silber- oder Goldfäden hervorgehoben, und zu demselben Zweck auch bisweilen Email und ähnliche farbige Flüsse als Füllung angewendet.

Von eigentlicher Malerei kann man nicht sprechen, denn die Kunst der Schattirung fehlt völlig; selbst da, wo nicht Sculpturen farbig angestrichen, sondern gemalte Figuren auf flachem Grunde angebracht wurden, sind sie nur farbige Silhouetten ohne Vertiefung und Schatten. Die Bereitung der Farben und die Ausführung des Anstrichs geschah mit grosser Sorgfalt. An einigen nicht vollendeten Werken, z. B. einem jetzt im Berliner Museum befindlichen Grabe von Sakkara, können wir beobachten, dass auch hier zuerst die Umrisse in rother Farbe gezeichnet, dann, wahrscheinlich von anderer Hand, mit schwarzer Farbe korrigirt, darauf mit Weiss untermalt wurden, und nun erst die Farbe erhielten, in welcher sie bleiben sollten. Der sorgfältigen Bereitung dieser Farbe und freilich auch dem günstigen Klima ist es zuzuschreiben, dass die Färbung sich noch in höchster Frische erhalten hat. Das Farbenmaterial war übrigens beschränkt, man findet nur Roth, Hell- und Dunkelblau, Gelb, Schwarz und Grün²⁾. Fleischfarbe

1) Wilkinson, Manners and customs III. 254.

2) Das Florentiner ägyptische Museum bewahrt eine etwa fusslange Holzplatte mit Vertiefungen, in welchen deutliche Reste von Farben erhalten sind. Man unterscheidet auf dieser altägyptischen Palette zweierlei Gelb, zweierlei Roth, Grün, Hellblau und Schwarz, geordnet nach der Abstufung von den helleren zu den dunkleren Tönen. Das Malen selbst veranschaulichen uns einige der ältesten Gräber von Gizeh. Die Maler haben dort ihre Palette am linken Arm hängen; das vor ihnen stehende Gefäss enthält wohl das als Bindemittel dienende Gummiwasser. Beiläufig bemerkt, scheint die eigentliche Frescomalerei den Aegyptern noch nicht bekannt gewesen zu sein. Ihr einfacheres Verfahren reichte auch, wie die Denkmäler zeigen, für das dortige Klima vollkommen aus.

fehlt ganz; bei ägyptischen Männern nahm man ein bräunliches Roth zur Bezeichnung des Nackten, wobei eine vollkommene Nachahmung der Natur nicht bezweckt war, da die Pferde fast dieselbe Farbe haben. Das Kolorit der Frauen ist mehr gelblich, ohne Zweifel zur Bezeichnung der zarteren Haut; die feindlichen Völker, mit welchen die Aegypter auf den Schlachtbildern kämpfen, sind verschieden, häufig mit graugelber Färbung dargestellt. Bei den Göttergestalten hört die Beziehung auf das menschliche Kolorit ganz auf, sie sind blau, grün, rothgrün, gelb, wahrscheinlich nach symbolischen Rücksichten auf die Naturelemente, welche durch diese Götter repräsentirt wurden, oder auf kirchliche Ceremonien. Ebenso wenig wie eine wirkliche Malerei gab es, wie schon hervorgehoben, eine selbstständige, farblose Sculptur; selbst die freistehenden Statuen erscheinen in der oben geschilderten Weise ganz oder zum Theil übermalt gewesen zu sein, wenn auch die Luft hier geringe Spuren der Farbe zurückgelassen hat. Jedenfalls war aber die halberhabene Arbeit niemals ohne Farbe, ja sie erforderte sogar dieselbe. Die Reliefs sind nämlich meistens von einer eigenthümlichen Art, sie erheben sich nicht über die Wandfläche, in welcher sie angebracht sind, sondern bleiben innerhalb derselben; sie sind, wie die Franzosen sie nennen, Reliefs in einer Vertiefung, versenkte Reliefs, (*bas-reliefs en creux*). Die Conturen jeder Figur, und zwar nicht bloss die äussersten, sondern auch die inneren jedes freistehenden Theiles, der Arme, Beine u. s. f., sind bis auf eine grössere oder geringere Tiefe in die Wandflächen eingegraben und innerhalb derselben ist die Rundung der Theile, soviel nöthig schien, durch Vertiefung der zurückweichenden Stellen ausgearbeitet, so dass auch die höchsten Stellen nicht über die Wandfläche hinausragen. Das Verfahren hält gewissermassen die Mitte zwischen der plastischen und einer zeichnenden Darstellung, in welcher die Schatten nicht aufgetragen, sondern eingegraben sind. Die Farbe war daher auch wesentlich nöthig, um die Theile mehr hervortreten zu lassen. In architektonischer Beziehung ist diese Weise sehr vortheilhaft, indem die Figuren keine Schatten werfen, und die Einheit der Wand nicht unterbrechen, sondern vielmehr, indem sie durch den nach innen fallenden Schatten ihres Umrisses sich zurückziehen, noch augenscheinlicher machen.

Uebrigens kannten die Aegypter auch das wirkliche Relief und brachten es im Inneren der Gebäude, wo bei geringerer Beleuchtung die vertieften Reliefs nicht hinlänglich deutlich gewesen wären, häufig an. Zuweilen kommt es am Aeusseren vor, ohne dass man den Grund dieser verschiedenen Behandlungsweise angeben könnte. Man hat zwar vermuthet, dass die ursprünglich bei der Errichtung der Gebäude

vorbereiteten Reliefs erhaben gearbeitet, die anderen aber erst später in die schon vollendete Mauer, wie in einen Felsen, eingehauen worden seien; indessen macht schon die Menge der versenkten Reliefs dies unwahrscheinlich, da man nicht glauben kann, dass so grosse Gebäude ohne den nach ägyptischen Begriffen nothwendigen Schmuck des Bildwerks vollendet worden wären. Jedenfalls ist jene andere, den Aegyptern eigenthümliche Art des Reliefs, das versenkte (in Verbindung damit, dass sie sich nur weniger, oft wiederkehrender Farben bedienten) für ihren Styl die vortheilhaftere, indem auf diese Weise die Häufung der farbigen Sculptur, wenn auch etwas tapetenartig, doch weniger bunt und überladen erscheint.

Ein charakteristischer Zug der ägyptischen Sculptur ist die Gleichförmigkeit und Gesetzlichkeit in der Körperbildung der Gestalten. Schon den Griechen war sie aufgefallen. Plato erzählt, dass vermöge einer gesetzlichen Ordnung die Bilder der Aegypter zu seiner Zeit weder schöner noch hässlicher gemacht würden, als vor tausend und mehr Jahren. Ein anderer griechischer Schriftsteller, Diodor, giebt näher an, wie das geschehen sei. Nicht nach dem Augenmaasse, sagt er (I. 98), wie die Griechen, bestimmten die Aegypter das Maass der einzelnen Glieder, sondern sie hätten den Bau des ganzen Körpers nach einer bestimmten Zahl von Theilen ($21\frac{1}{4}$) abgetheilt, nach welchen sie dann das Verhältniss, wie ein Glied zum anderen und jedes zum Ganzen sich verhalte, berechneten. Dieser Maassstab werde zu Grunde gelegt, wenn sie die einzelnen abgetheilten Steine bearbeiteten. Daher könne denn auch eine Statue von mehreren Künstlern an verschiedenen Orten, wenn sie nur über die Grösse sich verständigt hätten, in vollkommener Harmonie ausgeführt werden, so dass man über die ausserordentliche Geschicklichkeit erstaunen müsse.

Die nähere Kenntniss der ägyptischen Monumente bestätigt diese Angaben. Abweichungen, hauptsächlich in der Bildung des Kopfes, in gröberer oder feinerer Behandlung des Details, auch wohl in den Formen nach Gegenden und Epochen lassen sich erkennen. Die ältesten Figuren aus den Gräbern von Memphis sind z. B. sämmtlich plumper, breiter, schwerfälliger, die der späteren Blüthezeit des Reiches und vollends der griechischen oder gar römischen Periode zierlicher und mit einer gewissen Affektation gebildet. Allein im Wesentlichen sind die Körperverhältnisse überall in den grössten wie in den kleinsten Dimensionen dieselben. Aus der Vergleichung der so häufig vorkommenden Kolosse hat man berechnet, dass eine bestimmte Einheit des Körpermaasses zu Grunde gelegt, und bei der Darstellung vergrößerter Gestalten mit einer bestimmten Zahl vervielfältigt wurde, bald

vier, bald sechs, bald sogar zehn bis zwölf Mal und mehr ¹⁾. Die einfache Grösse war hienach eine von einem schlanken Volke entnommene, mehr als mittlere (5' 8" 3"), und schon darin findet sich die Richtung auf das Kolossale und Kräftige, welche in der Sculptur fast noch fühlbarer ist als in der Architektur, angedeutet. In den Reliefs tritt diese Neigung zum Kolossalen weniger hervor; sie füllen zwar auch ganze Mauerflächen bis auf 90 Fuss Länge und mehr, indessen ist damit nicht immer eine Vergrösserung der einzelnen Gestalten über die Natur hinaus verbunden. Dagegen an freistehenden Statuen übertreffen die Aegypter in der Grösse und in der Zahl kolossaler Figuren alle andern Nationen. In Ipsambul und in Medinet-Habu erheben sich die Kolosse, obgleich sitzend dargestellt, bis auf 60 Fuss und mehr, und selbst die Pfeilerstatuen der Vorhöfe, obgleich in grosser Zahl sich wiederholend, sind häufig einige 20 bis 30 Fuss hoch. Der bekannte Sphinxkoloss in der Nähe der Pyramiden hat, wie schon erwähnt, noch grössere Verhältnisse.

Die Körperformen, welche an allen Gestalten wiederkehren, haben den Charakter des Kräftigen. Die Brust ist breit und gewölbt, die Schultern ziemlich hoch, der Hals im scharfen Winkel aufgesetzt, der Leib schwächig, die Beine hoch und schlank. Die Muskeln sind nicht mit anatomischer Genauigkeit ausgeführt, aber im Ganzen ist die Bildung der fleischigen Theile naturgemäss, und entspricht den Formen eines gesunden, muskulös ausgearbeiteten Körpers. Besonders gilt dies von den Armen, während an den Beinen zwar die Kniee stets mit grosser Präcision gearbeitet, die Schenkel aber meistens geradlinig und trocken, die Waden nicht stark hervortretend sind. Auch die weiblichen Körper sind, wiewohl schlanker, noch kräftig gebildet, die Brust voll, der Leib gerundet, die Kniee etwas einwärts gebogen. Sie sind meistens ganz bekleidet, aber mit einem dünnen enganliegenden Gewande, welches den Bau des Körpers völlig sichtbar lässt, und nur durch die Bezeichnung der Ränder erkennbar ist. Die männlichen Figuren tragen gewöhnlich nur einen zierlich gefalteten Schurz um die Hüften. Der Kopf (Fig. 62) ist niemals entblösst, sondern bei beiden Geschlechtern in der Regel mit einer enganschliessenden, auf die Schulter herabfallenden Haube bedeckt, welche auch unter dem hohen königlichen Pschent und den verschiedenen symbolischen Kopfbedeckungen der Götter bei-

¹⁾ Jomard, Exposition du Système métrique des anciens Epyptiens, in der Descr. de l'Ég. Ant. Tom. VII. S. 122 ff. Diese Einheit des Körpermaasses darf jedoch nur durchschnittlich genommen werden, da auch in dieser Hinsicht im Laufe der Zeit gewisse Veränderungen eintraten. Lepsius, Briefe S. 105 ff. unterschied einen dreifachen Kanon der Proportionen, den ältesten der Pyramidenzeit, einen zweiten späteren und den dritten aus der Ptolemäerepoche.

behalten ist. Haare sieht man überall nicht, nur bei gewissen Götter-

Fig. 62.



Reliefkopf des Königs Horus der achtzehnten Dynastie.

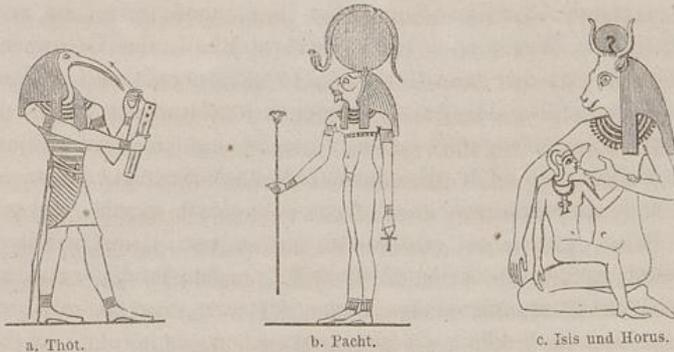
gestalten eine feste Flechte. Dagegen kommen häufig Perücken mit sorgsam geordnetem Lockengekräusel, bisweilen sogar zwei über einander vor (vgl. Fig. 65). Die Entfernung des Haares muss Sitte und eben deshalb der Gebrauch dieser künstlichen Ersatzmittel eingeführt gewesen sein.

Auch die Bildung der Gesichtszüge folgt einem festen, unverkennbaren Typus. Die Nase ist breit und rund, die Stirne niedrig, flach und etwas zurückweichend, weit entfernt von der schönen Linie des griechischen Profils; die Backenknochen sind sehr sichtbar, die Augen lang, schmal und flach, und stehen in etwas schräger Richtung, auf der inneren Seite tiefer. Ebenso gehen die Mundwinkel etwas in die Höhe, die Lippen sind geschlossen und breit, die Ohren sitzen zu hoch, das Kinn ist kleinlich, der Bart ist nicht frei und natürlich, sondern hängt wie ein schmaler, vierkantiger Zopf vom Kinne herab. Er war auch oft oder immer ein künstlicher Schmuck, und häufig sind die Bänder, mit welchen er befestigt wurde, angedeutet. Die ganze Form des Gesichtes hält die Mitte zwischen der des Negers und der der kaukasischen Race. Der Ausdruck ist stets derselbe, ein ruhig sinnlicher, starr, aber dem Lächeln sich nähernd. Gesicht und Körper stehen in einem richtigen Verhältnisse und harmoniren wohl in ihrer geistigen Bedeutung, indessen lässt sich nicht verkennen, dass der Körper, für sich betrachtet, den Vorzug hat. Ihm lässt sich, auch nach unseren Begriffen, eine gewisse Schönheit nicht absprechen; die Verhältnisse sind edel, das Symmetrische und Rhythmische der Glieder tritt wohl in's Auge, die Formen geben das Gefühl eines gesunden, starken, rüstigen Wesens, ohne Verzerrung und Schlawheit. Der Kopf dagegen ist meistens ohne allen individuellen Ausdruck, sein starres Lächeln hat etwas Todtes, Seelenloses, und seine Züge geben ein Bild überwiegender Sinnlichkeit und unentwickelten Geistes ¹⁾.

¹⁾ Dass von der im Obigen geschilderten Regel hin und wieder Ausnahmen vorkommen, welche über die Grenzen der schematisch festgestellten Durchschnittsphysiognomie

Mit der Vernachlässigung des Kopfes hängt es zusammen, dass dieser gerade derjenige Theil des Körpers ist, welcher am häufigsten mit thierischen Formen verwechselt wird. Chnubis (Num) trägt gewöhnlich den Kopf des Widders, der Sonnengott Ra oder Phre den des Sperbers, Thot, der Hermes der ägyptischen Mythologie (Fig. 63, a), führt sogar zwischen den breiten Schultern den dünnen Hals und Kopf

Fig. 63.



Aegyptische Göttergestalten.

des Ibis, Anubis wird schakalköpfig dargestellt. Selbst die Göttinnen sind so ausgestattet; Pacht (Fig. 63, b) hat den Kopf der Löwin, Hathor den der Kuh; Isis wird zwar menschlich dargestellt, aber auch oft mit den Hörnern und hässlichen Ohren der Kuh, die dem Gesichte eine breite, halbthierische Form geben, oder auch mit dem ganzen Kuhkopf und der Mondscheibe (Fig. 63, c). Es fand ein mannigfacher Wechsel mit diesen Attributen statt, je nachdem sich unter localen oder sonstigen Einflüssen die mit den Göttern verbundenen Vorstellungen änderten ¹⁾.

Vergleichen wir die Körperbildung der ägyptischen Kunst mit der indischen, so hat sie zunächst schon darin einen Vorzug, dass sie keine

hinausgehen und sich zuweilen sogar dem Porträthaften auffallend nähern, kann vor Allem die merkwürdige Zusammenstellung historisch geordneter Köpfe zeigen, welche Lepsius, Denkm. Bd. VIII, Taf. 288—304 bietet. Besonders in der Bildung der Augen bemerkt man grosse Verschiedenheiten. Es ist jedoch bis jetzt nicht gelungen, die localen oder geschichtlichen Ursachen dieser Abweichungen festzustellen.

¹⁾ Eine neue kritische Darstellung des ägyptischen Götterwesens mit Abbildungen wäre sehr erwünscht, da Champollion's Panthéon égyptien (Paris 1823) dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr entspricht. Gute Dienste leistet inzwischen die Gallery of Antiquities, selected from the British Museum by Arundale and Bonomi, with descriptions by S. Birch. London s. a. Vgl. auch Emm. de Rougé, Notice sommaire des monuments égyptiens du Louvre. 2^e ed. Paris 1860. Pag. 102 ff.

Vermehrung der Glieder kennt, wenigstens kommt dergleichen nur symbolisch an Feindeshaufen, zur Darstellung einer grossen Zahl vor, so dass ein Haupt mit vielen, gewissermaassen perspectivisch gezeichneten Armen und Beinen verbunden ist. Dagegen sind die Göttergestalten von dieser Entstellung frei ¹⁾. Auch abgesehen hievon ist aber der ägyptische Typus bei weitem schöner, die architektonische Regel, der zusammenhängende Bau des Körpers tritt klarer hervor, und während dort Schlaffheit und Weichlichkeit aus den fast sich lösenden Gliedern sprach, herrscht hier der wohlthätige Ausdruck eines gesunden, zusammengehaltenen Wesens.

Dagegen ist der Ausdruck des Charakters fast noch schwächer als an den indischen Gestalten. Die Unterscheidung des Geschlechtes ist zwar deutlich genug, und ebenso sind die verschiedenen Völkerschaften auf den historischen Reliefs von Medinet-Habu und Kalabschah charakteristisch bezeichnet. Aber alle feineren Verschiedenheiten fehlen fast ganz. Schon die des Alters ist kaum bemerkbar; wir finden weder Greise noch Jünglinge, sondern alle erscheinen in der mittleren Reife der Jahre. Nur durch die Kleinheit der Gestalt ist Horus auf dem Schoosse seiner Mutter Isis als Kind bezeichnet, und ebenso erkennt man auf einigen Basreliefs Knaben in den Triumphzügen durch ihre kleinere Gestalt.

An einen Ausdruck des Charakters, an den Unterschied des Mildeu oder Strengen, des Weisen und Kräftigen und dergleichen ist nicht zu denken, oder er ist wenigstens sehr schwach. Im Ganzen haben alle Gestalten denselben Ausdruck eines gesunden, wenn man will, stolzen Wesens, eine gewisse militärische Uniformität. Fast die einzige Ausnahme ist jene Karikaturgestalt des bösen Gottes an den Thyphonien, breit, untersetzt, zwergartig, wo die Charakteristik denn aber auch so plump ist, dass sie nur den rohesten Anfang der Individualisierung, nur die grösste Unterscheidung von Gut und Böse zeigt. Eher als geistige Charakteristik mag noch eine gewisse Porträtähnlichkeit aus der historischen Richtung der ägyptischen Kunst hervorgegangen sein, wenigstens glaubt man in einigen Denkmälern eine Wiederkehr der Züge des Helden zu erkennen.

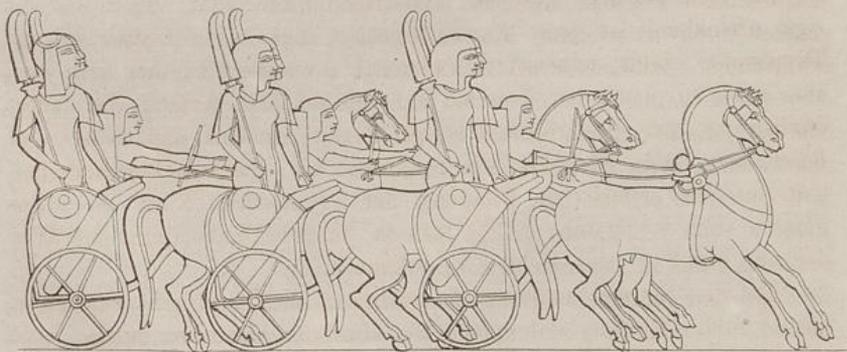
Bei den Statuen steht der Lebendigkeit des Ausdrucks schon ihre höchst ruhige Haltung entgegen. Die sitzenden Gestalten haben aneinander geschlossene Beine und Füsse, die Hand gewöhnlich mit dem Nilschlüssel auf dem Schenkel ruhend, die stehenden einen Fuss ein wenig vorgerückt, oder beide völlig gleich nebeneinander, die Arme

¹⁾ In den Tempeln von Meroe finden sich auch Göttergestalten mit mehreren Armen.

auf der Brust gekreuzt oder am Leibe eng anliegend, die Hände flach oder geschlossen. Freie Bewegung und Erhebung der Arme kommt an Statuen überall nicht vor, ebenso wenig eine Wendung des Kopfes, der immer gerade vorwärts blickend ist.

Bei den Reliefs muss man die historischen von den religiösen unterscheiden. Die letzteren enthalten überall nur Szenen der Devotion, Opfer, Weihungen, Festzüge, bei denen eine ruhige Haltung mit zur Feierlichkeit des Herganges gehörte. In den historischen Bildern ist dagegen oft höchst bewegte Handlung; Land- und Seeschlachten, Belagerungen, Jagden, Triumphzüge sind und zwar in der That mit grossem Leben dargestellt. Die ägyptischen Helden erscheinen gewöhnlich in feurigem Fortschreiten mit gespanntem Bogen, und drücken in Haltung und Geberde den Eifer des Kampfes und kriegerischen Muthes unverkennbar aus. Das Haupt ist kühn gehoben, die Augen sind weit geöffnet, fernhin blickend; das herkömmliche leise Lächeln des Mundes erhält hier eine verständliche Bedeutung, es giebt den Zügen etwas Stolzfreudiges, Triumphirendes. Besonders aber ist die Haltung des Körpers ritterlich schön; die schlanken Glieder sind mit so vielem Sinn behandelt, dass sie, obgleich die Bewegung immer ein edles Maass hält, das Treibende und Fortreissende des Kampfes völlig empfinden lassen. Die Pferde der Streitwagen, wenn auch nicht ganz genau und richtig gezeichnet, geben das Bild gestreckten Laufes oder eines im Festschmuck dahinschreitenden Siegeszuges (Fig. 64) auf's An-

Fig. 64.



Wagenzug; Reliefbild aus einem Grabe von El Amarna.

schaulichste; ihre weiten Nüstern schnauben vor Kampfbegierde. Die Feinde sind weniger edel, aber in der mannigfaltigsten Bewegung,

einige flehend, andere kämpfend, viele in verschiedenen Lagen von den Geschossen der Sieger getroffen und stürzend. Die Körperwendungen sind dabei allerdings nicht richtig, aber stets dreist und in wechselnden Motiven verständlich, und überhaupt ist das Kampfgewühl mit kühnen Andeutungen und Abbreviaturen höchst lebendig und anschaulich geschildert. Auch ausser jenem vorherrschenden Charakter des Muthes und der Siegesfreude erkennen wir den Ausdruck von Gemüthsbewegungen, die freilich immer mehr mit dem Körper als den Gesichtszügen gegeben werden. So sehen wir auf der Darstellung eines Siegesfestes in Kalabscheh, wie eine Frau, ohne Zweifel eine gefangene Königin schmerzvoll die Hände ringt, während ihre Knaben sich an sie anschmiegen wollen. Wie hier der Ausdruck des Schmerzes, so ist auf einem wiederum einen Triumphzug darstellenden Relief in Medinet-Habu ein heiterer Ausdruck wohl gelungen, indem hier Knaben nach auffliegenden Vögeln in leichten und graziösen Bewegungen greifen. Ungeachtet aller Unvollkommenheiten der Zeichnung kann man daher diesen historischen Reliefs ein künstlerisches Verdienst nicht absprechen. Sie haben die Schönheit einer jugendlich frischen, kräftigen Natur, eines regen und geordneten Lebens. Es sind Heldengedichte, denen nur die individuelle Durchbildung der Gestalten fehlt, um ihnen die Würde eines homerischen Epos zu verleihen. Kraft und Adel der Gefühle eignen sie dazu.

Wie hier der Krieg, so ist auch der Zustand des Friedens in den Bildern aus dem häuslichen Leben, die in den Grabmonumenten häufig sind, recht lebendig mit naiven und anmuthigen Zügen dargestellt. Man sieht, der Geist der That, des Praktischen, Wirksamen war bei weitem mehr entwickelt, als der Geist innerlicher Empfindung und persönlicher Charakteristik. Damit hängt es zusammen, dass man, wo eine solche nöthig war, zu höchst äusserlichen Mitteln griff. Der König oder der Held unterscheidet sich auf den historischen Bildwerken von den anderen stets durch seine kolossale Grösse; bei Belagerungen überragt er die feindliche Burg, in den Schlachten hält er oft ein ganzes Heer von kleinen Gestalten am Schopfe, um es mit einem Streiche zu vernichten, in Triumphzügen erreichen mehrere Reihen des Gefolges oder der vorgeführten Gefangenen, die in einer Art perspectivischer Darstellung übereinander abgebildet sind, zusammengenommen noch nicht die Grösse der Königsgestalt. Bei den Göttern ersetzen die thierischen Formen des Kopfes und die abweichende blaue, grüne oder graue Farbe des Körpers eine nähere Charakteristik: symbolische Bezeichnungen, deren Ursprung nicht mit Gewissheit anzugeben ist, die aber ohne Zweifel nicht auf irgend eine gemüthliche Eigenthümlichkeit,

sondern nur auf das dem Gotte zugeschriebene Naturelement hindeuten.

Dieser Mangel des persönlichen Ausdrucks ist die Ursache, dass uns die Thiere der ägyptischen Sculptur gelungener scheinen als die Menschen. An dem Thiere genügen jene allgemeinen Züge, die regelmässige Bildung der Glieder und die Andeutung körperlicher Bewegung; man vermisst nicht den Ausdruck des Charakters, wie an den menschlichen Gestalten. Dennoch muss man anerkennen, dass in der Auffassung des menschlichen Baues in seiner schönen Regelmässigkeit, wie wir ihn hier finden, sich ein weiter entwickelter Schönheitssinn als in den Thiergestalten bewährt. Es liegt darin immerhin eine Empfänglichkeit für geistiges Leben im Allgemeinen, für Regel, Ordnung, Sitte; aber gerade weil hier schon so viel gegeben, machen wir höhere Anforderungen, und der Mangel des freien, individuellen Charakters giebt diesen wohlgebauten Gestalten etwas Starres und Leichenhaftes. Auch die Thiergestalten sind in der freien Sculptur durchweg ruhig, und zwar liegend dargestellt, auf den Reliefs dagegen oft höchst lebendig und mit freier, natürlicher Bewegung. Der Pferde an den Streitwagen ist schon gedacht, nicht minder charakteristisch sind die Stiere auf den ländlichen Bildern in den Hypogäen behandelt. Auf der Darstellung einer Löwenjagd in Medinet-Habu stürzt der getroffene Löwe auf den Rücken; in einer Kriegsscene zu Ipsambul sieht man am Fusse der feindlichen Burg die Heerden, welche vom Kriegsschauplatze fortgetrieben werden, wo dann Stiere und Ziegen, von der Geissel des Hirten geängstigt, höchst lebendig und natürlich springen.

Auf solchen historischen Darstellungen ist bei Thieren und Menschen ein unbefangenes Streben nach Naturwahrheit unverkennbar, auf den religiösen Bildern dagegen die phantastische Zusammensetzung von Gliedern verschiedener Thiere unter sich oder mit menschlichen Theilen gewöhnlich. Von den Göttern mit Thierköpfen war oben die Rede. Auf den Reliefs sehen wir häufig hinter einem Gotte eine niederhockende menschliche Gestalt mit grossen, aber nach vorn gebogenen Flügeln, mithin wohl in der Bedeutung, den Gott ehrenvoll zu schirmen, wie hinter dem Könige ein Sonnenschirm getragen wird. Sie erinnert an die Cherubim des jüdischen Heiligthumes, denen sie sogar vielleicht als Vorbild gedient haben mag.

Unter den Gestalten, bei denen der grössere Theil thierisch ist, sind zuvörderst die Sphinx zu erwähnen, gewöhnlich Löwenkörper mit dem Kopfe und der Brust eines Mannes, zuweilen auch mit einem Widderkopfe. Sie haben nur eine monumentale architektonische Bedeutung und finden sich meistens, wie ruhende Wächterhunde, vor den

Tempeln, Palästen und Gräbern. Auch Widdergestalten vertreten ihre Stelle. In Reliefs kommen sie niemals, ausser in hieroglyphischen Schriftzeichen, vor. Uebrigens ist die Zahl solcher Thiergestalten beschränkt, und wir erkennen in denselben mehr die Satzung einer religiösen Symbolik, als das wechselnde Spiel der freien Phantasie.

Die Anordnung der oft sehr ausgedehnten Reliefs ist meistens im Profil, und zwar bei einzelnen Gegenständen ohne alle Rücksicht auf ihre Dicke; von dem Wagen sieht man z. B. nur ein Rad (vgl. Fig. 64), von dem Tische nur zwei Füsse. Dagegen findet sich eine Art von perspectivischer Vertiefung des Bildes, wenn es darauf ankam, eine Mehrzahl der Gestalten zu bezeichnen; mehrere Pferde vor dem Wagen sind, wie das ebenangeführte Beispiel zeigt, durch die Umrisslinien der Brust und der Füsse, Krieger in Reihen durch ähnliche Vervielfältigung der Umrisse angedeutet. Auf anderen Bildern ist ein anderer Weg eingeschlagen, um die Menge der Gegenstände, wie wir sie in der Natur perspectivisch sehen, zu vergegenwärtigen, indem nämlich das Entferntere über dem Näheren in einer zweiten Reihe dargestellt ist. So führt ein ägyptischer Krieger in grösserer Dimension die Schaaren der gefesselten Feinde, welche dann, obgleich die Ketten alle in seiner Hand zusammen laufen, in Reihen übereinander hinter ihm abgebildet sind; ebenso bei den Triumphzügen, wo der König in grossem Maassstabe gebildet ist, während mehrere Reihen kleinerer Gestalten ihm Gefangene oder Geschenke vorführen. Das Bildwerk ist auch hier eine Art von Schrift, man hilft sich so gut man kann, um den wichtigen Umstand der grossen Zahl gefangener Feinde nicht unausgesprochen zu lassen. Es ist aber auch etwas Perspectivisches in dieser Anordnung, nur dass statt der Köpfe der hinteren Reihen die ganzen Figuren dargestellt sind.

Man darf nicht glauben, dass es ein bewusstes Vorurtheil oder ein gesetzliches Verbot war, welches die Aegypter von freierer Auffassung der Natur abhielt und an eine feste Regel band. Vielmehr stellten sie die Natur, so weit sie sie verstanden, möglichst treu und lebendig dar. Das äusserliche Leben, Bewegung und Thatkraft, das Thier und der Mensch in seinen allgemeinen Beziehungen, im kriegerischen, öffentlichen Leben gelingen ihnen daher sehr wohl; die Darstellungen von häuslichen Beschäftigungen in den Hypogäen haben oft Motive von grosser Naturwahrheit und Naivetät. Aber das Seelenleben ist noch eine unbekannte Region. Daher bildet sich denn auch der merkwürdige Unterschied, dass die Reliefs bewegt, reich, mannigfaltig, die Statuen aber starr und gleichförmig sind. Die Statue ist die Gestalt des Menschen in seiner Selbstständigkeit, ihr giebt erst der persönliche Charakter

den abweichenden Ausdruck. Nimmt man der menschlichen Gestalt dies persönliche Element, so bleibt nur die allgemeine Regel der ganzen Gattung übrig, das harmonische Verhältniss der Glieder, der Körper als architektonisches Kunstwerk der Natur ¹⁾. Dies erklärt denn auch ganz jene feste Regel, welche die ägyptischen Bildner, nach Diodor's angeführter Erzählung, zu Grunde legten. In allem Architektonischen bildet sich ein Zahlenverhältniss, das man zur Erleichterung der Arbeit anwendet; hier unterlag auch der menschliche Körper einem solchen Kanon, der um so fester wurde, je grösser die Schwierigkeit ist, ihn nach freiem Augenmaasse richtig auszuführen.

Wir sehen leicht, wie alles zusammenhängt. Durch jenen festen Kanon wurde es möglich, Gestalten von den kolossalsten Dimensionen mit Leichtigkeit richtig darzustellen. Aus derselben Richtung aber, welche diese Kanon entstehen liess, musste auch die Neigung zum Kolossalen hervorgehen. Denn da man individuelles Leben, Charakter und Seelengrösse nicht kannte, wenigstens nicht soweit anerkannte, um ihnen äusseren Ausdruck zu leihen, so musste das Bedürfniss, die Grösse des Gottes, des Fürsten und Helden eindringlich darzustellen, auf die körperliche Vergrösserung hinführen, welche denn auch bei der ruhigen Haltung und bei der schönen Harmonie der Verhältnisse, in welchen man den Körper auffasste, einen würdigen und imponirenden Eindruck machte. Hieraus ging ferner, wie die Vergrösserung, so auch die Vermehrung dieser Statuen und ihre architektonische Bedeutung hervor. Denken wir uns die schönsten Werke des griechischen Meissels, ich will nicht sagen den Apoll von Belvedere, sondern irgend eine ruhigere Gestalt, etwa die Pallas von Velletri, in mehreren Exemplaren wiederholt, so würde kein vortheilhafter Eindruck, und noch viel weniger ein Ganzes entstehen; jede dieser Figuren macht den Anspruch, allein, einzig in ihrer Art zu sein. Nehmen wir aber die ruhigen Gestalten der ägyptischen Kunst in der Mehrzahl, so hindern sie einander nicht, vielmehr da jede von ihnen ohnehin nur die Regel der menschlichen Natur in ihrer allgemeinen Bedeutung darstellt, so wird dieser Eindruck von Grösse und Würde durch die Vermehrung nur erhöht.

Andererseits deutet aber sowohl die Vergrösserung als die Vervielfältigung der Gestalten auf einen Mangel des Sinnes für menschliche Schönheit hin. Jede Darstellung über Lebensgrösse hat schon etwas Unförmliches und lässt die feineren Züge unentwickelt. Bei den ägyptischen Kolossen fällt aber das Abenteuerliche und Gewaltsame

¹⁾ Vgl. die hiemit übereinstimmenden Bemerkungen in dem Aufsätze von H. Brunn, im Rhein. Museum, neue Folge. Bd. X. S. 153 ff.

dieser Steigerung um so mehr auf, weil ihre Statuen nicht etwa durch die Entfernung vom Boden dem Auge entrückt sind, sondern zu ebener Erde, an dem Fusse der Mauern stehen, über deren Gesims sie hinausragen.

Die Vorzüge dieser Kunst hängen also mit ihren Mängeln zusammen. Ihre Werke imponiren uns zwar nicht bloss durch ihre Masse, sondern auch durch etwas Geistiges, nämlich durch die schöne Regelmässigkeit der menschlichen Gestalt, durch den Ausdruck gehaltener Kraft und würdevoller Ruhe, und durch den heiligen Ernst, der keine selbstische Regung aufkommen lässt. Diese Würde ist aber stets dieselbe, und sie wird durch den Mangel individuellen geistigen Lebens erkauft. Während wir von einem Werke der griechischen Kunst zum anderen fortschreiten, bei jedem neue Anregung, neuen Genuss finden, gleicht hier eine Gestalt der anderen; sie ermüden, wenn man sie einzeln betrachtet, aber sie wirken in architektonischer Umgebung durch ihre Massen entweder durch kolossale Vergrösserung oder durch reihenweise Vermehrung der Zahl.

Die Reliefs gehen zwar über diese steife Ruhe hinaus; sie geben eine recht lebendige Anschauung sogar des häuslichen Lebens jener uralten Vorzeit, und haben neben diesem historischen Interesse auch in künstlerischer Beziehung durch ihre Naivetät und die Unbefangenheit der Auffassung einen grossen Reiz. Diese Lebendigkeit schliesst sich zwar insofern an die Ruhe der Statuen an, als auch hier bloss sinnliche Kraft, nur in der Bewegung wie dort in den Formen erscheint; dass sie aber wirklich schon die Grenzen des ägyptischen Geistes überschreitet, sehen wir daran, dass er sich der Quelle dieses regeren Lebens nicht bewusst wurde, und daher auch nicht dazu überging, an den Statuen den Ausdruck des Starren und Leblosen zu bemerken und zu überwinden. Es giebt in der Kunst jedes Volkes einzelne Züge, in denen es über seinen Standpunkt hinausgreift, die beschränkte Weltansicht, an der es sonst haftet, gleichsam vergisst, und durch die Natur der Dinge weiter geführt wird, als es sich selbst eingestehen und erklären kann. Gerade solche Züge sind aber stets die anziehendsten, indem sich in ihnen das Verdienst des wirklich erworbenen Standpunktes mit der Ahnung eines höheren paart, und uns dadurch das Gefühl des unendlichen Fortschreitens der menschlichen Natur gegeben wird. Der Geist ist überall Leben und Bewegung; er strebt zwar nach einer Regel, aber wenn er sie erlangt hat, darf er nicht in ihr erstarren. Bei den Aegyptern war die Regel enger und fester als bei anderen Völkern; um so erwünschter ist es deshalb,

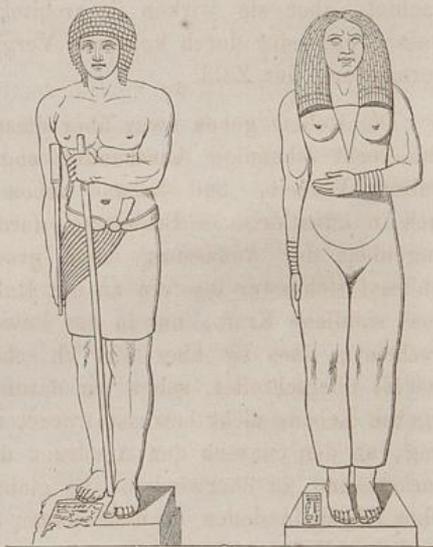
wenn sie sich darüber erheben und wenn die unvertilgbare Lebendigkeit der menschlichen Natur sich frisch und unbefangen äussert.

So kann man denn auch in den bildenden Künsten der Aegypter von geschichtlicher Entwicklung im wahren Sinne des Wortes nicht sprechen. Was an Unterschieden der Behandlung und des Styles in den Denkmälern zu Tage tritt, ist mehr äusserlicher Art; die Grundanschauungen bleiben im Wesentlichen dieselben. Wir wollen jedoch nicht unterlassen, die Verschiedenheiten, soweit sie durch die neuere Forschung an der Hand chronologischer Daten, wenigstens für die Werke der Plastik, ermittelt sind, hier in Kürze zu charakterisiren¹⁾.

Den Anfang macht auch hier, wie bei der Architektur, ein Streben, sich trotz der schon fertigen kanonischen Gesetze möglichst eng an die Natur anzulehnen. Unter den Denkmälern dieses altägyptischen Naturalismus, wenn man so sagen

darf, haben zunächst drei Statuen des Louvre ein besonderes Interesse, von denen wir zwei in der nebenstehenden Figur 65 wiedergeben. Es sind Porträtbilder eines Priesters und seiner Gattin, so gut sie eben die Urzeit der Kunst, aus der sie stammen, das vierte Jahrtausend v. Chr. zu geben vermochte. Eigenthümlich ist an ihnen der untersetzte und schwerfällige Körperbau, das Kräftige und Lebendige, namentlich in der Wiedergabe der Musculatur, aber auch in den Köpfen, die ein lebhaftes Ringen nach Ausdruck verrathen; zur Erhöhung desselben sollte wohl der grüne Farbenstrich dienen, mit dem die Augen unten umrändert sind. In der steifen Stellung und Haltung macht sich freilich der Zwang schon geltend, aber das Vierschrötige und Musculöse zeichnet diese ältesten Werke vor allen späteren aus. Die Köpfe sind, wie schon oben bemerkt, mit Perücken bedeckt. In

Fig. 65.



Priester und Priesterin; ägyptische Porträtstatuen aus dem 4. Jahrtausend v. Chr.

¹⁾ Vgl. namentlich Emm. de Rougé, Notice des monuments exposés dans la galerie etc. du Louvre. 2. ed. Paris 1852. 8^o. S. 7 ff.; und dessen Bericht im Pariser Moniteur vom 7. und 8. März 1851.

den Gesichtszügen ist die Aehnlichkeit mit den Grabreliefs aus den memphitischen Todtenkapellen unverkennbar. Neben diesen letzteren gehören auch die merkwürdigen Felsreliefs an den Sandsteinwänden des Wadi Maghara auf der Sinai-Halbinsel zu den Denkmälern aus der Pyramidenzeit ¹⁾. Alle diese Werke werden jedoch an historischem Interesse durch die Porträtbilder überboten, welche unlängst von einem der Pyramidenkönige selbst durch das Glück eines Forschers zu Tage gefördert sind. Wir meinen die obenerwähnten sieben Statuen des Königs Chephren, welche Mariette-Bey 1860 aus einem Brunnen in der Nähe der Pyramide des genannten Königs hervorholte. Die besterhaltene derselben ist auf Grundlage des im Berliner Museum befindlichen

Fig. 66.



Porträtstatue des Königs Chephren im Museum von Cairo.

Gypsabgusses in unserer Fig. 66 mitgetheilt ²⁾. Der König ist bis auf den feingestreiften Lendenschurz und die Kopfhaube ganz nackt. Die Arme liegen auf den Schenkeln; die Rechte scheint eine Binde zu halten. Er sitzt auf einem Thron, dessen Füße von zwei Löwen gebildet werden und auf dessen hoher gerader Rücklehne ein Sperber mit ausgespannten Flügeln sitzt, als breite er über dem Haupte des Monarchen seinen Schutz aus. An den Seitenwänden des Thrones zwischen den Löwenfüßen sind in symmetrischer Anordnung Papyrus- und Lotosstauden und ein ornamentales Zeichen ausgehöhelt, welches die Vereinigung von Nord- und Süd-Aegypten symbolisirt. Das Interessanteste aber ist für uns die naturwahre schöne Behandlung des Körpers und die unverkennbaren Spuren von Individualisierung im Antlitz. Majestät und Leutseligkeit mischen sich in dem Ausdruck, die Profillinie ist mehr als üblich vorgeschoben, die Nase länger und feiner als gewöhnlich, die Backen sehr voll. An dem

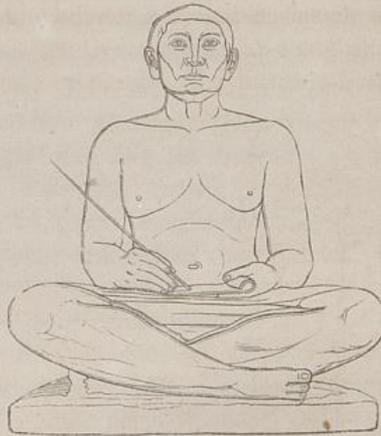
¹⁾ Lepsius, Briefe 335 ff.; Denkm. Abth. II. Bl. 2, 116, 137, 140, 152; III. Bl. 28.

²⁾ H. Brugsch, Zeitschr. f. ägypt. Spr. u. Alterthumsk. 1864. S. 58 ff.

Kinne sitzt ein Bruchstück des hergebrachten steifen Bartes; obwohl das übrige Gesicht auch hier ganz glatt ist, kann man doch in dem Ganzen den Ausdruck reifer Männlichkeit und Kraft nicht verkennen. Die feste Bestimmung des Lebensalters, die sonst in der ägyptischen Plastik fast unmöglich ist, lässt sich aber noch weit entschiedener bei einem anderen Denkmal wahrnehmen, welches die Aegyptologen ungefähr der sechsten Dynastie gleichalterig setzen, nämlich dem Bilde eines hockenden Schreibers, in den oberen Sälen des Louvre (Fig. 67). Hier ist der Ausdruck des Porträt-mässigen noch frappanter. Der Kopf des Mannes, der sich unzweifelhaft in reiferen Jahren befindet, hat etwas von jener erschreckenden Wahrheit, die man auch an einigen altgriechischen Werken frühen Datums beobachtet hat. Die farbige Bemalung in braunrother Farbe und die aus Quarz eingesetzten glänzenden Augen steigern diesen Eindruck noch um ein Bedeutendes. Wir befinden uns hier scheinbar in einer ganz anderen Kunstwelt; die Fesseln der strengen Typik sind abgefallen.

Alle Erscheinungen haben jedoch, soweit unsere Kunde reicht, nur einen ephemeren Charakter. Je mehr die ägyptische Cultur vorschreitet, um so mehr entfernt sich die Plastik von der treuen und ungehemmten Auffassung der Natur. In diesem Sinne kann man daher wohl mit dem älteren Reisenden Nestor L'Hôte sagen, die ägyptische Kunst habe das Eigene, je weiter man auf ihren Ursprung zurückgehe, desto vollendeter sich zu erweisen³⁾. In der Periode der zwölften Dynastie, in welche wir die künstlerisch vollendetsten Werke der Baukunst setzten, hielt die alte kraftvolle und gediegene Durchbildung der Sculpturen noch an. Aber es tritt um diese Zeit jener oben erwähnte zweite Kanon der Proportionen ein, welcher den Gestalten eine grössere Schlankheit und Eleganz verleiht. Hauptbeispiele sind eine leider nur sehr fragmentarisch erhaltene

Fig. 67.

Statuette eines Schreibers.
Louvre.

³⁾ Vgl. Mariette, in der Revue archéol. 1860. II. S. 19 ff.

Kolossalstatue des Königs Usertesen I. im Berliner Museum und die aus rothem Granit prachtvoll gearbeitete Kolossalstatue des Königs Sevekhotep III. der dreizehnten Dynastie im Louvre. Auf dem Antlitze dieser Statue wohnt ganz jene sanfte und majestätische Heiterkeit, welche den hohen Reiz der ägyptischen Kunst in ihrer besseren Zeit ausmacht.

Auch die Hyksosperiode ist seit den jüngsten Ausgrabungen im Delta in der ägyptischen Sculpturgeschichte durch charakteristische Proben vertreten. In der Gegend von San, dem alten Tanis, kamen unter anderen höchst merkwürdigen Sculpturen auch sechs grosse Sphinxen aus rothem Granit mit menschlichen Köpfen von entschieden fremdländischem Charakter zu Tage, welche man für Werke der asiatischen Eroberer hält ¹⁾. Jedenfalls entstammen sie der Zeit ihrer Herrschaft und beweisen, dass diese auch für die monumentale Plastik nicht nur Zerstörungen mit sich brachte. Von den Köpfen abgesehen tragen übrigens die Sphinxen von Tanis durchaus den ägyptischen Typus.

Mit der achtzehnten Dynastie nähern wir uns den Zeiten der höchsten Machtfülle des Reiches; diese äussert sich zunächst auch in der Plastik durch eine ungeheuere Thätigkeit, durch ganze Wälder von Götter- und Königsstatuen, Sphinxen und anderen Kolossalbildern, wie deren besonders die Museen von Turin und Paris in ausgesuchten Mustern darbieten. Die grösste Reinheit in den Umrissen, ein staunenswerther Glanz der Technik zeichnen diese Bildwerke der ersten Thotmosen aus. Aber schon gesellt sich dazu eine gewisse übertriebene Rundlichkeit, die dann unter den Herrschern der neunzehnten Dynastie, ganz wie in deren architektonischen Werken, in Kraftlosigkeit und leere Glätte ausartet. Die kolossalen Dimensionen können hier noch weniger als bei den Bauwerken den Mangel künstlerischer Empfindung ersetzen. Die Linien des Gesichts werden stumpfer, die Formen hölzern und auch der Technik fehlt die alte Sauberkeit. Namentlich an den zahlreichen Kolossalstatuen, welche den glorreichen Namen der Ramses-Sesostris tragen, kann man diesen allmäligen Verfall deutlich wahrnehmen. Die reiche bildnerische Ausstattung des grossen Granitsarkophags König Ramses III., seines Nachfolgers, macht sogar schon den Eindruck des Unfertigen, Skizzenhaften.

Unter Psammetich tritt dann auch in der Sculptur eine Art Regeneration ein. Man griff mit Bewusstsein auf die alten Muster zurück,

¹⁾ Mariette, Lettres sur les fouilles de Tanis. Revue archéol. 1861. Fevr.; 1862. Mai.

und schuf einige durch Grazie und Geschick der Behandlung ansprechende Werke. Aber die übertriebene Glätte und das geziert Alterthümliche, das diesen Nachschöpfungen anklebt, lassen uns darüber nicht in Zweifel, dass die alte Kraft des Aegypterthums gebrochen war. Als Beispiel sei der prächtige Basaltsarkophag des Priesters Taho genannt, den Champollion in den Louvre brachte.

Die ptolemäische Zeit führte den dritten Kanon der Proportionen ein und veränderte damit nicht nur Einzelnes in den Verhältnissen der Glieder, wie der zweite, sondern die ganze Eintheilung der Gestalt. „Der Kopf, — so schildert Lepsius das Wesen dieses Umschwunges, — wird grösser, die Brust rückt tiefer, der Nabel höher; im Ganzen werden die Conturen ausschweifender und geben die frühere schöne Einfachheit und Züchtigkeit der Formen, worin zugleich ihr grossartiger und eigenthümlich ägyptischer Charakter lag, gegen die unvollständige Nachahmung eines unbegriffenen fremden Kunststyles auf.“

Die Schöpfungen der römischen Kaiserzeit endlich können nicht eigentlich für ägyptisch gelten. Es sind ganz freie Nachbildungen, bei denen nur Aeusserlichkeiten, wie Stellung und Kostüm der Statuen, an die Stylweise der Aegypter erinnern.

Schlussbetrachtung.

Die ägyptische Sculptur ist ihrem Geiste und ihrer Ausführung nach architektonisch. Auf den weithin gestreckten Wänden kann sie etwas freier in kriegerischem Leben sich entwickeln, wenn sie nur die Linien der baulichen Ordnung betrachtet; aber in freistehenden Statuen dient sie der Architektur und ist ihr untergeordnet. Jene sitzenden Kolosse vor den Pylonen haben, wie diese thurmartigen Bauten selbst, nur den Zweck, die Würde des Ortes anschaulich einzuprägen; die Sphinxalleen sind noch mehr bloss architektonische Bezeichnungen des Zuganges; jene stehenden Gestalten an den Pfeilern der Vorhöfe folgen auf einander wie Säulenreihen, ja noch gleichförmiger. Andererseits kann man aber ebenso von der ägyptischen Architektur sagen, dass sie sich mehr als die Baukunst anderer Völker an die Sculptur anschliesst. So regelmässig und strenge sie ist, so kennt sie doch keine frei erfundenen, rein geometrischen Verzierungen, sondern hält sich immer in dem Kreise der Naturnachahmung. Wir sprachen schon von den Pflanzenformen der Säulen. Sie sind architektonische Glieder, denn sie tragen, und dadurch unterscheiden sie sich von den

freistehenden Statuen vor den Pylonen oder in den Höfen, aber sie unterscheiden sich bei weitem nicht in dem Maasse, wie in der Kunst anderer Völker Architektur von Plastik. Denn jene Statuen wirken auch architektonisch, und diese Säulen sind wie sie eine Nachahmung der Natur, in kolossaler Vergrößerung und in regelrechter Fesselung der lebendigen Verhältnisse, nur dass die Vergrößerung der Blumen noch grösser, die Auffassung der Verhältnisse noch etwas mehr phantastisch modificirt ist, als bei der menschlichen Gestalt. Selbst jener Wechsel der Säulenformen derselben Reihe hängt mit der Pflanzennatur, mit der bunten Mischung der Blumen auf der Flur zusammen, und bildet einen richtigen Gegensatz gegen die Wiederholung der gesetzlich ausgebildeten Menschengestalt. Betrachten wir in diesem Sinne das ganze Gebäude, die Felsformen der Wände, die Pflanzenreihen der Säulenhallen, die grandiosen Priestergestalten an den Pfeilern, die Kolosse, die Sphinx in ihrer ewigen Ruhe, so haben wir ein phantastisches Bild der Natur in ihrer Erstarrung, mehr ein plastisches Werk, als das rein architektonische Erzeugniss des menschlichen Geistes.

Auch die ganze Anordnung des Gebäudes ist mehr plastisch als architektonisch, es fehlt ihr jene äussere Zweckmässigkeit, welche das Gesetz der Baukunst ist. Das kleine Heiligthum bedurfte dieser umgebenden Massen nicht; sie sind freie selbstständige Zusätze, Ausschmückungen, wie die Werke der Plastik. Daher ist auch in ihnen die strenge Unterordnung, der Charakter des Dienens und der Verbindung keineswegs so deutlich ausgesprochen, wie in der griechischen Baukunst. In dieser tragen die Atlanten und Karyatiden wirklich das Gebälk, hier lehnen sie sich, obgleich in architektonischer Menge, nur an die tragenden Pfeiler. Man sieht, beide Künste nähern sich auf halbem Wege, die architektonisch behandelte Statue und der freie Luxus der Pylonen und Pflanzensäulen sind nicht weit entfernt von einander.

Aehnlich verhält es sich zwischen Malerei und Plastik; wir sahen schon, wie auch diese hier noch zusammenfallen, das vertiefte farbige Relief sich der Malerei nähert, ohne dass diese selbstständig vorhanden ist. Alle drei Künste haften daher an einander, sie lösen sich nicht, sondern befinden sich vermischt, gleichsam in einem Chaos vor der Erschaffung der einzelnen Künste. Dieser Zustand ist ein mangelhafter, besonders für die Plastik und Malerei, welche auf diesem Wege zur Entwicklung ihrer höchsten und freiesten Schönheit nicht kommen können, aber auch, wenn gleich in minderem Grade, für die Baukunst, da sie sich nicht rein und in ihrer edelsten Gestalt zeigt. Allein für diese letzte Kunst ist jedenfalls auch wieder ein Vortheil damit verbunden. enn

sie macht ihrer Natur nach überall auf den Schmuck der beiden andern Künste und mithin auf ein Zusammenwirken mit denselben Anspruch. Dies kommt aber, wenn alle drei Künste völlig entwickelt sind, die Architektur die plastischen, die Plastik die malerischen Elemente ausgeschieden hat, nur unvollkommen zu Stande. Denken wir uns den griechischen Tempel oder die christliche Kirche mit ihrer Ausstattung von Statuen und Gemälden, so haben wir immer mehr eine äussere Zusammenstellung als eine untrennbare, organische Verbindung; jedes Element ist zu stark und nimmt unsere Aufmerksamkeit ganz in Anspruch. Bei dem ägyptischen Tempel ist dies anders, hier ist das Ganze wirklich Eins und untrennbar; die Bildwerke haben nicht die eigenthümliche Kraft und Bedeutung, um sich selbstständig zu machen, die Architektur enthält, selbst wenn man von dem Bilderschmuck ihrer Wände abstrahirt, in den Formen ihrer Säulen und Mauern schon plastische Elemente. Weil diese Einheit hauptsächlich der Architektur zu Statten kommt und sie weniger dabei leidet als die anderen Künste, schreiben wir der ägyptischen Kunst im Ganzen mit Recht einen architektonischen Charakter zu. Man darf aber nicht vergessen, dass auch der eigenthümliche Charakter der Architektur nicht rein ausgebildet ist, und dass daher der Geist der ägyptischen Kunst mehr der Gesammtheit der bildenden Künste in ihrer inneren Uebereinstimmung als der Baukunst allein angehört.

Diese Erscheinung ist in vieler Beziehung merkwürdig und lehrreich. Wir sehen daran, dass die Verbindung der bildenden Künste nicht etwa bloss durch Abstraction zu erkennen ist, sondern, dass ihnen ein gemeinsamer, wirklicher Existenz fähiger Geist zum Grunde liegt, dessen Eigenthümlichkeit wir hier nicht bloss theoretisch, sondern aus geschichtlicher Erfahrung wahrnehmen können.

Vergleichen wir die Aegypter mit anderen vorher betrachteten Völkern in Beziehung auf die bildenden Künste, so ist gar nicht zu verkennen, dass sie dieselben weit übertreffen.

Indien kann noch zuerst Anspruch auf eine Gleichstellung mit Aegypten machen. Es besitzt einen ähnlichen Reichthum von Werken, in welchen ebenfalls Architektur, Plastik und Farbe zusammenstimmen und ein imponirendes, grandioses Ganzes bilden. Man kann vielleicht selbst der indischen Plastik einen Vorzug reicheren Lebens zugestehen. Auch in Beziehung auf das enge Anschliessen der Architektur an die Natur ist noch eine Verwandtschaft da. Allein schon darin weichen beide ab, dass die ägyptische ihre Werke, wenn auch Naturnachahmungen, in freier Schöpfung hinstellte, die indische mit der Natur verwachsen liess. In

der Verbindung der Natur und Kunst ist also in Indien die Natur, in Aegypten die Kunst vorherrschend. Damit hängt es zusammen, dass während hier Maass, Regel und Kraft, die Eigenschaften des Geistes, hervortreten, dort der wilde Wechsel der Formen, welchen die Natur dem in ihr Geheimniss uneingeweihten Auge zeigt, und der Charakter schlaffer Auflösung, welchen sie nur dem unselbstständigen Geiste verleiht, vorwalten. In Beziehung auf die bildende Kunst und auf ihr Verhältniss zur Natur ist also der Geist des alten Aegyptens dem der Inder vorgeschritten. In anderen geistigen Beziehungen dagegen haben diese unleugbar den Vorzug. Eine reiche, höchst regelmässig und wohl gebaute Sprache, Buchstabenschrift, seit frühen Zeiten eine vielgestaltige wissenschaftliche Literatur, eine erhabene Poesie voller Gefühl und Leben, in allen Gattungen ausgebildet, sind das unbestrittene Eigenthum der Inder: Schätze, auf welche Aegypten nicht in gleichem Maasse Anspruch machen kann.

Endlich in sittlicher Beziehung scheint die Waagschale zu schwancken. Den Indern kann der Vorzug milderer Sitte, zarter Empfindung, feinerer moralischer Unterscheidung, überhaupt einer tieferen Innerlichkeit nicht abgesprochen werden; aber sie sind unzuverlässig, schwankend, willkürlich, durch Blut und Ausschweifungen befleckt. Die Aegypter dagegen, wenn auch gröberen Sinnes in der freien Entwicklung der Individualität hinter jenen zurückstehend, geben ein Bild der Ordnung und Mässigung, welches das sittliche Gefühl mehr befriedigt.

Die anderen Völker, Babylonier, Assyrier, Perser, Phönicier, Juden können in Beziehung auf bildende Kunst überall keinen Vergleich mit den Aegyptern vertragen. Das bildende Element ist bei den meisten von ihnen ein fremdes, und vielleicht sind gerade deshalb ihre einzelnen baulichen Unternehmungen so berühmt geworden, weil sie vereinzelt dastanden und ungewöhnliche Leistungen in Anspruch nahmen. Was sich speciell bei den Persern Eigenthümliches und Gefälliges zeigt, ist nur ein späterer Reflex fremden Glanzes, wenn auch durch den Grundton des persischen Lebens gefärbt und bedingt.

Die grösseren oder geringeren Vorzüge, welche diese Völker etwa besitzen, hängen daher nicht überall mit der bildenden Kunst zusammen, sondern liegen ganz auf der geistigen Seite. Die Handelsvölker von Mesopotamien und Phönicien, ganz dem weltlichen Leben zugewendet, in religiöser Beziehung abergläubisch und roh, nur durch Rührigkeit, Verschlagenheit ausgezeichnet, kommen selbst hier nicht in Betracht, und stehen auch in sittlicher Beziehung auf einer tieferen Stufe. Dagegen ist in dem persischen Dualismus schon eine tiefere Erkenntniss des Geistes zu achten aus

welcher denn auch die Keime reinerer verständigerer Moral hervorgingen. Dass diese nicht schönere Früchte trug, lag aber eben in der Einseitigkeit der geistigen Grundanschauung. Denn der Gedanke des Gegensatzes und Kampfes führte nur auf äusserliche Beherrschung, nicht auf innerliche Versöhnung, auf ein Nützlichkeitsleben, in welches die Phantasie sich nicht hineinbilden, sondern nur in eine abenteuerliche Märchenwelt hinausschweifen konnte. Daher entstand auch hier weder ein edler sittlicher Zustand, noch höhere Poesie oder Wissenschaft.

Der jüdischen Weltansicht, obgleich sie eine viel reinere war, lag eine ähnliche dualistische Scheidung von Geist und Natur zu Grunde, welche zwar nicht zum religiösen Bewusstsein kam, aber in praktischer Beziehung dennoch Einfluss hatte. Indem die Juden nicht aus der Natur, sondern nur aus der Offenbarung, durch das Wort unmittelbar belehrt zu sein meinten, bildete sich eine Nichtbeachtung des natürlichen Elementes, welche theils die Gestaltung unregelter Sitte, theils ein hochmüthiges Ueberheben über die Natur und über die anderen Völker der Erde herbeiführte. Eigentlich künstlerisches Bedürfniss konnte hier ebenso wenig wie bei jenen Handelsvölkern und den Persern entstehen, aber der höhere religiöse Schwung des Geistes und die Erhebung über die Gemeinheit des Bedürfnisses bildeten unbewusst das poetische Element zur begeisterten Prophezeiung oder zum frommen Psalm aus, so dass sie im Gegensatze gegen die stummen bildenden Künste der Aegypter die Kunst des Gesanges und des Liedes hervorriefen. Ihrem sittlichen Leben fehlte aber, bei aller Vortrefflichkeit der Lehre, die Festigkeit, Regelmässigkeit und Mässigung der Aegypter. Wie bei den Persern die Willkür des Despotismus, verhinderte hier das Schwanken und die Unhaltbarkeit des theokratischen Regiments die Ausbildung jener ruhigen und wohlgeordneten Gesinnung, welche allein die Grundlage aller Sittlichkeit ist. Aber wir können auch tiefer gehen. In der Beziehung des einzelnen Geistes auf sich liegt der Keim des Bösen; gesellt sich dazu die Nichtbeachtung oder Verachtung der Natur, so wuchert dies egoistische Princip ungehindert und erhärtet sich in ungebrochener Kraft. Die Hingebung an die Natur ist das erste Mittel zu einer reineren, uneigennütigen Gesinnung.

Hierin liegt der Vorzug des ägyptischen Volkes, hierin auch sein Beruf zur bildenden Kunst. Denn diese gedeiht eben nur bei der Unbefangenheit des Gemüths, welche den Gegensatz gegen die äussere Welt kaum empfindet, und daher gleich weit von Selbstpeinigung und von Hochmuth wie von dem Taumel ausschweifenden Genusses sich der Natur erfreut. Während der reiche und volle Geist der Inder in wildem

Schwanken von übertriebener geistiger Steigerung zu sinnlicher Ausschweifung herabsinkt, während bei den westasiatischen Völkern der Geist der Eigensucht bald krämerhaft, bald despotisch, bald in religiöser Abgeschlossenheit sich ausbildet, entwickelt sich bei den Aegyptern ein zwar beschränktes, aber festes und wohlgeordnetes Lebenssystem, eine gediegene und gesättigte Verschmelzung des Geistigen und Natürlichen. Das geistige Princip zeigt sich zwar auch bei ihnen nicht bloss von seiner schönen Seite, sondern auch als Eigensucht, als priesterliche Beschränkung und als nationeller ausschliessender Hochmuth, aber überall ist das Band der Kaste, der Sitten und Gesetze, der Religion zu stark, um den Egoismus des Einzelnen als zerstörende Macht um sich greifen zu lassen.

In dieser frühen Epoche der Weltgeschichte war die geistige Ueberlieferung und, wenn man es so nennen darf, die Erziehung der Völker noch zu schwach, um der sinnlichen Uebergewalt der Natur leicht zu entgehen. Kam selbst das geistig so hoch begabte Volk der Inder nur zu jener schwankenden Gestalt, so schien der freien Einsicht des Geistes nichts übrig zu bleiben, als sich entschieden von der Natur loszusagen, wie es von den westasiatischen Nationen geschah.

Der Mittelweg, den die Lenker des ägyptischen Volkes einschlugen, war daher das Werk einer wahrhaft genialen Einsicht, auf welche aber auch die eigenthümliche Natur des Landes hindeutete, indem sie selbst Einheit und Regel, Ordnung und Maass lehrte. Hier bildete sich daher eine Weltansicht, welche nicht im Gegensatze gegen die Natur stand, sondern aus ihr hervorging, und zugleich ihr Gebieter und Beherrscher wurde. Daher erhielt hier das sittliche Wesen die feste Gestaltung der Naturverhältnisse. Die Sinnlichkeit wurde gebändigt, zum Thatkräftigen ausgebildet, das geistige Princip erschien als höhere Ordnung der Natur, nicht als egoistische Einseitigkeit.

Wir sehen, wie dieser Vorzug auch die Beschränkung des Zustandes enthält. Gefesselt an die äussere Natur konnte der ägyptische Geist sich weder zu den hohen Philosophemen und den phantasievollen Dichtungen Indiens noch zu der gediegenen Wahrheit und dem Hymnus des Judenthums erheben. Der Verstand sowohl als die Phantasie waren zwar, als bei einem geistig hochbegabten Volke, lebendig, aber sie erhoben sich nicht über die äussere Welt. Ebenso ist die Sittlichkeit eine beschränkte, für höhere Läuterung der Seele nicht geeignet; die Satzung, eben weil sie aus der Natur hervorgeht, hat eine sinnliche Härte, einen Charakter der Unfreiheit, welcher auf allen Aeusserungen des Geistes lastet.

Diese Beschränkung begünstigt offenbar die Entstehung der bildenden Kunst. Um sich der Natur so hinzugeben, ihre Formen empfangend aufzunehmen, sie mit geduldiger Ruhe organisch auszubilden, bedarf es eines Geistes, der nicht im hochstrebenden Freiheitsdrange die Natur nur berührt, um sich über sie hinaus zu schwingen. Allein auch die bildende Kunst erfordert die Freiheit und Selbstständigkeit eines nicht bloss empfangenden, sondern auch reagirenden Geistes. Der Geist Aegyptens ist noch zu sehr gebunden, seine Unfreiheit ist auch ein Mangel seiner bildenden Kunst.

Damit die Architektur sich ausbilde, muss das Bewusstsein absoluter Herrschaft des Geistes über die Materie, damit die Plastik und Malerei sich ganz entwickle, das Gefühl für Freiheit und Selbstständigkeit erwacht sein. Höhere Freiheit und Klarheit des Geistes muss sich mit frischer Natürlichkeit paaren, wenn die bildenden Künste über den Standpunkt, den sie bei den Aegyptern einnahmen, hinaus-schreiten sollen.

Es bedurfte hiezu eines anderen, reicher ausgestatteten Volkes. Die Richtungen und Gaben, welche bei den früheren vereinzelt waren, mussten sich vereinigt finden. Die Vollkraft der Inder musste durch geistige Abstraction, wie bei den Persern und Juden, geläutert, durch strenge Zucht und Stetigkeit, wie bei den Aegyptern, gekräftigt erscheinen. Jener Geist der Sonderung durfte nicht zu einseitig walten, nicht sich vom Boden der Natur losreissen, aber die hingebende Liebe zur Schöpfung durfte auch nicht in die Unbeweglichkeit der todten Natur übergehen. Der Verschmelzung dieser Richtungen stand aber ein gemeinsamer Mangel der orientalischen Völker entgegen, der Mangel des Gefühls der Persönlichkeit, der Freiheit. So lange der Mensch sich selbst, seine Würde und seine Bestimmung nicht erkannte, musste er einer der grossen Weltpotenzen, dem Geiste oder der Natur, ausschliesslich verfallen oder in haltungslosem Schwanken zwischen ihnen taumeln. Ein neues Element, ein neuer sittlich geistiger Boden war daher auch für den Fortschritt der bildenden Künste nöthig. Die Anlage der Aegypter, ausschliesslich für diese Künste günstig, war nicht ausreichend, sie weiter zu fördern.

Nur ein Volk, dessen geistige Anlagen die Keime der Freiheit in sich trugen und fähig waren, sich auch zur Poesie und zum freien Gedanken auszubilden, konnte diesen höheren Beruf erfüllen. Die einseitigen Gestaltungen, welche wir bisher betrachteten, sind daher nur die Vorläufer eines solchen, zu geistiger Totalität ausgestatteten Volkes. Indem wir ein solches in Griechenland kennen lernen, dort die bil-

denden Künste mit den Künsten der Rede und des Tones gepaart und vollständig entwickelt sehen werden, treten wir wie aus einer dunkeln Vorhalle in das helle Licht des Tempels, wo die Gestalten in der plastischen Herrlichkeit ihrer Körperbildung und im Glanze der Farben aus den stummen Wänden hervorschreiten und uns mit seelenvoller Geberde begrüßen.

